olèm.
2036^{n}

Paalzow

Das
Theater der Reformation,
oder
der Papst und die Reformatoren.

O doxa, doxa, quam magna es noxa.
LUTHERUS.

Herausgegeben
von
Christian Ludwig Paalzow.

Zweiter Band.

Berlin, 1824.
In Commission der Maurerschen Buchhandlung.
(Poststraße No. 29.)

Min. d. Innern
105

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die
Polemik
des
siebenzehnten Jahrhunderts.

Mundum tradidit disputationi eorum, ut non inveniat homo opus, quod operatus est Deus ab initio usque ad finem.

Ecclesiastes Cap. 3. VII.

Herausgegeben
von
Christian Ludwig Paalzow.

Berlin, 1824.
In Commission der Maurerschen Buchhandlung.
(Poststraße No. 29.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die Katholiken bestanden gleich nach Publikation der augsburgschen Confession darauf, daß die Protestanten in Erklärung derselben bei dem Buchstaben stehen bleiben und daß sie weiter kein symbolisches Buch einführen sollten. Die Protestanten behaupteten ihrer Seits, daß dieses Ansinnen dem Protestantismus entgegen wäre, auf einen Stillstand in der Erkenntniß und in den Wissenschaften abzielte und die finstern Jahrhunderte wieder zurück bringen würde. Die Katholiken schwiegen stille; indessen erneuerten sie ihr Begehren öfters, auch

noch im Jahre 1556, wo sich die Protestanten auf Luthern beriefen, der gesagt hatte, daß er seinen Nachkommen noch viel zu verbessern übrig gelassen, imgleichen nachher auf den noch lebenden Melanchthon, der 1557 in dem Colloquio mit den Katholiken den Ausspruch that, daß jeder Stillstand in einer Wissenschaft und so auch in der Theologie, der Anfang ihres Rückganges wäre. Es gab aber unter den Protestanten Viele, welche die Reformation mit Luthers Tode nicht nur für geschlossen hielten, sondern sogar Philologie und Philosophie zu treiben, den Theologen für schädlich achteten, und die Candidaten, die dergleichen Collegia gehört hatten, von geistlichen Bedienungen ausschlossen. Diese Theologen nannten die nach Luthers Tode entstandenen Reformatores, Deformatores; doch fanden sie nur bei solchen Beifall, die entweder keine Lust etwas zu lernen, oder die sich dem Mysticismus ergeben hatten. Die Widersacher der auf Luthern fol-

genden Reformatoren, fingen nach geschlossenem westphälischen Frieden von neuem an, ihre Forderung an die Protestanten geltend zu machen. Sie sagten, der genannte Friede setze die Unveränderlichkeit des Glaubensnormale fest, worauf ihnen aber geantwortet ward, daß kein Gesetz und kein Friede den Wissenschaften eine Gränze setzen könne, und die Verfasser des westphälischen Friedens am wenigsten an solche Hecken und Zäune gedacht hätten. Bei dem Wahlconvent zu Frankfurt am Main 1790 bestritt das Corpus Evangelicorum die in die Wahl-Capitulation durch die Mehrheit der Stimmen, (welche hier wegen des Rechts der Itio in partes, keinen Ausschlag geben kann), aufgenommene Unveränderlichkeit der symbolischen Bücher, und vertheidigte ihre Prüfung und die Rechte der protestantischen Fürsten, nach Maßgabe des Bedürfnisses und der Cultur der Wissenschaften gegen die Katholiken mit Vorbehalt einer gänzlichen Religionsfreiheit.

Die Reformation wird also so lange dauern, als die protestantische Confession; und ein jedes Jahrhundert, das zur Verbesserung in der Theologie beiträgt, wird mit Recht ein reformirtes genannt. Das siebenzehnte Jahrhundert, das sich durch Philologie und Auslegung der heiligen Schrift und durch Verbesserung der Philosophie auszeichnete, gehört also zu den reformirenden, und die sich in selbigem auszeichnende Männer können daher mit Recht Reformatoren genannt werden.

Hierdurch rechtfertigt sich der diesem Theile vorgesetzte Titel.

Leo der Elfte.

1605.

Er war der Sohn Octaviani, aus einem mediceischen, dem Großherzog von Toscana verwandten Hause, und ward am 1sten April 1605, in seinem siebenzigsten Jahre zum Papst erwählt. Schon unter der Regierung seines Vorgängers, Clemens VIII., war Acbar, der Groß-Mogul in Indien, aus Staatsursachen, um nämlich der mohametanischen Religion ein Gegengewicht zu geben, indem er besorgte, daß wenn er mit seinen Nachbarn, die dem Islam zugethan waren, in einen Krieg verwickelt würde, seine Muselmänner zu den Feinden übergehen und ihn mit Land und Leuten verrathen möchten — darauf gefallen, die christliche Religion in seinen Staaten ausbreiten zu lassen. Er wandte sich also im Jahr 1595 an den damaligen portugiesischen Vice-König Albuquerque in

Goa, mit dem Ersuchen, ihm einige Priester nach Agra, seiner Residenz, zu schicken, wo besonders die Mahometaner äußerst zahlreich waren und den größten Theil des Handels in Händen hatten. Der Vicekönig fand sich dazu geneigt und sandte die Jesuiten Hieronymus Xavieri, Rector des Collegiums zu Goa, den Emanuel Pigniero und Benedict de Gois, welche von dem Groß-Mogul sehr freundlich aufgenommen wurden und das Bekehrungswesen unter den Heiden nach ihrer gewohnten Art zu betreiben anfingen. Sie wandten sich nämlich an die Armen, deren Hochmuth sie damit zu kitzeln suchten, daß sie es wären, welchen die Gottheit das Himmelreich bestimmt hätte, und daß nur den Armen das Evangelium gepredigt würde. Allein diese Armen dachten wie die armen Juden zu Jesu Zeiten, die zwar sehr bereitwillig waren seine Lehren anzunehmen, wenn er sie auf seine Kosten leiblich speiste, ihn aber verließen, wenn er sie Statt dessen geistlich bewirthen wollte. Die Kinder in Agra ließen sich durch etwas Naschwerk leicht bereden sich taufen zu lassen —; sie ließen aber ihren Götzen wieder nach, sobald solches verzehrt war und die Jesuiten ihnen nicht mehr reichten. Um die Kinder zu behalten, wandten sie sich daher an die Eltern, die zwar kein Ohr hatten sich selbst taufen zu lassen, jedoch gegen eine Flasche Branntwein es geschehen ließen, ihre Kinder im Christenthum zu unterrichten. Die Jesuiten legten Schulen an, in welchen neben der Religion die

Kinder Lesen und Schreiben lernten, welches den unwissenden Eltern ungemein gefiel und ihnen die christliche Religion annehmlich machte, indem sie sich einbildeten, daß das Lesen und Schreiben den wichtigsten Theil des Christenthums ausmachte. Die Mohametaner in Agra gehörten fast alle zu den Reichen, die ihre Kinder von Privatlehrern, die sie Ulams nannten, unterrichten ließen; und die Kinder ihrer Armen begnügten sich mit Erlernung einiger Sprüche aus dem Koran oder ihren Weisen, die sie von ihren Eltern hörten. Die christliche Religion machte in einer kurzen Zeit in Agra so große Fortschritte, daß Acbar daselbst eine Kirche bauen ließ; und als er wohl sah, daß die leiblichen Mittel das Beste zum Gedeihen des Christenthums thaten: so dotirte er die Kirche sehr reichlich; er verlieh ihr mehrere Privilegien; die Geistlichkeit lebte in Freude und Herrlichkeit und stand sich besser als die Götzenpriester und auch als die Priester der Islamiten. Xavieri gab auf Acbars Befehl zwei Bücher in persischer Sprache heraus; eine Geschichte Jesu Christi, welche mit einer lateinischen Uebersetzung von Ludwig de Dieu in Leyden 1639 im Druck erschien, ingleichen eine Apologie der christlichen Religion, unter dem Titel: Spiegel der Wahrheit. Kaum waren diese Bücher bekannt geworden, so entstanden, was Acbar beabsichtigt und gewünscht hatte, zwischen den Christen und Muselmännern heftige Religionszänkereien, die der Mogul so klüglich zu un-

terhalten wußte, daß beide Partheien nicht wußten, mit welcher von ihnen er es hielte. Nach Acbars im Jahre 1604 erfolgtem Tode, wurden die Streitigkeiten fortgesetzt, und der neue Mogul ließ ihnen, wie sein Vater, freien Lauf; er begnügte sich damit, beide Partheien wider gegenseitige Gewaltthätigkeiten zu schützen; übrigens aber sich nach Belieben unter einander zu verketzern und zu verdammen. Der Papst starb schon am 26sten des nämlichen Monats, in welchem er gekrönt war.

Paul der Fünfte.

1605.

Vor seiner Wahl hieß er Camillus Borghese, und war aus Rom gebürtig. Clemens VIII. machte ihn zum Kardinal. Am 16. Mai 1605 ward er einmüthig zum Papst erwählt, ob er gleich mehrere und besonders den Bellarmin und Baronius zu Mitbewerbern hatte. Seine vornehmste Sorge ging dahin die Geistlichkeit wieder zu der Stufe des Ansehns und der Gewalt zu erheben, von der sie, nach seiner Meinung, durch Nachgiebigkeit der Päpste und Bischöfe heruntergefallen war. Er ordnete in Rom und in England Synoden oder Congregationen an, wohl wissend, daß durch Synoden dem herrschenden Zeitgeiste jedes Zeitalters

die Herrschaft in der Kirche und dann auch im Staate verschafft worden *). Die in England angeordneten Congregationen verschob er jedoch in Wirksamkeit zu setzen, weil er besorgte, daß er einen Verdacht, die Kirchengewalt vergrößern zu wollen, erregen möchte. Außerdem ward seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand dadurch geschwächt, daß er in eine melancholische Furcht vor dem Tode gefallen war, indem man in Rom ausgesprengt hatte, daß die Bilder der Jungfrau von Subiaco, einer der ersten Nonnen, nach den Regeln des heiligen Benedictus, geschwitzt hätten, welches man für ein gewöhnliches Zeichen hält, daß der Papst bald sterben werde. Nachdem ihn die Sterndeuter von dieser Furcht dadurch befreit, daß sie ihn versichert hatten, daß sich zwar einige unglückliche Einflüsse ereignet hätten, wodurch sein Leben in Gefahr gesetzt, daß sie aber sämmtlich beseitigt worden: so setzte er seine Machinationen in England fort, jedoch sehr insgeheim. Die Synode oder Congregation mußte sich gänzlich auflösen und er unterhielt nur noch einzelne Missionarien, welche den Engländern den katholischen Glauben in der Stille einflößen sollten. Diese Apostel trieben ihr Geschäft auch so gut, daß der König selbst bei dem Volke in den Verdacht gerieth, daß er es mit den Katholiken hielte. Sie hatten ihn überredet, daß die

---

*) Erinnerungen an die Reformation — von Eckermann. Altona 1817.

hohe oder bischöfliche Kirche sich sehr leicht mit der römischen Kirche würde vereinigen lassen, zu welcher Ueberredung sehr viel beitrug, daß Jacob I. sich von den Bischöfen regieren ließ und selbst sagte: „wo kein Bischof ist, da ist auch kein König." No Bishop, no King. Er ward von den Jesuiten auch so weit gebracht, daß er den Kronprinzen mit der Infantinn von Spanien vermählen wollte; und als das Parlament ihm darüber sein Befremden bezeigte: so antwortete er: „er wolle nicht werth seyn, ihr König zu heißen, wenn diese Verbindung nicht zum Aufnehmen der protestantischen Religion in- und außerhalb des Königreichs diente." Er gab den Katholiken viele in England ungewöhnliche Freiheiten, — und da das Parlament dawider redete: so hob er es auf und zog verschiedene Mitglieder zur Strafe. Das Aufsehen, welches dieses Verfahren machte, besonders aber die freimüthige Rede eines Parlamentsherrn, daß der König, als ein protestantischer Fürst, sich auf die Katholiken nicht verlassen möchte, indem es einer ihrer vornehmsten Grundsätze wäre, daß man den Ketzern keinen Glauben zu halten schuldig wäre und daß die von den Jesuiten gepredigten geheimen Vorbehaltungen, (Reservationes mentales) alle Eide unkräftig machten, — brachten den König auf andere Gedanken. Sein ehemaliges großes Zutrauen zu den Jesuiten veränderte sich in Mißtrauen, worüber diese äußerst erbittert und aufgebracht wurden. — Am 5. November 1605 ward die Pulververschwö-

rung entdeckt, durch welche der König mit dem ganzen Parlamente in die Luft gesprengt werden sollte. Die Jesuiten Garnet und Oldcorne, welcher letztere auch Hall hieß, waren die Haupturheber. Nach dieser Entdeckung wurden alle Jesuiten aus England verbannt, und den Katholiken eine neue Eidesformel zu beschwören aufgelegt, deren Inhalt war, „daß sie Jacob I. als ihren rechtmäßigen König anerkenneten, und daß der Papst ihn abzusetzen, oder sein Volk von dem Eide der Treue zu entbinden, kein Recht hätte.“ So lange der Beschluß des Conciliums zu Kostnitz, daß ein Katholik keinem Ketzer Glauben halten dürfe, nicht ausdrücklich vom Papst und Concilium zurückgenommen ist, — so lange scheint auch ein dergleichen Eid, als Jakob I. von seinen katholischen Unterthanen verlangte, von keiner sonderlichen Wirkung zu seyn. Wie, übrigens auch gut königlich gesinnte, Unterthanen schwören konnten, daß der Papst den König nicht absetzen und seine Unterthanen von dem Eide der Treue nicht entbinden könne, ist wiederum nicht zu begreifen, indem der Eid sie zu Richtern in einer Sache machte, über die sie nicht entscheiden konnten.

Da das Project des Papstes in England gescheitert war: so suchte er es dahin zu bringen, daß in Frankreich das tridentinische Concilium angenommen und den Jesuiten in Spanien mehrere Privilegien ertheilt würden. Es blieb aber in beiden Staaten bei den bestehenden Einschränkungen. Als Papst hielt Paul V. sich berechtigt, allen christlichen

Völkern zu Betreibung eines Krieges gegen die Unglaubigen, Schatzungen aufzulegen. Von den Venetianern verlangte er daher, zur Fortsetzung des Krieges zwischen den Türken und den Oestreichern, dem Kaiser eine gewisse Summe Geldes zu zahlen. Die Venetianer antworteten aber: „als Venetianer werden wir geboren, zu Christen werden wir gemacht.." Siamo prima nati Veneziani, et poi fatti Christiani; und gaben nichts. Der Papst mußte sich dabei beruhigen, so sehr auch sein Stolz gekränkt war. Gleich darauf ergriff er eine Gelegenheit auf andere Weise seine Macht geltend zu machen. Scipio Saracena, ein Präbendarius in Vicenza, hatte eine ehrbare Frau, die ihm ihre Gunst nicht angedeihen lassen wollen, äußerst beschimpft. Sie klagte deshalb bei dem Gericht in Venedig, und dieses ladete den Saracena zur Verantwortung vor, der auch, auf den päpstlichen Nuntius sich verlassend, erschien. Der Nuntius berichtete den Vorfall sogleich dem Papst, der dem venetianischen Gesandten in Rom seinen höchsten Zorn bezeigte, indem er schlechthin nicht zugeben würde, daß ein weltlicher Richter über einen Geistlichen ein Urtheil fällte. Zugleich ließ er seinen Unwillen über das Verbot der Republik aus, daß ein Laie sein Vermögen der Kirche vermachen, und daß Jemand, ohne des Raths Erlaubniß, eine Kirche bauen dürfte. Die Republik berief sich zur Begründung ihres Verfahrens darauf, daß sie an tausend Jahren in dem Besitze des Rechts wäre,

geistliche

geistliche Personen in weltlichen Dingen zu richten, und daß es auch in andern Staaten verboten wäre, der Kirche, ohne Erlaubniß der Obrigkeit, Vermächtnisse oder gar sein ganzes Vermögen zu vermachen und öffentliche Gebäude als Kirchen u. s. w. aufzuführen. Nun drohete der Papst sein Vorhaben mit Gewalt auszuführen; er erließ zwei heftige Breven an die Republik, ob ihm gleich die Kardinäle Baronius und Peronius die Gefahr eines solchen Schrittes vorgestellt hatten. Bei Ankunft dieser Breven in Venedig, lag der Doge Grimani in den letzten Zügen, und am folgenden Tage verstarb er; daher die Eröffnung derselben bis nach der Erwählung eines neuen Doge ausgesetzt ward. So bald der Papst hiervon Nachricht erhielt, so beorderte er seinen Nuntius, wider die Republik und ihre Wahl als null und nichtig zu protestiren, weil sie im Bann wäre; — aber die Republik kehrte sich daran nicht, sondern erwählte am 10. Januar 1606 Leonardo Domato zum Dogen, welchem auch sämmtliche auswärtige Gesandten, mit Ausnahme des päpstlichen, ihren Glückwunsch abstatteten. Der neue Doge that, als wenn er von dem Vorgange nichts wüßte; — nach hergebrachter Form zeigte er dem Papst die Wahl an, und dieser befahl seinem Nuntius ihn zu gratuliren. Hierauf wurden die Breven des Papstes in Betrachtung gezogen und ihm am 28. Januar 1606 geantwortet, daß die Gesetze der Republik von keinem seiner Vorfahren wären getadelt worden, daß deren Aufhebung ihre

Regierungsform umkehren würde, und die Republik sich keiner Kirchenstrafe schuldig gemacht hätte; — die weltlichen Mächte hätten ihre Gewalt, Gesetze zu geben, von Gott empfangen, die ihnen keine andere menschliche Macht nehmen könnte, und am wenigsten päpstliche Breven oder Bullen, die in zeitlichen oder weltlichen Dingen gar nichts gälten. So bald diese Antwort eingegangen war, so publicirte der Papst den Bann; — er verbot allen Gottesdienst und befahl den Geistlichen, Venedig und dessen Gebiet zu verlassen, welches aber nur die Jesuiten, von den andern Orden aber sehr wenige, thaten, daher auch die Gesellschaft Jesu von den Venetianern auf ewig aus der Stadt verbannt ward. Dies Verfahren machte der Papst als einen Friedensbruch und als eine Rebellion gegen Gott und seinen Statthalter, an allen christlichen Höfen bekannt, mit der Aufforderung, gegen die Republik, als Feindinn des heiligen Stuhls und der ganzen Christenheit, die Waffen zu ergreifen. Aber die Aufforderung hatte bloß die Wirkung, daß sich Spanien mit dem Papste verband; die andern christlichen Mächte blieben aber neutral oder traten gar der Republik bei, wie England und Holland thaten. Paul V. suchte nun die Türken wider Venedig aufzuhetzen; allein seine Bemühungen waren vergebens, indem der Mufti dem Kaiser Achmet I. vorstellte, daß der Streit das Verhältniß eines Potentaten gegen seine Unterthanen, und die Anmaßung einer auswärtigen Macht in innere Angelegenheiten be-

träfe, an welchem Zwiste, wenn sich die Pforte darin mischen wollte, leicht alle Mächte für Venedig Antheil nehmen möchten. — Durch Frankreichs Vermittelung ward der Streit dahin verglichen, daß am 21. April 1607 durch einen Kardinal der Bann aufgehoben, die päpstliche Protestation zurückgenommen, und die Geistlichen, mit Ausnahme der Jesuiten und 14 andrer Mönche, in ihren vorigen Stand gesetzt wurden. —

Eine dergleichen Demüthigung mußte den hochmüthigen Papst äußerst schmerzen, zumal da ihm weiter nichts als leere Worte übrig blieben. Er schimpfte und schmähte auf alle seine Vorgänger, besonders auf Leo X. und Clemens VIII., die er einer großen Feigheit beschuldigte und die weder geistliche noch weltliche Politik verstanden hätten. Dem Leo legte er seine Gelindigkeit zur Last, und daß er Luthern nicht durch ein Stück Geld oder eine fette Pfründe zu begütigen oder sonst zum Schweigen zu bringen gewußt — und dem Clemens warf er seine einfältige Politik vor, daß er Leo X dahin gebracht, die französische Parthei zu verlassen und zur kaiserlichen überzugehen, wofür er in der Engelsburg sitzen und sich von dem Kaiser eben so sehr verhöhnen als verspotten lassen müssen u. s. w.

Da Paul V. sah, daß der Glaube an die geistlichen Waffen sehr schwach geworden war; so glaubte er kein Mittel verschmähen zu dürfen, wodurch sie verstärkt werden könnte. Die Vorstellung von der hohen Würde und der Gewalt eines Papstes wollte

er wieder emporbringen, — und da er überdem sehr eitel war: so machte ihm auch schon ein bloßer Titel ein ungemein großes Vergnügen, so wenig er auch der That selbst entsprechen möchte. Er beschenkte einen Schmeichler, der ihn den eifrigsten oder strengsten Erhalter der päpstlichen Allmacht, Pontificiae Omnipotentiae acerimum conservatorem nannte, und eine Inschrift auf ihn machte, in welcher er Vice-Deus genannt wurde, mit Geld und mit seiner Huld und Gnade. Spötter fanden in den Worten PaVLo. V. VJCe-Deo die Zahl 666, von welcher Offenbarung Joh. 13, V. 18 gehandelt wird, ausgedrückt.

Seine geistliche Gewalt und sein Ansehen im Himmel der Welt vor Augen zu legen, indem es ihm auf der Erde damit nicht glücken wollte, — dazu kam ihm, die wieder in Anregung gebrachte Canonisation der heiligen Franziska zu Statten. Dieses in Rom gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts geborne Frauenzimmer hatte kaum sein elftes Jahr erreicht, als es den Entschluß faßte, eine Nonne zu werden, dessen Ausführung aber der Vater zuvorkam, indem er diese Tochter an den reichen Laurentius Pontiani verheirathete. Die Erscheinungen aber, die sie in ihrer Kindheit gehabt hatte, und die sie vermogt hatten, sich ganz allein der Religion und der Kirche zu weihen, fanden sich auch in ihrem Ehestande ein. Sie ging weder in die Schauspiele, noch zu Hochzeiten, noch zu Gaste, und besuchte auch keinen ihrer Verwandten.

Ihr Vergnügen war Kirchengehen, Beten uud Kranke besuchen. Durch ihr Beispiel und durch ihre Ermahnungen entzog sie eine große Anzahl junger Mädchen dem weltlichen Leben. Sie stiftete in Rom ein Kloster nach den Regeln des heiligen Benedictus. Nach dem Tode ihres Mannes legte sie selbst die Gelübde ab und begab sich in das von ihr gestiftete Kloster. Ob sie nun gleich fast beständig betete, sich kasteiete, auch nach der Regel des heiligen Benedictus gar kein Fleisch aß und für sich immer die schlechteste Kost auswählte: so hatte sie doch außerordentliche Anfechtungen des Fleisches, die sie weder durch Gebet, noch durch ihre Wunderkraft — denn sie hat viele unheilbare Krankheiten durch ein bloßes Anrühren geheilt — verscheuchen konnte. In dieser Noth und da sie schlechterdings die Begierden ihres Fleisches dämpfen wollte — fiel sie auf ein sonderbares Mittel —; sie träufelte brennenden Speck auf die Schaam; und so oft sie dieses that, verließ sie auch die Fleischeslust. Sobald sie am 9. März 1440 verstorben war, fing man unter dem Papst Eugen IV. die Untersuchung ihrer Wunder an, Nach Verlauf von zweien Jahren ward die Sache dem Kardinal Alberti aufgetragen, und es wurden acht und dreißig Zeugen abgehört. Nicolaus V., der Nachfolger des Eugen IV., ließ neue Untersuchungen durch zwei Bischöfe anstellen, welche hundert und zwei und dreißig Zeugen vernahmen. Hierbei blieb es bis zur Regierung Clemens VIII., ohne daß jedoch die Andacht gegen die Verstorbene

erkaltet wäre, indem man ihren Sterbetag jährlich als einen Feiertag in Rom beging. Clemens VIII. legte auf vieles Bitten der Römer abermals Hand an das Werk. Die von ihm ernannten Commissarien ermangelten nicht, alle Akten und jedes Verfahren vom Anfange bis zum Ende zu prüfen, zu untersuchen und neue Erkundigungen bis zum Jahr 1604 einzuziehen. Der Papst starb aber ehe das Resultat so vieler mühsamen Nachforschungen bekannt gemacht werden konnte. Da bekanntermaßen sowohl gegen den Einlaß in den Himmel, als auch die Seligsprechung und Canonisation von Seiten der Hölle jedesmal protestirt wird, so wird zur Vermeidung aller Weitläuftigkeiten, von dem Consistorium, dem Teufel und der Hölle ein Vertheidiger, welcher Advocatus Diaboli genannt wird, ex officio zugeordnet, der die Untersuchung sowohl in der Form, als auch in der Materie untersucht. Beruft sich der Prokurator der Hölle auf besondere noch nicht erörterte Thatsachen: so müssen selbige annoch, bevor die Verhandlungen zum Spruch vorgelegt werden können, untersucht werden. „Damit," schreibt Labat, „die Sache desto besser möge erörtert werden, ernennt der Fiskal (oder auch das Collegium) bei dem hohen Gerichte der Ritualien einen Contradictor, dem man den Titel oder Charakter eines Advokaten des Teufels gegeben hat. Dieser verschlagene und listige Anwald, — denn einen einfältigen untersteht sich das Gericht nicht zu ernennen — macht, nachdem er die Akten genau

durchgegangen, seine Bemerkungen und seine Einwendungen. Nichts entgeht ihm; — denn der kleinste Verstoß gegen eine Formalität, berechtigt ihn zu dem Antrage, das ganze Verfahren für null und nichtig erklären zu lassen. Wenn er beweiset, daß das in Rede stehende Subject etwas tadelnswürdiges gethan hat: so bedarf es dagegen der widentesten und klarsten Beweise der Reue und Buße. Man muß sagen, daß die Rolle des Advokaten des Teufels eine höchst nöthige und wichtige Rolle sey, damit über die Unschuld des vorgeschlagenen Heiligen gar kein Zweifel obwalten möge. Eine Canonisation, die zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Statt hatte, ward bloß dadurch verzögert, daß der Anwalt der Hölle von dem Heiligen Entschädigung für eine Begünstigung der Nonnen zum Schaden der Mönche verlangte, welches große und weitläuftige Untersuchungen erforderte. — Bei Prüfung der Wunder ist der Anwald besonders sehr strenge. Er untersucht nicht nur die Thatsache, die Zeugen derselben, sondern auch ob sie nicht bloß Wirkung der Imagination, dergleichen bei Heilung der Kranken sehr oft vorkommt, gewesen seyn. In der Regel bedarf es nur zweier oder dreier Wunder, die aber so klar erwiesen seyn müssen, daß der Prokurator, ja der Teufel selbst, nichts dagegen einzuwenden habe." *)

---

*) Voyages d'Espagne et d'Italie. Tom. VI. p. 141. seq.

Paul V. erklärte am 29. May 1608, nach den bei solchen Fällen erforderlichen Solennitäten, die Franziska für eine Heilige und wies ihr den 6. März zu ihrem Feste an. In der Bulle ihrer Heiligmachung wird erwähnt, daß sie nichts als Kräuter und Hülsenfrüchte gegessen und nur Wasser getrunken, — daß sie Tag und Nacht ein rauhes Hemde von Wolle und Haaren und einen eisernen Gürtel auf der bloßen Haut getragen und daß sie sich grausam gegeisselt *). Man hat daraus gefolgert, daß da dieses bei ihrem Alter, indem sie im 56sten Jahre verstorben ist, hinlänglich gewesen, ihr die Fleischeslust vergehen zu machen, sie keines brennenden Specks bedurft habe. Allein aus dem Stillschweigen der Bulle läßt sich nichts schließen; zumal da die ihr beigelegten Wunder nicht über alle Einwendungen erhaben zu seyn geschienen haben, — und die in der Bulle erwähnten Fleischeskreuzigungen ziemlich gemein sind und bei manchen den Reiz eher verstärken, als vermindern. Man kann also wohl annehmen, daß der Papst noch einen geheimen Grund zu seiner Heiligsprechung gehabt hat, und dieses behaupten auch Vignier und Volateran ausdrücklich; und dieser geheime Grund ist nach ihrer Ansicht kein anderer, als der von dem brennenden Speck hergenommene. Quam (Catharinam virginem filiam Brigidae) Julius jam jam in

*) Bayle Dictionn. historique et critique. Art. Francisca.

Catalogum referre una cum Francisca, Romana matrona statuit, quae et ipsa sub Eugenio claruit prodigiis ac sanctitate: voluptatem inviti coitus ardente supra vulvam larido reprimebat. Volateran. Commentarior. Lib. XXII. p. 810.

Die Gesandtschaft des Königs von Congo, der um einige Priester bat, und der Gesandte des Königs von Persien, von dem man glaubte, daß er in gleicher Absicht nach Rom gekommen wäre, trugen nach Pauls V. Einbildungen, auch zur Verherrlichung seiner Macht auf Erden sehr vieles bey.

An der Ermordung des Königs Heinrich IV. von Frankreich war der Papst dem Ansehn nach unschuldig, ob man gleich das Gegentheil aus dem Geständnisse des Mörders Ravaillac, und weil Paul V. den Jesuiten sehr geneigt war, hat folgern wollen. Der Papst war nämlich über diesen Mord so aufgebracht, daß er einige Franzosen in Rom, die über ihn ihre Freude bezeigt hatten, vielleicht in der Meinung dem Papste zu schmeicheln, auf die Galeeren schickte.

Am 10ten November 1610 versetzte Paul V. den Ignatius Loyala unter die Seligen, worüber besonders die Spanier entzücket wurden, die ein großes Fest feierten, und in Madrid ein bewundernswürdiges Ballet, mit einem herrlichen Feuerwerk verbunden, anstellten. Man fin-

det hiervon eine Beschreibung in dem von mir herausgegebenen Aesthetischen Christenthume S. 54.

Wider die Protestanten war Paul V. aber so aufgebracht, daß er in dem Kriege des Kaisers Ferdinand II. mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz der ganzen Klerisey eine Taxe auflegte, um den Kaiser wider die Lutheraner zu unterstützen; auch bestätigte er den Ritterorden Unserer lieben Frauen vom Berge Carmel, der besonders wider die Ketzer dienen sollte. Um den Bau der Peterskirche, so wie auch wegen einer großen Wasserleitung in Rom und der Vermehrung der vatikanischen Bibliothek hat er sich verdient gemacht. Er hat während seiner Regierung sechzig Kardinäle ernannt und starb den 28sten Januar 1621 im sechzehnten Jahre seiner Regierung.

Die Lutheraner und Calvinisten, die vom Anfange an heftig auf einander erbittert waren, ließen da, wo sie die Obergewalt hatten, es nicht bloß beim Schimpfen und Schmähen bewenden, sondern verfolgten auch die schwächere Parthei thätlich und grausam. Am allerheftigsten trieben es die Prediger in Berlin und in andern Orten der Mark Brandenburg. Am Sonntage Misericordias domini 1615 hetzten die lutherischen Prediger das Volk von der Kanzel gegen die Reformirten dermaßen auf, daß am Abend desselben Tages die Lutheraner zu tumultuiren anfingen. Sie stürmten den reformirten Predigern die Häuser, und warfen ihnen zur Ehre Gottes alle Fen=

ster ein. Der junge Markgraf, Johann Georg, der das Volk beruhigen wollte, ritt unter dasselbe und gab ihm viele gute Worte; aber es ward noch rasender; es läutete die Sturmglocke auf der Peterskirche, es schoß und warf mit Steinen nach dem Prinzen, so daß er mit Noth mit dem Leben davon kam, indem er schon von einem Steinwurf sehr beschädigt ward. Von den Hofleuten wurden zehn, von den Bürgern drei ermordet, und sehr viele wurden verwundet. Die Garnison ward zurückgeschlagen, worauf die Aufrührer in die Häuser der Reformirten einfielen, die sie mit Gewalt aufbrachen, und alles was sie fanden zerschlugen oder wegnahmen. Die Lutheraner gestanden nachher selbst, daß die Calvinisten aus diesem Tumulte einen guten Grund hernehmen könnten, sie der heftigsten Verfolgung und Grausamkeit zu beschuldigen; indessen machten es die Reformirten, wo sie die Oberhand hatten, nicht besser, sondern noch schlimmer, indem sie systematisch oder methodischer verfuhren. *)

Die Meinungen über die ewige Gnadenwahl sind vom Anfange des Christenthums an, verschie-

*) Zwischen den Krypto-Calvinisten und den sogenannten ächten Lutheranern war damals ein großer Streit in Sachsen entstanden, der sich auch nach Görlitz, dem Wohnorte Jacob Böhme's, verbreitete, wo fast kein Bürger dem Andern traute, so daß bei diesen Zerrüttungen Böhme, mit vielen andern nicht wußte, woran er sich halten, und worauf er sein Heil und seine

den gewesen. Die Pelagianer behaupteten, daß die Menschen nach ihren Kräften selig oder verdammt würden, ohne daß sie einer besondern Gnade Gottes bedürften und daß also die Gottheit an ihrer Verdammniß ganz unschuldig wäre. Pelagius berief sich unter andern auf den Propheten Hesekiel, der die Erbsünde für ein Vorurtheil des Volks erklärt und selbige Kap. 18 weitläuftig und sehr vernünftig widerlegt hätte. Augustin hingegen lehrte, daß Seligkeit und Verdammniß von dem Rathschlusse Gottes abhingen. Bis zum neunten Jahrhundert waren die lateinischen Christen, ohne daß daraus erhebliche Streitigkeiten entstanden, zum Theil Pelagianer zum Theil Augustiner, jedoch mit vielen Modificationen. Seit dem dreizehnten Jahrhundert bekam aber Augustins Lehre, besonders durch das Ansehn des Petrus Lombardus und des Thomas Aquinas das Uebergewicht. Die Augustiner, weil sie den heiligen Augustin für den Stifter ihres Ordens ausgaben, und die Dominicaner, von deren Orden Thomas Aquinas war, vertheidigten das decretum absolutum; dahingegen die Franciscaner, des Scotus und Bonaventuras Meinungen

---

Seligkeit gründen sollte, welches ihm allem Anschein nach, zu seinem Mysticismus die erste Veranlassung gab. S. Blumenlese aus Jacob Böhme's Schriften, von Rütze 1819. Vergl. Ergänzungsblätter zur Jenaischen Allgem. Lit. Zeit. N. 45. 1822.

vorzogen, ingleichen die Jesuiten, welche die ewige Gnadenwahl verwarfen. In der Eigenschaft eines Augustinermönchs war Luther anfänglich ein Anhänger dieser Meinung; er verließ sie aber, weil sie von seinem Mitbuhler, dem Calvin gar sehr vertheidigt ward, und Erasmus, Reuchlin, und mehrere, auch viele unter seinen Jüngern, selbiger nicht hold waren. Die Socinianer wollen von dem decr. absol. nichts wissen, und um solches auf eine schickliche Weise thun zu können, haben sie der Gottheit das Vorherwissen zukünftiger zufälliger Handlungen und Begebenheiten abgesprochen. Dem Arminius, einem Professor in Leiden, standen mehrere calvinistische Lehren, als zum Beispiel von der Erbsünde, von dem freien Willen nicht an; besonders war er mit der ewigen Gnadenwahl oder Prädestination höchst unzufrieden, dahingegen aber diese Lehre seinem Kollegen, Gomarus, der durch den Ruf des Arminius überdem etwas verdunkelt ward, sehr wohl gefiel.

Gomarus und Arminius.

Gomarus.

Ihr habt Euch durch Euren Angriff auf die Lehre von der ewigen Gnadenwahl eine Berühmtheit verschaffen und den Weg zu einer Professorstelle in

Leiden bahnen wollen. Das letzte ist Euch durch den Prediger Uytembogård, der den Prinz Moritz von Oranien für Euch einzunehmen gewußt hat, geglückt, und die Celebrität wird Euch auch nicht entstehn: denn Celebrität ist gar mancherlei Art. Man nennt den Herostrat bis auf den heutigen Tag.

Arminius.

Um mir einen Namen zu machen, habe ich mich keineswegs wider die ewige Gnadenwahl erklärt. Es ist Euch nicht unbekannt, daß es unter den holländischen Theologen immer einige gegeben hat, welche mit der gewöhnlichen Lehre der reformirten Kirche nicht völlig übereingestimmt haben, ohne daß man ihnen deswegen einen Vorwurf gemacht und sie eine Berühmtheit erlangt oder haben erlangen wollen. Der Professor Lydius in Franeker schickte mir die in Delft herausgekommene Abhandlung unter dem Titel: Antwort auf einige Beweise des Beza und des Calvinus für die Prädestination, mit dem Ersuchen, den Beza wider die Delfter zu vertheidigen. Ich war dazu bereit, weil ich die Widerlegung für gar leicht hielt. Da ich aber der Lehre reiflicher nachdachte und die Gründe für und wider die Gnadenwahl, gegen einander abzuwägen anfing: so sah ich mich genöthigt, meine bis dahin gehabte Meinung fahren zu lassen, die Meinung meines Gegners anzunehmen und seinen

Gründen, wider den Beza, noch einige hinzuzufügen. *)

Gomarus.

Der Apostel Paulus hat sich über dieses Dogma so deutlich erklärt, wie kaum über irgend ein anderes, und es ist daher unbegreiflich, wie man in selbigem noch Schwierigkeiten finden kann. Paulus macht sich selbst den stärksten Einwurf, den man bisher wider diese Lehre nur hat erdenken können, nämlich, daß die Erwählung oder Vorherbestimmung einiger Menschen zur Seligkeit, der allermeisten aber zur ewigen Verdammniß, der Gerechtigkeit, Gütigkeit und Barmherzigkeit Gottes ganz zuwider zu seyn scheine. Er trägt diesen Einwurf in seiner ganzen Stärke vor, wenn er sagt: „So erbarmt er sich nur, welches er will, und verstößt welchen er will." Röm. 9 v. 18. Dies ist die Lehre des Apostels und die Schwierigkeit, die er sich macht: „Was beschuldigt er denn uns?" wenden die Gegner ein: „wer kann denn seinem Willen widerstehen?" Warum hat er die zur Verdammniß Bestimmten nicht in ihrem Nichts gelassen? würden sie ihre Existenz verlangt haben, wenn sie ihre Bestimmung gewußt hätten? Wer macht sie also unglücklich? kein anderer als ihr Schöpfer, der sie wider ihr Wissen und Willen

*) Responsio ad argumenta quaedam Bezae et Calvini ex tractatu de praedestinatione ad C. IX. ad Rom.

aus dem Nichts hervorgezogen hat? Was können wir anders daraus folgern, als daß Gott nach Calvins Lehre wolle, daß die allermeisten Menschen ewig verdammt werden sollen?" Dies Alles hat der Apostel wohl erkannt; aber zugleich auch sehr wohl eingesehen, daß diesen Folgerungen nach menschlicher Vernunft, auf keine Weise auszuweichen sey. Und da er von der göttlichen Vernunft, oder von einer Vernunft welche der menschlichen gerade entgegengesetzt zu seyn scheint, und welche die Menschen Unvernunft zu nennen berechtigt seyn möchten, nämlich nach ihrer Vernunft — ganz und gar keine Begriffe hatte: so berief er sich einzig und allein auf die Allmacht Gottes und auf das Recht eines Schöpfers, der mit seinen Kreaturen eben so willkührlich als der Töpfer mit seinem Thone verfahren kann. Paulus bedient sich des nämlichen Gleichnisses, das die Propheten schon gebraucht hatten. So sagt Jesaias: „Wehe dem, der mit seinem Schöpfer hadert, nämlich der Scherben mit dem Töpfer des Thons. Spricht auch der Thon zu seinem Töpfer: Was machst du? Du beweisest deine Hände nicht an deinem Werke." Cap. 45. v. 9. Et opus tuum absque manibus est. Zum Jeremias spricht der Herr: „Mache dich auf, und gehe hinab in des Töpfers Haus, daselbst will ich dich meine Worte hören lassen. Und ich ging hinab in des Töpfers Haus, und siehe er arbeitete oben auf der Scheibe. Und der Topf, den er machte, mißrieth ihm unter den Händen.

Da machte er wiederum einen andern Topf, wie es ihm gefiel. Da geschah des Herrn Wort zu mir und sprach: Kann ich nicht auch also mit euch umgehen, ihr vom Hause Israel, wie dieser Töpfer? spricht der Herr. Siehe, wie der Thon ist in des Töpfers Hand, also seyd auch ihr vom Hause Israel in meiner Hand. Cap. 18 v. 2. u. f. Die Schrift lehrt ferner, daß des Menschen Willen böse sey; und daß nur Gott einen guten Willen geben kann, und hiedurch ist die göttliche Gnadenwahl gerechtfertigt. Der Mensch hat kein Recht von Gott mehr zu fordern als er verdient hat; verdient hat er aber nichts, weil er für sich nichts Gutes und Gott Wohlgefälliges weder wollen, noch thun kann. Die ewige Gnadenwahl war ein den Juden längst bekanntes Dogma, welches Christus und die Apostel nur wiederholten und bestätigten und den in der Finsterniß lebenden Heiden, z. B. den Römern mittheilten, für welche dieser Glaubensartikel vielleicht eine neue Lehre seyn mochte, ob gleich selbige in der heidnischen Theologie eben so ein fester Glaubensartikel war, als in der jüdischen und christlichen Dogmatik. Die Heiden verehrten das Fatum als eine Gottheit, welche von den Griechen Eimarmene genannt ward. Cicero sagt, das Fatum sey alles dasjenige, was Gott beschlossen und verordnet, daß es geschehen solle. Die Stoiker nannten es eine unvermeidliche, oder unveränderliche Reihe und Kette der Ursachen und Wirkungen, die durch ewige

Ordnungen einer Folgung, aus welcher sie zusammengesetzt sey, sich in einander drehen und verwickeln.

Arminius.

Ich will nicht darauf achten, daß der Töpfer des Jeremias nicht vorsätzlich einen schlechten Topf gemacht hat, sondern daß ihm solcher wider seinen Willen in seinen Händen mißgerathen ist, — welches bei Gott nicht Statt finden kann: so ist doch dieses von dem Töpfer hergenommene Gleichniß sehr hart und unpassend: denn zwischen einem Töpfer, der eine leblose, nicht empfindende Materie zu diesem oder zu einem andern Gefäße bearbeitet, — und einem Schöpfer, der empfindsame, lebendige Kreaturen schafft, die alle Ewigkeiten hindurch gepeinigt und gemartert werden, da es in seinem Willen steht, — sie ewig selig zu machen, oder sie wenigstens nicht zu schaffen und sie in ihrem Nichts zu lassen, — ist ein gewaltiger Unterschied.

Wie konnte deine Huld, o Schöpfer, sich erheben,
Den ungeplagten Staub zum Elend zu beleben?
Ach konntest du nicht Gott, und wir auch glücklich seyn?
Und gleichwohl schufst du selbst den Saamen unsrer Pein.
Was hilft dir denn das Lob bethränter Creaturen,
Die nicht ihr Daseyn eh', als ihren Fluch erfuhren?

Von allen Plagen frei, und fern von allen Sünden,
Die größte Süßigkeit und immerfort empfinden;
Nicht, wenn man wechselweis sich grämet und sich freu't;
Nein, immer fröhlich seyn: Nur das ist Seligkeit.

Wenn man nicht alle Begriffe von Weisheit, Gerechtigkeit, Gütigkeit, Barmherzigkeit umkehren und aus der Gottheit ein höchst boshaftes Wesen machen will: so muß man die ewige Gnadenwahl als eine, der Gottheit höchst unanständige Lehre, verabscheuen, und eben hieraus rechtfertigen sich die Auslegungen der Gegner dieser Lehre, wenn sie auch noch so gewaltsam, befremdend und als aus der Luft gegriffen zu seyn scheinen.

Gomarus.

Dies habe ich Euch alles schon im voraus zugegeben und will nur hinzusetzen, daß die Lehre der Semipelagianer, daß Gott einige zum ewigen Leben deswegen erwählt, weil er vorhergesehen, daß sie kraft ihres freien Willens seine Gnade annehmen würden, die Schwierigkeit eben so wenig hebe, als die Lehren der Lutheraner und Katholiken, die überdem noch von zureichender und nicht zureichender Gnade Gottes sprechen: denn um nur Eins zu erwähnen, warum haben die Verwerfer der Gnade Gottes, nicht eben die Neigung als die Annehmer derselben? oder warum hat die

Gottheit diese Unglücklichen, deren Halsstarrigkeit er voraus sah, nicht ungeschaffen gelassen? In Rücksicht Eurer Hermeneutik muß ich einräumen, daß ihre Auslegungsregeln allen Erklärungen der Neologen zum Grunde liegen. Nach diesen Künsten kann aber die heilige Schrift nicht als eine von der Vernunft unterschiedene Quelle der Theologie und Religion angesehen werden, wofür die Neologen sie jedoch gehalten wissen wollen, — sondern sie muß als eine unreine und trübe Quelle betrachtet werden, die durch die Vernunft erst gereinigt werden muß, ehe man sich ihrer bedienen darf, obgleich das Gegentheil in allen protestantischen Lehrbüchern gelehrt wird, daß nämlich die Vernunft durch die Schrift ergänzt, verbessert und geläutert werden müsse. Paulus hat jedoch diesen exegetischen Künsten schon im voraus den Stab gebrochen, indem er lehrt, daß das Unbegreifliche, das unsrer Vernunft Widersprechende, keinesweges ungöttlich und Gott nicht angemessen sey. „Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister, warum machst du mich also? Röm. 9. v. 20.

Der Apostel, den diese Lehre eben so sehr am Herzen lag, als die Lehre von dem Gehorsame der Christen gegen ihre heidnischen Obrigkeiten und selbst gegen einen Nero, verfährt bei dem Artikel von der ewigen Gnadenwahl eben so wie Römer Cap. 13., wo er die ihm zu machenden Einwürfe wider den von ihm befohlnen Gehorsam gegen jede Obrigkeit,

sie sey, welche sie wolle, wenn sie auch ein Wüthrich, ein grausamer Tyrann wäre, in ihrer ganzen Stärke aufstellt, dem ohnerachtet aber seine Lehre weder einschränkt, noch zurücknimmt. Petrus, der ganz mit dem Apostel Paulus übereinstimmt, setzt, um alle Einwürfe wider den Gehorsam gegen eine ungerechte und tyrannische Obrigkeit abzuschneiden, hinzu: „denn das ist Gnade, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel erträgt, und leidet das Unrecht: denn was ist das für ein Ruhm, so ihr um Missethat willen Streiche leidet? aber wenn ihr um Wohlthat willen leidet und erduldet, das ist Gnade bei Gott. 1 Pet. Cap. 2. v. 19. 20. und dies findet auch bei der Lehre von der Prädestination seine Anwendung. Christus hat nicht nur gelehrt, daß zwar viele berufen, aber wenige auserwählt werden, sondern er sagt ausdrücklich, das es bei den Menschen unmöglich sey, selig zu werden, daß aber bei Gott alle Dinge möglich seyn. Matth. 19. v. 26.

Es ist demnach bloße Gnade, welche Gott den Auserwählten erzeigt, wenn er sie selig macht, und bloße Gerechtigkeit, wenn er alle übrigen verdammt. Euer Dichter hat nicht daran gedacht, daß ein immerfort fröhliches Leben auf dieser Erde unmöglich ist — daß die Geschöpfe hienieden, ihrer eigenen Erhaltung wegen, einem Wechsel unterworfen seyn müssen, ihnen auch eine ununterbrochene Fröhlichkeit selbst zur Last werden möchte. Wer

weiß, ob es nicht mit den himmlischen Freuden eine ähnliche Bewandniß hat?

Arminius.

Ich dächte doch, daß ein empfindsames Geschöpf mit Recht den Schöpfer fragen könnte, warum er es zu seiner Pein und zu seinem Elende erschaffen habe, zumal da der Schöpfer dadurch für sich nicht das Geringste gewinnen kann, — wenn er auch von Gerechtigkeit nichts wissen will, worauf Ihr ihn sich gleichwohl berufen laßt.

Gomarus.

Ja; mit dem grössesten Rechte, — nämlich auf seine göttiche Gerechtigkeit.

Arminius.

Von der ihr aber keinen Begriff habt; es wäre denn, daß Ihr Euch selbige als das gerade Gegentheil von der menschlichen Gerechtigkeit vorstelltet.

Gomarus.

Eure bedingte Voraussetzung zeigt, wie gut Ihr die neumodische Auslegungskunst zu gebrauchen versteht und daß man oft nur Winke geben dürfe, um seinen Gegner in dem verhaßtesten Lichte darzustellen: denn wenn wir Gott nachahmen sollen: so müssen wir ungerecht seyn; — das ist nach Eurer, nicht ausdrücklichen, aber heimlichen Meinung, meine Lehre, mit welcher

keine bürgerliche Verfassung würde bestehen können, und die also höchst gefährlich ist. — Nein; ich setze die menschliche Gerechtigkeit keinesweges der göttlichen entgegen: ich kenne diese ganz und gar nicht und rufe mit dem Apostel aus: „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!" Cap. 11. v. 33.

Arminius.

Weit entfernt, Euch einer Gotteslästerung und eines bösen Willens zu beschuldigen, die menschliche Gerechtigkeit als verkehrt und falsch darstellen zu wollen, muß ich nun, da Ihr meine Aeußerung so übel aufnehmt, Euch gerade heraussagen, daß Ihr das in der That und vorsätzlich thut, was Ihr Euren Worten nach nicht thun wollt. Protestatio tua, est facto contraria, und Ihr wisset, daß man darauf keine Rücksicht nehmen muß.

Gomarus.

So wie Ihr mich für einen Feind der Vernunft ansehet: so betrachte ich Euch als einen Widersacher der Schrift und der Offenbarung und da wird es sich bald zeigen, wer von uns beiden die Fürsten, Obrigkeiten und Völker auf seiner Seite haben werde; — ob diese lieber von der, durch den Fall Adams verdorbenen Vernunft, oder von der ausdrücklich, zur Verbesserung der Vernunft von Gott selbst eingegebenen heiligen Schrift, belehrt seyn wollen?

Arminius.

Man kann keiner Offenbarung einen Vorzug vor der Vernunft geben. Die Vernunft ist eher als die Offenbarung; diese kann nur durch die Vernunft erkannt, ja, ich möchte auch sagen, nur erwiesen werden. Ohne den Gebrauch der Vernunft müssen wir alle Lügen, die Offenbarungen genannt werden, für dergleichen halten, z. B. den Zend, den Koran, die Edda, den Talmud, die Sunne, u. s. w., und den Zoroaster, den Mahomed und jeden der Muth genug hat sich für inspirirt auszugeben, als einen Gesandten Gottes ehren und betrachten. Findet sich also zwischen der Vernunft und der Offenbarung ein Widerspruch, der nicht zu heben ist: so müssen wir auf die Seite der Vernunft treten.

Gomarus.

Ist uns denn die Offenbarung nicht dazu gegeben, die verfinsterte und verdorbene Vernunft aufzuklären und zu berichtigen?

Arminius.

Zur Aufklärung und Berichtigung der Vernunft kann uns keine Offenbarung gegeben seyn. Offenbarung kann uns Etwas lehren, was wir nicht wissen, — sie kann mangelhafte Kenntnisse ersetzen; — aber das Urtheilen darüber, das gehört der Vernunft

an. Die Vernunft ist also immer die Richterin über den Inhalt einer Offenbarung und sie ist dieses, auch selbst nach dem Geständnisse ihrer Feinde, die jedesmal, wenn die Offenbarungshelden unter sich im Streite liegen, auf das Urtheil der Vernunft provociren.

Gomarus.

Ihr möget Euch drehen und wenden, wie Ihr wollt: so werdet Ihr doch der Gottheit die ewige Gnadenwahl nicht abdisputiren können; Ihr werdet zugeben müssen, daß sie der Gottheit höchst angemessen seyn müsse.

Arminius.

Dahin werde ich niemals gebracht werden. Eigenschaften, die einem allervollkommensten Wesen zuwider sind; angebliche Thatsachen, Rathschlüsse, Willensmeinungen, welche seinen Vollkommenheiten widersprechen, kann niemand ohne Ungereimtheit der Gottheit beilegen, und ich werde also lieber annehmen, daß Paulus und die Propheten sich geirrt haben, als daß Gott ungerecht und grausam seyn könne.

Gomarus.

Ihr wollt also die Offenbarung gegen die Vernunft aufgeben; — doch auch diese Entsagung, dieses Aufgeben wird Eure Vernunft noch keinesweges beruhigen. Ist Gott der Schöpfer alles dessen,

was vorhanden ist — fällt kein Sperling ohne sein Wissen und Willen vom Dache, kann nichts in der Welt ohne sein Wissen und seine Mitwirkung geschehen: so hat er auch gewollt, daß alles so beschaffen ist, wie es beschaffen ist, und alles so geschieht, wie es geschieht.

Arminius.

Theologen und Philosophen machen einen Unterschied zwischen Wollen und Zulassen. Gott läßt das Böse zwar zu; aber er will es nicht.

Gomarus.

Bei den Menschen, die manches geschehen lassen müssen, was sie nicht hindern können, dient diese Distinction oft zur Rechtfertigung ihrer Handlungen; bei Gott aber, der allmächtig ist, und eine Handlung auch unterlassen kann, findet sie nicht Anwendung.

Arminius.

Und warum das nicht? Gott hat die ewige Seligkeit aller Menschen von Ewigkeit her gewollt und kann auch diesen Willen bis in alle Ewigkeit nicht abändern. Wird nun nicht jeder Mensch selig: so liegt es nicht am Willen Gottes, sondern es muß an den Menschen liegen.

Gomarus.

Wie; an den Menschen?

Arminius.

Der Mensch hat seinen freien Willen, den hat ihm der Schöpfer geben müssen.

Gomarus.

Geben müssen. — — Und wenn der Mensch nun keinen freien Willen hätte, dann wäre es um alle Moralität gethan. —

Arminius.

Allerdings.

Gomarus.

Nicht doch; antworte ich; — die Moralität ist immer die nämliche. Der Mensch mag einen freien Willen haben, oder nicht; Urheber seiner Handlungen, oder Gehülfe, oder Begünstiger anderer Handlungen, bleibt er in beiden Fällen, und Belohnungen und Strafen finden sowohl in dem Systeme der sogenannten Deterministen, als Fatalisten Statt; denn die Folgen einer Handlung, bestimmen ihre Moralität: sind diese gut, dann hat der Thäter eine tugendhafte und sind sie schädlich, dann hat er eine böse Handlung begangen; nur wenn man behaupten wollte, daß die Freiheit darin bestände, daß der Mensch ohne Gründe handeln müßte, um frei zu seyn, nur dann würde alle Zurechnung wegfallen, oder vielmehr in einem solchen System würde der Zufall zugerechnet werden müssen:

denn so wie der Mensch nach den ihn bestimmenden Gründen hat handeln müssen, eben so muß auch der Staat seiner Erhaltung wegen ihn nothwendig bestrafen, um den ihn bisher bestimmenden Gründen ein Uebergewicht zu geben, und ihn von gewissen Handlungen abzuhalten, oder ihn dazu möglichst zu bewegen, und im letzten Falle müßte, wenn der Mensch, um frei zu seyn, gar nicht durch Gründe oder Absichten zum Handeln oder zum Unterlassen bestimmt werden dürfte, dann müßte dem Menschen alles schädliche Handeln oder Unterlassen für die Zukunft unmöglich gemacht werden, indem die Verfechter diese Freiheit auf keine Gründe und keine Absichten, welche letztere eben so gut als die ersten den Willen bestimmen, Rücksicht nehmen dürfen.

Arminius.

Der Schöpfer hat den Menschen einen freien Willen gegeben; ohne selbigen würden sie bloße Maschinen seyn.

Gomarus.

Die aber doch denken, urtheilen und empfinden können. — Wäre es nicht besser gewesen, wenn die Gottheit diesen denkenden, urtheilenden, fühlenden und lebenden Maschinen ein Geschenk, welches die allermeisten in alle Ewigkeit unglücklich macht, von welchem Geschenke sie keinen Begriff haben, folglich nach selbigem auch kein Verlangen gehabt hätten, über dessen Daseyn unter den angeblichen

Besitzern gestritten wird — welches von den verschiedenen Philosophieen abhängt und von diesen sogar bisweilen halbirt wird — — wenn die Gottheit ihnen dieses Geschenk nicht gegeben hätte? Würde wohl ein einziger vernünftiger Mensch ein Geschenk annehmen, mit welchem er Gefahr liefe ewig in der Hölle gemartert zu werden? Hat Gott den Mißbrauch des freien Willens vorausgesehen, wie alle Theologen, mit Ausschluß der Socinianer ganz positiv behaupten, und hat er dennoch gewollt, daß die Menschen einen freien Willen haben sollen, und ihnen selbigen auch geschenkt — dann hat er das vornehmste Geschöpf auf Erden, und ich kann den Satan mit der ganzen Hölle einschließen, wider ihr Wissen und Willen aus dem Nichts, wo sie weder glücklich noch unglücklich waren, hervorgezogen, um sie ewig zu martern, ob er gleich für sich davon nicht den geringsten Nutzen, noch irgend einen Vortheil haben kann. Ihr seht, Arminius! daß ich die Folgen meiner Lehre keinesweges ableugne, wie es bei den Neologen der Fall zu seyn pflegt: denn man mag einen freien Willen annehmen, oder nicht annehmen; die Schwierigkeiten, oder vielmehr die uns scheinenden Ungereimtheiten, sind in beiden Systemen gleich groß, wenn wir sie nach unserer Vernunft untersuchen und beurtheilen. Diese uns scheinenden Ungereimtheiten und Widersprüche des uns nothwendigen Antropomorphismus, können ganz und gar nicht gehoben werden. Wenn wir die Gottheit uns nicht

nach einem uns bekannten Bilde, z. B. nach der menschlichen Beschaffenheit vorstellen wollen: so können wir sie uns gar nicht vorstellen. Indessen will ich Euch auch schon im voraus einräumen, daß die vermenschlichte Gottheit, bei genauer Prüfung der ihr von uns beigelegten Eigenschaften, als Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart, Gütigkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Barmherzigkeit — ein, uns, sich in ihren Eigenschaften selbst widersprechendes Wesen, als ein unmögliches Ding, als ein Nichts, darstellt. Aber hiegegen weiß weder die sogenannte natürliche, noch positive Religion Rath zu schaffen.

Ein wahrer Christ sieht aber über die ihm vorgehaltenen Ungereimtheiten, ohne den geringsten Anstoß daran zu nehmen, mit freudigem Geiste hinweg, indem ihm dergleichen Widersprüche recht klar zeigen, wie wahr der Apostel gesagt hat, daß Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht habe. Der gläubige Christ ergiebt sich gänzlich in den Willen Gottes, selbst wenn er auch zum höllischen Feuer bestimmt ist. Er giebt dazu, wie z. B. Johann von Ruysbrock, sehr gern seine Einwilligung. Wer den Geist Gottes hat, dem wird die ewige Gnadenwahl nicht im geringsten anstößig seyn; er wird in der ewigen Verdammniß nicht weniger die überschwengliche Liebe Gottes erkennen, als in der Bestimmung zum ewigen Leben und zur unaussprechlichen Freude. Ausserdem hat Gott diejenigen erwählt, von welchen er voraussah, daß sie der Erwäh-

lung würdig seyn würden; jedoch bestehe ich hierauf nicht, indem auch die allerfrömmsten Menschen nur aus Gnaden selig werden.

Ich wiederhole es; hat der Schöpfer die Handlungen der Menschen, auch ehe sie vorhanden waren, noch vor Erschaffung der Welt, vorausgesehen, und hat er sie dennoch erschaffen: so ist Gott an diesen Handlungen Schuld; denn hätte er sie nicht geschaffen: so hätten sie selbige nicht verüben können. Alles was geschieht, geschieht mit dem Willen Gottes.

Arminius.

Nach der ewigen Gnadenwahl hat Gott alle Menschen, — denn die Handvoll Auserwählter kommen in gar keine Betrachtung, zur ewigen Höllenpein bestimmt, und zwar ohne weitere Ursache, als weil es ihm so beliebt, weil er sie nicht in andere Umstände, nicht in andere Verbindungen gesetzt, als in welchen sie sündigen müssen; weil er ihnen nicht mehr Stärke gegeben, oder weil er ihnen nicht eine Gnade erzeigt hat, ohne welche sie sich einer andern Gnade nicht haben würdig machen können, die jedoch wiederum ein bloßes Geschenk von ihm ist. Die Menschen werden also eines Mangels einer Gnade wegen, von der Gottheit bestraft, die sie ihnen nicht hat angedeihen lassen wollen, und die sie von keinem als von ihr selbst, haben erhalten können.

Gomarus.

Daß Ihr die Einwendungen wiederholt, die ich selbst zum Theil angegeben und die ich sämmtlich eingeräumt habe, vermehrt weder ihre Stärke, noch ihren Eindruck bei mir; nur das will ich bemerken, daß Ihr der Gottheit nicht den Charakter eigensinniger Fürsten oder Tyrannen beilegen müßt, die mit jenem Kaiser sagen; ich liebe dich, oder ich hasse dich, ich weiß aber nicht warum? oder bei welcher Eigensinn die Stelle der Vernunft und des Grundes vertritt, (stat pro ratione voluntas, cela est notre plaisir.) Diese ganz verkehrte Vorstellung, nach welcher man den Schöpfer, Erhalter und Regierer aller Dinge in einen irdischen Regenten verwandelt, dessen Regierung gegen die des Allerhöchsten nicht so viel zu bedeuten hat, als das Regiment über ein Sandkorn und welches jener bei aller seiner Geringfügigkeit, doch gar oft sehr schlecht führt, ist unstreitig vorzüglich die Ursache warum man der ewigen Gnadenwahl so abhold ist und sie mit der Gottheit so unvereinbar findet. Bei Gott findet ein stat pro ratione voluntas keinesweges Statt: denn er wäre alsdann weder das allweiseste, noch allgütigste Wesen, welches er doch nach unsrer einstimmigen Lehre seyn soll.

Arminius.

Nach Eurer Lehre von der Prädestination ist aber Gott gerade der eigensinnige Fürst, der da haßt und liebt

liebet ohne Ursache, der den Esau haßt und den Jacob liebt ehe sie geboren sind, wie die Schrift sagt, und also eben so wie die von Euch angeführten Worte des Apostels einer vernünftigen Vorstellung von Gott gemäß erklärt werden müssen. So wie ich die Einwürfe wiederhole: so wiederholt Ihr Eure Protestationes facto contrarias.

Gomarus.

Nach der Vernunft oder nach der Philosophie fällt alle Schuld der Verdammniß auf Gott, Ihr mögt eine Vorherbestimmung annehmen oder nicht annehmen, da er die verdammten Engel und Menschen ungeschaffen hätte lassen sollen, wenn er ihrem Elende hätte vorbeugen wollen. Wollte man sagen, daß ihre Existenz und ihre Verdammniß in der Welt, die Gott erschaffen wollen, nothwendig gewesen, und daß sie also nicht herausbleiben können: so können ja die zur Verdammniß bestimmten Engel und Menschen wiederum nicht dafür, daß ihre Existenz in einer gewissen Welt nothwendig gewesen, — und da sie sich nun nicht selbst in diese Welt hineingesetzt haben: so ist der an ihrem Elende Schuld, der solches gethan hat. Sah Gott die Verdammniß dieser Geschöpfe vor der Schöpfung dieser Welt voraus und wollte er sich vorwurfsfrei halten: so mußte er diese Welt gar nicht schaffen. Daß Gott den Tod des Sünders oder die Verdammniß der Verworfenen nicht wolle, sondern, daß er lieber wolle, daß alle Engel und Menschen selig seyn, und

werden möchten, mindert die Schuld nicht, denn wenn er ihre Verdammniß auch nicht directe gewollt hat: so hat er sie doch indirecte gewollt, indem er die Welt erschaffen hat, in welcher ihre Verdammniß nothwendig war. Oder ist Gott etwa selbst zum Schaffen gezwungen worden? — dann ist er nicht der Allmächtige, sondern einer andern höhern, größern Macht unterworfen.

Euer Antropomorphismus, oder daß Ihr Euch Gott nach dem Bilde eines Menschen macht, und ihn daher auch als einen Menschen handeln und reden laßt, der die Menschen lieben, mit ihren Fehlern Mitleiden haben, sie als ein zärtlicher Vater leiten, führen und belehren soll, macht Euch stutzig, wenn Ihr von der Gnadenwahl hört.

Arminius.

Und eben dieser Antropomorphismus belebt Eure Galle und thut Eurem cholerischen Temperamente wohl, wenn Ihr von Eurem Gotte leset, daß er ganze Völker ausgerottet hat, weil sie von ihm nichts wußten, — daß er eines Apfelbisses wegen, das ganze menschliche Geschlecht zur ewigen Verdammniß bestimmt hat, daß er seinen einzigen Sohn, um das menschliche Geschlecht aus den Stricken des Satans zu erlösen, hat kreuzigen lassen, durch dessen Tod aber doch nur sehr wenige erlöset worden, indem die allermeisten der Hölle verblieben sind, — daß er die Missethaten der Väter an den Kindern heimsuchen will bis ins dritte und vierte

Glied u. s. w. Wenn man die Anhänger der Prädestination genau kennte: so möchte sich vielleicht ergeben, daß das Temperament bei diesem Artikel ungemein mitwirke und daß bei einem jeden, der nämlich über selbigen nachgedacht hat, und nicht bloß nachbetet, der größere oder geringere Grad der Galle, seinen Beifall oder seine Abneigung, oder auch seine Gleichgültigkeit bestimmen. Calvin war bekanntermaßen von sehr cholerischem Temperamente, voller Galle und äußerst herrschsüchtig; — Luther war ihm ziemlich gleich; — weil jener aber sein Mitbuhler war, so tadelte er an ihm seine Herrschsucht, besonders als er die Genfer feierlich hatte schwören lassen, daß sie seinen Lehren getreu bleiben und sie als wahr glauben wollten, — und entsagte dem Artikel von der ewigen Gnadenwahl, den er vorher in Schutz genommen hatte.

Gomarus.

Die christliche Glaubenslehre ist also eine Temperamentsangelegeit, — nachdem die Menschen sanguinisch, cholerisch, phlegmatisch und melancholisch sind, — nach dem ist auch ihr Katechismus beschaffen.

Arminius.

Wenn Ihr eine Ironie gesagt zu haben Euch einbildet: so will ich Euch unverholen bekennen, daß Ihr den allermeisten Christen ihr wahres und richtiges Urtheil über ihren Glauben gesprochen habt.

Gomarus.

Die Eigenschaften, die wir der Gottheit beilegen, als z. B., Gütigkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Allmacht u. s. w., werden wir mit der Regierung der Welt, mit dem moralischen und physikalischen Bösen, welches letztere vielleicht, wenn nicht ganz, doch gewiß dem grössesten Theile nach, die Ursache des erstern ist, nimmermehr in Uebereinstimmung zu bringen vermögend seyn. Dies sahen diejenigen sehr wohl ein, welche, um von der Gottheit die Schuld des Bösen abzuwälzen, zwei Grundprincipien ein gutes und ein böses, einen Oromazes und einen Arimanes wie die Manichäer, oder einen Jehovah und einen Satan wie die Juden angenommen haben. Indessen wird durch diese Voraussetzung die Schwierigkeit keinesweges gehoben, sondern nur weiter hinausgeschoben: denn über die Fragen, wie hat der Teufel sündigen können? wer hat ihn verführt? Warum ist er geschaffen? Warum hat ihn nicht Gott gleich nach seinem Falle vernichtigt, zumal da er vorausgesehen, daß er das ganze menschliche Geschlecht unglücklich machen und in die Hölle stürzen würde? darüber erhalten wir keine genügende Antworten.

Epikurs Argument: „Gott hat das Böse entweder verhindern können, und hat nicht gewollt, oder er hat gewollt, und nicht gekonnt, oder er hat weder gewollt noch gekonnt; im ersten Falle ist Gott boshaft, im zweiten nicht allmächtig

und im dritten boshaft und ohnmächtig zugleich, — steht immer noch unbeweglich fest. Es heißt nichts gesagt, wenn man antwortet: „daß wenn Gottes Heiligkeit heilige oder freiwillige Diener des Guten wolle, er auch die Unvollkommenen nicht durch Allmacht hindern dürfe, das Gegentheil des Guten zu wählen, und es daher den Unvollkommenen möglich bleiben müsse, Abweichungen vom Pflichtgebot zu wollen, um scheinbarer Vortheile willen.“ Warum sind denn die Unvollkommenen nicht eben so vollkommen wie die bessern? Warum wählen jene nicht eben sowohl wie diese das Gute? Warum haben sie nicht eben die Bewegungsgründe gut zu handeln, wie jene? Sind sie nicht alle Geschöpfe Gottes, und von wem rührt also die Ungleichheit her? Beruht der Wille auf der Erkenntniß; warum haben die Unvollkommenen nicht eben so viel davon erhalten, als die Vollkommenen, oder warum haben sie nicht gleiche Fähigkeit und gleiches Bestreben solche zu erlangen von Gott bekommen? Sie sind immer bloß unglücklich und also keinesweges strafbar.

Die Neologen wollen mit ihren Vernünfteleien und vermeintlichen vernunftmäßigen Erklärungen die Vernunft beschwichtigen, oder vielmehr bestechen und sie bewegen, daß sie nicht noch mehr von der theologischen Dogmatik vor ihren Richterstuhl ziehen möge; als sie schon gethan hat; — aber sie können versichert seyn, daß wenn ihnen auch ihr Vorhaben auf eine kurze Zeit gelingt, — die Vernunft nachher desto lauter reden werde, indem sie ihr durch ih-

ren jetzigen Vergleich oder durch ihr vermeintliches kluges Nachgeben, so viel eingeräumt haben, daß es ihr gar nicht schwer werden wird, ihr ganzes System über den Haufen zu werfen. Halten wir fest an das Dogma, daß die Schrift vom heiligen Geiste, also von der höchsten Vernunft herrührt: so weisen wir alle Einwendungen, als die Schrift gar nicht treffend, zurück. Fangen wir aber erst an, dieses Dogma, diese und jene Schrift, dieses und jenes Capitel oder Buch zu bezweifeln, oder gar als inspirirt zu verwerfen, — dann ist es um die ganze christliche Theologie gethan. Die Inspiration ist der Fels auf den wir bauen müssen; nimmt man uns diesen weg: so fällt das ganze Gebäude, als keinen Grund habend, nothwendig zusammen.

Arminius.

Mit der Inspiration der heiligen Schrift (Ihr möget sie in der allerweitesten Bedeutung nehmen, z. B. daß alle Puncte, Vocalen u. s. w., die von den Masorethen herrühren, und die 30,000 im neuen Testamente verschiedene Lesearten vom heiligen Geist eingegeben sind) könnt Ihr die Einwürfe nicht aus dem Wege räumen, weil die Ausleger nicht inspirirt sind. Wollt ihr etwa diese auch für inspirirt ausgeben: dann giebt es so viele Offenbarungen, als Exegeten gewesen, noch sind, und so lange die Bibel besteht, seyn werden.

Mit den Eigenschaften Gottes, mit seiner Gütigkeit, Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w., hat es

vielleicht eine andere Bewandniß, als wir uns vorstellen; wir nehmen ja auch selbige als unendlich in Gott an, wodurch schon an und für sich ein unendlicher Unterschied zwischen unserer Gerechtigkeit und der Gerechtigkeit Gottes und so zwischen allen andern Eigenschaften und unsern eingeschränkten Kräften und Vermögen vorhanden seyn muß. Die Bibel lehrt dies ausdrücklich, wenn es heißt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege." Und die Schrift ist voll von Thatsachen, die diese Worte bestätigen. Allein so groß der Unterschied auch zwischen den Eigenschaften Gottes und den Kräften der Menschen seyn möge: so können sie doch nicht sich ganz entgegengesetzt seyn: denn ist bei Gott Gerechtigkeit, was wir Ungerechtigkeit nennen: so spielen wir offenbar mit Worten; und wollen nur der Gottheit ein Compliment machen, wenn wir ihre Ungerechtigkeit, Gerechtigkeit nennen.

Gomarus.

Ist Gott nicht nach den Begriffen, die wir von Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Weisheit, Gütigkeit, Allmacht u. s. w. haben, gerecht, weise, gütig, barmherzig, allmächtig u. s. w.: — so haben wir, wie ich gesagt, gar keinen Begriff von ihm und er ist für uns so gut als gar nicht vorhanden. Eine Gottesverehrung, eine Religion, ist alsdann gar nicht möglich, weil wir keinen Gegenstand haben, auf den sie bezogen werden könnte. — Das sind

die natürlichen Folgen Eurer Vernünfteleien. Könnt Ihr Arminius! fernerhin Doktor und Professor der Theologie mit gutem Gewissen seyn, da Ihr nicht nur die christliche, sondern alle Gotteslehre aufgeben müßt, um Eure Abneigung gegen die ewige Gnadenwahl zu beweisen, und deren Bestreitung zu vertheidigen, und denn doch aller dieser Aufopferung ohngeachtet, mit Euch selbst im Widerspruch seyd? Ich dagegen rufe mit Paulo aus: „O welch eine Tiefe beide des Reichthums und der Weisheit!“ und bescheide mich, bleibend in den Schranken in welchen mich die Inspiration so gütig und wohlwollend gegen alle Anfälle unverletzt und immer siegreich erhält, — ich bescheide mich, daß, da wir so wenig von der Ordnung der Stadt Gottes wissen, die göttliche Regierung, mithin auch die ewige Gnadenwahl bloß ein Gegenstand unsers Glaubens, unsrer Hoffnung und unsers Vertrauens auf Gott seyn müsse.

Arminius.

Das ist nichts als Selbsttäuschung, und zwar eine recht vorsätzliche: denn steht die Gottheit mit sich selbst im Widerspruche — dann sind alle Berufungen auf die Tiefen der Gottheit leere Worte: denn das Nichts hat weder Tiefen noch Höhen.

Gomarus.

Man muß Theologie und Phylosophie von einander scheiden. Ehemals war diese die Magd der

Gottesgelahrtheit, — und da ging alles besser, — als nachdem sich Erstere mit ihrer Herrschaft an einen Tisch gesetzt und nun gar die Frau zu beherrschen angefangen hat. — Theologen und Philosophen haben verschiedene Erkenntnißquellen, und es ist also nothwendig, daß ihre Wissenschaften auch verschieden behandelt und ihre Dogmen auch verschiedener Erklärung unterworfen seyn müssen. Sie müssen ihre eigenen Wege gehen, die ihnen von den Quellen selbst nachgewiesen werden. Ihr Dispüt muß sich immer in den Schranken derjenigen Wissenschaft halten, in welcher die streitige Lehre oder Behauptung sich befindet; nur aus beiderseitig eingestandenen Principien müssen sie disputiren; nur sogenannte Argumenta ad hominem dürfen sie gegen einander gebrauchen. Aber contra principia negantem non est disputandum. Wer andere Grundsätze geltend machen will, mit dem müssen sie sich in keinen Streit einlassen.

Arminius.

Aber ein ungereimtes Prinzipium muß auch ungereimte Folgen haben. Uno absurdo concesso, mille sequuntur. Du zeigest den kürzesten Weg, die Vernunft zu ersticken; alle andern, die nicht zu der Zunft gehören, von der Untersuchung abzuweisen und die Zunftgenossen selbst, zu zwingen, niemals aus dem ihnen vorgezeichneten Cirkel zu treten, folglich keine Fortschritte in der Wissenschaft zu machen. Das ist das sicherste Mittel uns in die finstern Jahrhunderte des Aberglaubens zurückzudrängen, und alle Menschen

der theologischen Zunft zu unterwerfen. — Die Philosophie oder Vernunft läßt sich von der Theologie nicht trennen. Letztere bedarf derselben nothwendig, um bei vernünftigen Menschen Eingang zu finden, sich ihnen zu empfehlen, sich gegen die, welche draussen sind, zu vertheidigen und sich nicht allen Spöttereien preis zu geben. Die Reformation im vorigen Jahrhunderte gründete sich in ganz entgegengesetzten Principien, als Ihr in die Theologie einführen wollt.

Gomarus.

Ihr habt die Lehre von der Gnade nicht geläugnet: diese Lehre kann aber ohne Voraussetzung der Gnadenwahl gar nicht angenommen und noch weniger erwiesen werden, weil Gnade eine Ausnahme von der Regel ist, und die Gnadenwahl eine Gattung (Species) derselben ist. Ein Hauptgrund für selbige, und wodurch Alles, was Euch anstößig ist, wegfällt, ist, daß wenn Gott diesen oder jenen Menschen nicht erwählt hätte, dieser Mensch auch nimmermehr Gott gewählt haben würde. „Vollkommen überzeugt von der Wahrheit der Gnadenwahl,“ sagt ein rechtgläubiger Theolog, „wünsche ich nichts mehr, als beständig die Wirkung dieser Lehre zu kennen und ihre Annehmlichkeiten zu schätzen. Stellen sich Zweifel wider sie ein: so ist mein Trost, daß wenn ich unvermögend bin, diese Lehre zu vertheidigen, Gott mächtig ist, sich selbst und diese Wahrheit gegen alle Einwürfe zu vertheidigen. *)

*) Le Viellard d'Ellacombe. Geneve 1817.

Arminius.

Dieser rechtgläubige Gottesgelehrte hat wohl nicht daran gedacht, daß seine Gnadenwahl nichts anders ist, als eine vollkommene Einladung zum Bösen: denn wie leicht wird man sich nicht überreden, sich selbst vorspiegeln, sich einbilden, daß man an Gott glaube, indem mit diesem Glauben eine so große Gnade verknüpft ist? Was aber noch mehr bedeuten will, ist, daß diese Vorstellung die ewige Gnadenwahl selbst über den Haufen wirft, indem die Erwählung nicht mehr aus Gnaden, sondern aus Schuldigkeit — Statt hat. Was kann der Mensch dafür, wenn er nicht an Gott glaubt? wenn er Gott nicht erkennt? Seine Kenntniß ist ja bloß ein Gnadengeschenk der Gottheit. Die allermeisten Menschen glauben an eine Gottheit, die allermeisten sind also erwählt, welches wiederum der Gnadenwahl widerspricht, weil sie nur wenigen, und bloß nach Willkühr zu Theil werden soll. Nur Atheisten, deren Anzahl sehr geringe ist, können also verdammt werden. Sonst fürchtet sich der böse Mensch vor Gott, und der Zweck der Religion ist, ihn in dieser Furcht zu erhalten und vom Bösen abzulenken; aber nach der Behauptung Eures Theologen wird der Glaube an einen Gott zu einer Ursache der Bosheit und Verkehrtheit und diese Bosheit und Verkehrtheit sind eben so gut Vermuthungen zur Auserwählung, als ein tugendhafter und christlicher Lebenswandel.

Gomarus.

Dieser Einwurf ist der von Euch so oft aus den göttlichen Eigenschaften hergeleitete Einwand und eine Folge der Nichtachtnng der Worte Jesu und seiner Apostel, daß die Menschen nur aus Gnade, nicht aus Verdienst selig oder auserwählt werden. Ihr macht beständig Schwierigkeiten gegen den Willen Gottes — den Ihr doch nicht einsehen könnt: denn da alles, was geschieht, mit und durch den Willen Gottes geschieht, — hier auf Erden aber sehr Vieles geschieht, das nach menschlicher Einsicht nicht geschehen sollte: so könnt Ihr Euch ja schon daraus überzeugen, daß mit allem Disputiren aus Begriffen, aus allen Streiten nach Systemen, die immer mangelhaft seyn und bleiben müssen, a priori in der christlichen Dogmatik gar nichts ausgemacht oder erwiesen werden könne. Dies Disputiren kann keinen andern Erfolg haben, als die Lehren zweifelhafter, und verwickelter zu machen und die Layen, die darauf Achtung geben, zu verwirren, und in Verlegenheit zu setzen.

Noch mehr verwirret mich der Schriftgelehrten Streit,
Wenn sie sich nach der Kunst um deine Worte zanken,
Wenn dieser Gnade bringt, und jener Sterben dräut.
Es scheint als hätten sie mit dir im Rath gesessen,
Und dann mit dir zugleich das Urtheil abgefaßt,

Weil sie sich unterstehn, nach ihrer Schnur zu
messen,
Was Du, Unendlicher! in Dir verborgen hast.

Arminius.

Eure Folgerungen gründen sich auf dem Begriffe von einem allervollkommensten Wesen, welches schlechterdings unveränderlich ist. Haltet Ihr fest an diesem Begriffe: so ist es um den freien Willen Gottes und um jede Gottesverehrung, als Etwas ganz unnützes gethan. Ich halte den Begriff von einem allervollkommensten Wesen, so wie ihn die meisten Philosophen seit Anselmus vortragen, nicht für ganz richtig. Das höchste Wesen hat allerdings alle Realitäten in sich vereinigt; indessen ist noch nicht erwiesen, daß sie auch alle zugleich wirksam seyn müssen. Die Unendlichkeit Gottes besteht darin, daß in ihm der höchste Grad aller Realitäten vorhanden ist, der in ihm möglich ist. Wenn es nun aber unmöglich ist, daß zwei innerliche Realitäten Gottes auf einmal und zugleich in ihm wirklich seyn können: so verursacht die Abwesenheit einer Realität, indem die andere wirklich ist, keine solche Verneinung in Gott, durch welche seine Vollkommenheit eingeschränkt würde. Ihr behauptet, daß Gott allmächtig sey; könnt Ihr aber wohl behaupten, daß er alles außer sich wirkt, was außer ihm wirklich seyn kann? Ist es eine Einschränkung seiner unendlichen Gütigkeit, daß er seine Wohlthaten nicht mit einemmale austheilt? Ist es seiner Weisheit zu-

wider, daß er nicht alle Zwecke zu erhalten sucht? Die Unveränderlichkeit Gottes scheint dieser Meinung zwar zuwider zu seyn; allein die wahre Unveränderlichkeit Gottes besteht, wie diese Philosophen lehren, darin, daß eine jede Abänderung und Veränderung seiner innerlichen Realitäten, und eine jede Folge derselben auf einander in ihm unmöglich ist; keinesweges aber darin, daß selbige sich nicht abändern könnten. Wenn Gott, sagen diese Weltweisen, die künftigen Dinge sich als zukünftig vorstellt, alsdann aber, wenn sie wirklich werden, aufhört, sich selbige als künftig vorzustellen: so thut diese Abänderung seiner Allwissenheit so wenig Eintrag, daß man sie vielmehr für mangelhaft halten müßte, wenn diese Abänderung nicht Statt fände. Diejenigen Philosophen, die auf den strengen Begriff von der Unveränderlichkeit Gottes bestehen, machen aus dem höchsten Wesen ein Ding, das ganz unbeweglich ist, das von Ewigkeit bis in Ewigkeit immer das Nämliche denkt und will, ein Phantom, das, wenn es existirte, sich seiner Existenz unmöglich erfreuen könnte. Die heilige Schrift ist der Meinung jener Philosophen so wenig zuwider, daß sie vielmehr solche zu bestätigen scheint, wenn sie ein Volk oder einen einzelnen Menschen als von Gott besonders begünstigt, nennt, und zukünftige Ereignisse bekannt macht. Wenden wir die Hypothese dieser Philosophen auf den Rathschluß Gottes an: so sagen wir, daß Gott von Ewigkeit her beschlossen hat, alles was wirklich werden soll. Aber sind alle diese

Dinge mit einemmale vorhanden? Können sie zugleich vorhanden seyn? Keinesweges. Die meisten Philosophen denken sich die Gottheit als ein Wesen, dessen ganze Wirklichkeit nicht nur im Ganzen, sondern auch in allen seinen einzelnen wirklichen Bestimmungen betrachtet, schlechterdings nothwendig ist. In diesem Dinge ist nichts zufälliges, nichts wird in demselben abgeändert. Sie wollen nicht darauf hören, daß das nothwendige und allerrealeste Ding doch schlechterdings nur diejenigen Realitäten haben kann, die zugleich in ihm möglich sind. Mich dünket, dieser Begriff ist der Religion zuwider. Die andern Philosophen, zu deren Meinung ich mich neige, denken sich aber die Gottheit als ein Wesen, das zwar, so zu sagen im Ganzen betrachtet, schlechterdings nothwendig ist, welches aber viele Bestimmungen enthält, die zufällig sind, abgeändert werden und auf einander folgen.

Gomarus.

Eure Hypothese dient dazu, die Unmöglichkeit einer Erklärung oder eines Begriffs von einer, in ihrem Wesen, ihren Realitäten, kurz, mit sich selbst nicht im Widerspruch stehenden Gottheit, recht auffallend darzustellen: denn können oder müssen einige Realitäten bisweilen abwesend, nicht wirksam seyn: so ist Gott nicht ein nothwendiges, sondern ein zufälliges Wesen. Ich räume aber auch ein, daß der gemeine Begriff von der Nothwendigkeit Gottes, einem denkenden und wollenden Wesen,

ingleichen' dessen Wirkungen und den Ereignissen in dieser Welt, nicht weniger als Eure Vorstellung von der Nothwendigkeit widerspricht, und daß dieser Widerspruch durch die Behauptung, daß in Gott keine Folge der Gedanken, folglich keine Zeit sey, keinesweges gehoben werde. Nothwendig nennt man dessen Gegentheil unmöglich ist; allein es läßt sich nicht nur denken, daß Gott nicht sey, sondern auch der Begriff von einem Wesen, das alle Realitäten in sich enthält und dessen Gegentheil gerade dieserhalb nicht soll gedacht werden können, ist falsch nnd unmöglich, weil viele Realitäten zugleich nicht beisammen oder zu gleicher Zeit wirksam seyn können. Ich bin aber bei diesen Schwierigkeiten ganz ruhig: denn meine unüberwindliche Unwissenheit wird mir Niemand zurechnen können.

Eure Philosophen und Ihr mit ihnen, möget Euch anstellen, wie ihr wollt: so hebt ihr doch immer die Nothwendigkeit und Unveränderlichkeit Gottes auf. Nach Eurer Darstellung wird, wie gesagt, Gott ein zufälliges Ding, und die Ausflucht, daß einige Eigenschaften Gottes nicht zugleich mit einander in ihrer ganzen Kraft wirksam seyn, und daß in Gott nur diejenigen Realitäten wirksam seyn können, die in einem gewissen Zustande in ihm möglich sind, wie Ihr sagt, stellt Gott als ein jedes anderes endliches Wesen auf, dessen Ganzes jedesmal darin besteht, daß es alles enthält, was es in den gegenwärtigen Umständen enthalten und seyn kann. Doch hiervon abgesehen, werdet Ihr mit Euren Philosophen

losophen nichts für die Gottheit in der Lehre von der Gnadenwahl gewinnen; es wäre denn, daß Ihr behaupten wolltet und erweisen könntet, daß die Gottheit ihre Rathschlüsse abänderte, welche Abänderung in Gott selbst eine innere Veränderung anzeigen würde, die durch keine seiner andern Realitäten gerechtfertigt werden könnte.

Arminius.

Thatsachen lassen sich a priori nicht beweisen. Die Unmöglichkeit einer Abänderung in den Willen Gottes läßt sich aber aus der Vernunft auch nicht beweisen, wenn man zugiebt, daß der Wille Gottes durch Gründe, durch seine Weisheit, Gütigkeit und Gerechtigkeit bestimmt werde. Wird der Wille Gottes nicht durch Gründe bestimmt, wie einige Philosophen von dem menschlichen Willen behaupten, um ihn, ihrer Meinung nach, recht frei zu machen: so ist, um mich nicht des Wortes Zurechnung zu bedienen, in Rücksicht der Menschen ihr Thun und Lassen der Gottheit ganz gleichgültig, und in Betrachtung dieser ist es einerlei, ob sie sich einbilden von einem unwiderstehlichen Fatum, oder von einem bloßen Zufalle abzuhängen. Ich habe aber schon erwiesen, daß die göttlichen Eigenschaften, seine Allwissenheit, seine Güte, Weisheit, Allmacht, Gerechtigkeit, nicht immer im gleichen Grade wirksam sind, und ich sehe mithin nicht ein, warum sie den göttlichen Willen nicht verschiedentlich bestimmen könnten. Ihr gründet aber Eure Lehre von der

ewigen Gnadenwahl vorzüglich auf die heilige Schrift, und ich weiß nicht, wie es zugegangen, daß Euch die Ereignisse haben entgehen können, aus welchen ganz klar erhellt, daß die Gottheit ihren Rathschluß abgeändert hat. Der Prophet Jonas muß auf Befehl Gottes den Niniviten verkündigen, daß ihre Stadt nach vierzig Tagen untergehen soll. Da aber dieser Rathschluß nicht vollzogen wird, und der Prophet deshalb mit Gott hadert: so antwortet Gott zur Rechtfertigung der Abänderung seines Entschlusses: „Du betrübst dich über einen verdorrten Kürbis, und mich sollte nicht jammern Ninive, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn 120,000 Menschen, die nicht wissen Unterschied, was recht oder links ist, dazu noch viel Vieh." Jon. 4. v. 10. 11. Bei einem andern Propheten sagt der Herr: „Die Tage sind verlängert worden und die Gesichter treffen nicht zu." Hesekiel 12. v. 22. 28. Ob nun gleich der Herr hinzufügt: keins von meinen Worten soll auf solche Art länger aufgeschoben werden, sondern dasjenige, was ich geredet habe, soll geschehen: so sagt er doch nach der Zeit: „wenn ein Prophet, welcher eine Sache verkündigt hat, betrogen worden ist: so habe ich, der Herr, denselben Propheten betrogen." Kap. 14. v. 9. Gott schickte einen Engel nach Jerusalem, die dasigen Einwohner zu vertilgen, und indem der Engel damit beschäftigt war, so sah der Herr solches, und da gereute ihm das Uebel. 2 Chron. 21. v. 15. Gott befiehlt den Israeliten für die Wohlfahrt

Babylons zu beten, wohin er dieselben als Gefangene hatte wegführen lassen, mit dem Versprechen, daß sie bei der Wohlfahrt desselben gleichfalls ihre Wohlfahrt finden sollten. Jerem. 29. v. 7. und demnach heißt es Psalm 137 v. 9: „Wohl dem der deine Kinder nimmt und zerschmettert sie an den Stein." Durch Adams Fall war das ganze menschliche Geschlecht zur ewigen Verdammniß bestimmt, — demohnerachtet verspricht Gott einen Erretter, welcher auch erscheint; da aber nur wenige gerettet worden, so läßt sich nach den ehemaligen Fügungen Gottes, mit großer Zuversicht hoffen, daß er es nicht bei der Erwählung dieser Wenigen werde bewenden lassen, sondern daß er alle Menschen selig machen werde.

Gomarus.

Ohne zu erwähnen, daß die Schriftausleger die angeführten Stellen mit der Gottheit und der Heiligkeit sehr wohl in Uebereinstimmung zu bringen wissen: so können sie doch bei unserm Streite nicht gebraucht werden. Wir haben nur überhaupt darüber disputirt, ob die Lehre von der Gnadenwahl in der Schrift und in der Vernunft gegründet sey. Ob die Verdammniß ewig dauern solle; ob das Wort ewig nur eine unbestimmte Zeit anzeigen solle, keinesweges aber eine ewige Dauer, das haben wir dahin gestellt seyn lassen.

Arminius.

Das ist eine bloße Ausflucht und eine neue Protestatio facto contraria: denn Ihr habt Euch als ein ortodoxer Theologe die Höllenstrafen niemals anders als ewig gedacht und mit dem Worte ewige Gnadenwahl keinen andern Begriff verbunden, als daß Gott viele Menschen von Ewigkeit her zur künftigen ewigen Seligkeit oder ewigen Höllenpein bestimmt habe. Ob Gott dieses gethan, darüber haben wir disputirt, und ich habe zuletzt behauptet, daß wenn er auch solches gethan, er doch, seiner Gottheit unbeschadet, von seinem Entschlusse abgehen könne, weil er nichts anders thun würde, als was er nach der heiligen Schrift so oft gethan hat.

Gomarus.

Wir müssen bei dem klaren Ausspruch des Apostel Paulus stehen bleiben. Gegen diesen wollt Ihr in der natürlichen Theologie einen Ausweg finden, den Ihr in der geoffenbarten vergebens sucht. Ihr findet aber hier das alte Sprichwort bewährt, daß wenn man einer Gefahr ausweichen will, man in eine andere fällt, wenn man verwegen genug gewesen ist, sich überhaupt in eine Gefahr zu begeben, wozu uns nichts nöthigte. Incidit in Scyllam, qui vult evitare Charybdim.

Arminius.

Wenn uns die Vernunft von der Gottheit, wie Ihr behauptet, keinen andern, als einen sich selbst

widersprechenden Begriff, das heißt ein bloßes Nichts darzustellen vermögend ist: so kann auch die Offenbarung, deren Wahrheit nur aus der Vernunft, folglich durch Uebereinstimmung ihrer Principien mit den angeblichen offenbarten Wahrheiten erwiesen werden kann, — uns auch keinen wahren Begriff von der Gottheit geben. Hiezu kommt, daß eine jede Offenbarung durch irrende Menschen bekannt gemacht wird, von welchen es nie erwiesen werden kann, daß sie sich nicht geirrt haben, außer wenn ihre Offenbarungen mit andern ausgemachten Wahrheiten, oder mit der Vernunft übereinstimmen, und daß die Umstände, unter welchen sie die Offenbarung bekommen haben wollen, als richtig und wahr erwiesen sind: denn eine Offenbarung, welche die Wahrheit dieser Umstände aus sich selbst erweisen will, begeht einen Cirkel im Beweise und beweiset also nichts. Was soll man nun, sagen die Freigeister, von den bisher bekannt gewordenen Offenbarungen halten, die keinen reellen Begriff von der Gottheit geben, ja sogar die außer der Offenbarung gang und gäbe gehende und bloß von den Menschen abstrahirte Vorstellung, noch sinnlicher, noch menschlicher, noch sich selbst widersprechender machen, — und deren Anhänger sich untereinander der Falschheit und der Lügen gegenseitig beschuldigen? Nach Eurem Denkspruche Incidit etc. sind die Offenbarungsgläubiger nicht besser daran, als die Rationalisten. Nach Eurer Darstellung der positiven und natürlichen Theologie seh ich nicht ab, wie in selbigen

Belehrungen statt finden können. Lehrer und Prediger müssen sich auf ein Pathos einschränken, dessen Wirkung schnell vorübergehend ist, und wie jede Rührung eben so geschwinde vergeht, als sie entstanden ist. Dauernde Wirkung kann man sich von einer nicht belehrenden Rede nicht versprechen — und wie wenige lassen sich durch eine rührende Predigt, wenn es aufs Thun und Handeln ankommt, hinreissen? Die Freigeister werden die der Religion nachtheiligsten Folgen aus Euren Aeusserungen herleiten, und sich wohl gar unterstehen, ihre Schlüsse von der geringen Wirkung der Religion, durch die Erfahrung zu rechtfertigen. Eure Berufung auf Glauben und Geheimnisse, werden sie als ein Bekenntniß Eures Unvermögens, die Gegner der Religion widerlegen zu können, annehmen, — und außerdem wird sie ihnen Stoff zur Satyre und zu Spöttereien in reichem Maaße darbieten.

Gomarus.

Alle diese Vorwürfe fallen auf Euch selbst zurück und Ihr verdient sie um so mehr, da Ihr die Veranlassung dazu gegeben habt, und die Religion, wie die Heiden, in bloßen Ceremonien und äusserem Gepränge bestehen lassen müßt.

Arminius.

Nicht ich; sondern Ihr verwandelt die Religion in Geheimnisse, wobei kein Mensch etwas Vernünftiges denken kann. Nicht ich; sondern Ihr bringt

es dahin, daß eitele Ceremonien, äussere Pracht, wie bei den Papisten, an die Stelle einer Erkenntniß und einer Verehrung der Gottheit wiederum treten, wovon uns die Reformation zu befreien gesucht hat.

Gomarus.

Ihr verlangt von der Gottheit, daß sie Euch klare und deutliche Einsichten von der ewigen Gnadenwahl geben soll, — dergleichen sie nicht einmal einem Apostel verliehen hat. Paulus begnügte sich mit dem erhaltenen Geschenke. Folget seinem Beispiele und gesellet Euch nicht zu denen, von welchen es in der Schrift heißt, daß man ihnen Zaum und Gebiß ins Maul legen müsse; und hiemit Gott befohlen.

Gomarus und Arminius disputirten öfters; zweimal in Beiseyn der Staaten von Holland. Einmal beide allein; im Jahre 1608 und im folgenden Jahre fünf gegen fünf. Es entstanden Partheien, Gomarianer und Arminianer. Wider Letztere, als die schwächere Parthei, wurden von der stärkern mehrere Versammlungen oder Classes gehalten, welche Deputirte an Arminius schickten um ihn zu bekehren, die er aber 'als nicht legitimirt abwies', weil, wie er ihnen sagte,' die Stärke nicht entscheiden könnte, auf wessen Seite

die Wahrheit wäre, folglich die Gomaristen sich auch nicht des Rechtes, ihn bekehren zu wollen, anmaßen dürften. Hierauf machten die Gomaristen 31 Lehrsätze, als irrige, bekannt, die sie aus des Arminius Schriften gezogen hatten, wogegen sich Arminius in einer Apologie vertheidigte, — aber bald darauf, im Jahre 1609 verstarb. Seine Anhänger wollten den Weg der Güte mittelst der Obrigkeit einschlagen, und überreichten daher im folgenden Jahre den Staaten von Holland eine Remonstration, oder Bittschrift, in welcher sie darauf antrugen, daß die Confessio Belgica, die 1571 in Emden aufgesetzt und in mehreren Districten als ein symbolisches Buch angenommen war, — ingleichen der Heidelbergsche Katechismus, möchten untersucht, die Meinung von den fünf Artikeln, worüber man bisher gestritten, ihnen frei gelassen, und sie unter dem Schutze der Obrigkeit als Brüder geduldet werden möchten. Der Inhalt dieser Artikel und ihres Glaubensbekenntnisses, den auch Grotius verfocht, ging dahin: „Die natürlichen Kräfte des Menschen zur Bekehrung und Seligkeit sind vollkommen hinlänglich, solche zu erlangen. Die Gnadenmittel haben weiter keine Kraft, als daß sie an heilsame Wahrheiten erinnern. Der Mensch erhält Vergebung der Sünden, nach vorhergegangener Besseruug. Der Tod Jesu war zur Versöhnung mit Gott nicht nothwendig, und kann daher auch nicht als ein vollgültiges Opfer für die Sünden der Menschen angesehen werden. Eine ge-

naue Bestimmung der Glaubenslehre ist unnöthig und auch unmöglich, daher einem jeden frei stehet, — wie er sich die Eigenschaften Gottes, die Dreieinigkeit, die Person Jesu, den heiligen Geist ꝛc. denken wolle." Ob sie also gleich von symbolischen Büchern nichts wissen wollen: so halten sie doch die 1610 und 1617 übergebenen fünf Artikel, ingleichen die Confession des Episkopius und deren Apologie für Schriften, nach welchen sie sich von andern Glaubensverwandten unterscheiden wollen. Die Gomaristen reichten gegen die erwähnte Remonstration eine Contraremonstration ein, daher die ersten Remonstranten und die andern Contraremonstranten genannt werden. Weil die Ersten sich nicht für widerlegt hielten und bekehren wollten, so wollten die Gomaristen die Obrigkeit zu Hülfe nehmen, die mit ihrer Kraft den Mangel der Gründe ersetzen sollte. Die Remonstranten nahmen gleichfalls dahin ihre Zuflucht um sich gegen Gewalthätigkeiten zu schützen, und die Staaten von Holland erkannten das Gesuch der Remonstranten, sie in Ruhe und Frieden zu lassen, für billig, und verordneten, ohne weder der einen, noch der andern Parthei Recht zu geben, daß sie ihre Streitigkeiten bescheidentlich verhandeln, und sich untereinander in Liebe und Frieden vertragen sollten. Hiezu wollten sich die Contraremonstranten nicht verstehen. Johann Bogermann und andere schrieben wider diese Verordnung, und wollten beweisen, daß die Obrigkeit

keine Macht habe, in dergleichen Kirchensachen Verordnungen zu machen, welche Grotius in seiner Abhandlung Pietas ordinum widerlegte. Es erschienen mehrere Schriften, besonders aber war des Barläus, eines Arminianers, Dissertatiuncula, in welcher er die ganze gomaristische Geistlichkeit auf das heftigste angriff, diejenige, welche die Contraremonstranten vorzüglich in Feuer und Flammen setzte. Er sagte, es gäbe in Holland Prediger, die zwar zum Predigen keine Zunge hätten, aber um Empörung wider die Obrigkeit zu erregen, sehr beredt wären. *) In dieser Schrift

*) Ad praedicandam Christi sapientiam elingues, tamen ad obtrectandum cum Magistratibus, tum dissentientibus circa res religionis symmistis diserti sint et copiosi. — Si templa aliquot Hollandiae peragrare libeat, Theologos quam plurimos in spermologos, concionatores in convitiatores; pacis praecones in factionum principes et schismatis faciundi buccinatores transformatos mirabere, nectam reformatae amplius, quam pessimis aliquorum moribus deformatae religionis antistites esse jurabis. V. Bayl. Diction. hist. Art. Barlaeus. L. B. Barläus ward 1618 von der Synode in Dortrecht aller seiner Aemter entsetzt, worauf er sich der Arzneikunst ergab, auch das Doctordiplom erhielt aber nur wenig practicirte. Er las jungen Leuten in Leiden Collegia über Philosophie und schöne Wissenschaften. Im Jahre 1631 trug ihm der Rath in Amsterdam bei dem dortigen Gymnasium das öffentliche Lehramt in der Philosophie an, welches er bis an seinen Tod, welcher 1648 erfolgte, rühmlich ver-

hatte er auch Vincenz Drielenburch, der sich für einen Phropheten ausgab, einen Schelm genannt, der ihn dafür in einer Antwort wieder einen Schelm und Bösewicht (Nebulonem et Scelestum) nannte und sich zugleich verbindlich machte, hundert Franken der Diakoney in Leiden zu geben, und sich der Gerechtigkeit zu überliefern, um ihn zu bestrafen, wenn man ihm beweisen könnte, daß er ein Schelm wäre. Gleich nach dieser Herausforderung erschien ein Buch, in welchem der Professor aus zehn unumstößlichen Gründen beweisen wollte, daß der Prophet wirklich ein Schelm wäre, welche zehn Gründe von diesem beantwortet wurden.

Da die Obrigkeit alles Schmähens und Tobens ungeachtet taub blieb: so erregten die Go-

---

waltete. Er war ein guter Dichter. Nicht lange vor seinem Tode machte er ein Epigramm über des Juden Monasse Ben-Israel Buch von der Schöpfung bekannt, worin er ihn wegen seiner Frömmigkeit sehr lobte, auch äusserte, daß man durch ein frommes und gottesfürchtiges Leben, auch ohne die wahre Religion, Gott angenehm und die Seligkeit erlangen könnte, worüber er mit einigen Theologen, besonders mit Wedeln und Schook in Streitigkeiten gerieth, die ihr Befremden dem Magistrat in Amsterdam bezeigten, daß er einem solchem Manne ein öffentliches Lehramt ertheilt hätte, wovon jedoch der Rath nicht weiter Notiz nahm.

Der Prediger Simon Goubart in Amsterdam, welcher predigte, daß die noch an der Brust ihrer Mutter liegenden sterbenden Kinder unter der Gnadenwahl nicht begriffen wären, ward seines Amtes entsetzt.

maristen Unruhen im Volke, so daß einige Städte zur Hinderung des Tumults Truppen werben mußten, welches die Gomaristen sehr übel nahmen und nun ohne weiteres, remonstrantische Obrigkeiten und Prediger absetzten und das Volk zu Gewaltthätigkeiten aufmunterten. Um das Volk und wo möglich auch seine Priester zu besänftigen, beschlossen die General-Staaten einen Synodus zu Dortrecht halten zu lassen, der auch am 13ten Novbr. 1618 seinen Anfang nahm. Aus allen europäischen Staaten, in welchen sich Reformirte befanden, erschienen Deputirte; — nur aus Frankreich langten keine an, weil der König es verboten hatte. Der Churfürst von Brandenburg, Johann Sigismund, der seinen neu erworbenen Rheinprovinzen zu gefallen, reformirt geworden war, erlaubte ebenfalls nicht, die Synode zu beschicken, weil ihm die Meinung von der absoluten Prädestination, die man dort festsetzen wollte, nicht anstand, und seine Unterthanen, wie er der Synode anzeigte, nie angenommen hatten. Eben dieser Meinung waren auch die anhaltinischen Theologen, von welchen gleichfalls keine Deputirten gesandt wurden. Der Präses der Synode war der schon oben genannte Johann Bogermann, Pastor der Kirche zu Leuwarden, ein abgesagter Feind der Arminianer, der sich dem Befehle der Obrigkeit, die Remonstranten brüderlich zu behandeln, widersetzt hatte, und nachher eines Betrugs von 377 Gulden überwiesen ward. Die Beisitzer und Actuarien waren

des nämlichen Sinnes, das ist Feinde der Remonstranten, daher diese kaum zum Worte kommen konnten, und wenn sie dazu gelangten, von ihren Gegnern mit Verachtung angehört wurden. Als der Remonstrant Martinius gegen das Ende der Synode 1619 den sonst geübten Disputator Gomarus bei der Lehre von der Gnadenwahl in die Enge getrieben hatte: so forderte Gomarus den Martinius zum Zweikampf heraus. Dieser hatte aber nicht Lust, den Kampf anzunehmen, sondern schwieg stille und Gomarus behielt also das letzte Wort und folglich Recht. Hierauf ward von der Synode, nach Mehrheit der Stimmen, oder vielmehr nach den Stimmen der Gomaristen die ewige Gnadenwahl förmlich dekretirt; — die Confessio Belgica ward approbirt, von den General-Staaten als ein symbolisches Buch der reformirten Kirche confirmirt und im Jahre 1651 im Haag, bei Erneuerung des Bündnisses der vereinigten Niederlande, abermals bestätigt. In den vereinigten Niederlanden müssen diese Confession, so wie den Heidelberger Katechismus alle Professoren der Theologie, alle Prediger und Schulbediente mittelst Versprechens, daß sie nichts, was ihnen zuwider, oder in ihnen nicht enthalten ist, lehren und predigen wollen, unterschreiben. Das Resultat dieser Synode war, daß die Lehren der Remonstranten als irrig nnd ketzerisch verdammt, mehr als zweihundert Prediger abgesetzt, viele Leute als Ketzer eingekerkert wurden, welches

Schicksal auch den Grotius traf; einige, unter welchen Greve war, wurden auf die Folter gebracht, andre z. B. Oldenbarnewald, wurden enthauptet oder brachten sich aus Verzweiflung und aus Furcht vor der Marter, im Gefängnisse um das Leben. Robert Robertson ward, da er einmal in tiefen Gedanken spazieren ging, von zweien reformirten Predigern gefragt, was er denn so ernstlich überdächte? Er antwortete, er überlegte, was die Ursache der Sünde wäre. Und als man ihn fragte, wen er dafür hielte? so sagte er: „da die erste Sünde geschah, schob der Mann die Schuld auf die Frau, die Frau aber wälzte es auf die Schlange, diese war damals noch zu jung und dumm, und schwieg still; aber jetzo ist sie älter und klüger geworden und kommt auf den Synodus nach Dortrecht, und spricht: „Gott habe es gethan." S. Gerard Brandts Historie der Niederländischen Reformation. Theil III. S. 836.

Julius Cäsar Vanini, aus Taurisan im Königreich Neapel gebürtig, ward nach vielen Herumschweifungen und der Zauberei und Atheisterei halber erlittenen Einkerkerungen, im Novbr. 1619 von dem Parlamente in Toulouse zum Scheiterhaufen verurtheilt, nachdem man ihm die Zunge aus dem Halse gerissen hätte. Als man von ihm, nach publicirtem Urtheile, verlangte, daß er

sein Verbrechen Gott, dem Könige und den Richtern abbitten sollte: so antwortete er: Gott bäte er nichts ab, indem er keinen glaube; — dem Könige habe er nichts zuwider gethan, weil er ein treuer Unterthan gewesen, — die Richter habe nicht er, sondern sie hätten ihn beleidigt und grausames Unrecht gethan: „denn," sagte er, „sie halten mich entweder für einen Atheisten, oder sie halten mich nicht dafür. Ist das Erste, so kann ich keinen Gott lästern und mich an ihm nicht vergehen und bin also nicht strafbar; — sagt man, daß ich die Gläubigen nicht hätte ärgern sollen: so antworte ich, daß man alsdann kein Vorurtheil bestreiten müsse, — will man antworten, daß es auch nützliche Vorurtheile gebe; so erwiedere ich, daß das vom Daseyn Gottes dahin nicht gehöre, — indem das Gute, das die Religion bewirkt haben möchte, gegen das Böse, das sie angerichtet, wie ein Tropfen, der am Henkel hängen bleibt, gegen einen vollen Elmer Wassers zu betrachten sey, daß Lukrez, der doch das Böse, das durch die christliche Religion auf Erden verbreitet worden, gegen welches alles Vorhergehende nur Kinderspiel gewesen, nicht einmal in Anschlag bringen können, — schon zu seiner Zeit ausgerufen habe: Tantum religio potuit suadere malorum! — Sey das Andere, daß sie, die Richter, ihn nicht für einen Gotteslästerer hielten, daß er also einen Gott glaubte, doch aber läugnete und lästerte, so hätten sie ihn für verrückt, folglich für unzurechnungsfähig und straflos halten müssen, weil nur

ein Wahnsinniger die Gottheit vorsätzlich lästern könne, von deren Daseyn er überzeugt wäre. Die Atheisten, welche Niemanden mit ihren Meinungen und Ceremonien beschwerlich fallen, wären diejenigen, von welchen die Gläubigen die Erlaubniß ihrer öffentlichen Religionsübungen erhalten müßten; doch stehe dahin, ob auch nicht unter ihnen, wenn sie die stärkste Parthei wäre, sich einige finden möchten, welche den Atheismus mißbrauchen und die Gläubigen zu verfolgen anfingen: denn für den Mißbrauch sey keine Sekte sicher, wie alle Religionsbekenner einräumen müßten."

Als ihm auf seinem Wege zur Richtstätte ein Crucifix gezeigt ward: so äußerte er, Christus habe aus Furcht vor dem Tode Blut geschwitzt und ein Engel vom Himmel habe ihn stärken müssen; — er aber stürbe philosophice und unerschrocken.

Gregorius der Funfzehnte.

1621.

Alexander Ludovisio succedirte dem Paul V. am 9ten Febr. 1621 in seinem 67sten Jahre. Die Ausrottung der protestantischen Ketzerei lag ihm ungemein am Herzen. Als er durch Avignon reisete

reisete, bezeigte er dem König Ludwig XIII. die größte Veneration für die Verfolgungen der Hugenotten in Poitou, in Gascogne, im Delphinat und in Languedok. Bei dem Herzoge von Savoyen ließ er es an keiner Schmeichelei fehlen, ihn zu vermögen, Genev zu unterjochen und zu erobern, weil er diese Stadt für das eigentliche Nest hielt, in welchem die Ketzerei ausgebrütet und nachher verbreitet worden. Anfänglich suchte er die Genfer zu bekehren; weil diese aber ihrem Glauben an Kalvin nicht verlassen wollten: so gab er den Rath, sie sämmtlich zu ermorden. In Schottland und Irland bemühete er sich die Unterthanen zur Empörung zu bewegen und die Protestanten zu vertilgen; allein alle diese Bemühungen waren vergeblich. Den Kardinal Bellarmin schätzte er, besonders weil er sich in seinen Streitigkeiten mit den Ketzern ganz entgegengesetzter Waffen bediente. Stritt er wider die Freigeister und Schwenkfeldianer über die Nothwendigkeit der heiligen Schrift, so war er Protestant; disputirte er mit den Protestanten über eben diesen Gegenstand, dann war er ein Schwenkfeldianer; griff er die Pelagianer wegen der guten Werke an: so wandte er wider sie alle Gründe der Protestanten an, und hatte er mit diesen deshalb zu thun: so bediente er sich der Gründe der Pelagianer und ihrer Distinctionen. Ging er auf die Wiedertäufer wegen der Kindertaufe los: so bewies er sie ihnen aus der Schrift; war er mit den Calvi-

nisten und Lutheranern der Tradition halber in Streit: so zwar die Kindertaufe eine von den Punkten, die nur aus der Tradition erwiesen werden könne. Man verglich den Kardinal mit dem Vogel des Aesopus, der im Wasser und auf dem Lande leben konnte, und der bald ein Vogel bald ein Fisch war. Ein Vogel, wenn der König der Fische Schatzung forderte und ein Fisch, wenn der König der Vögel dieselbe verlangte. — Der Papst besuchte den Kardinal in seiner letzten Krankheit, umarmte ihn höchst zärtlich und versprach ihm bei seinem Abschiede, daß er alle Begünstigungen der Kirche zu seiner Genesung gebrauchen würde; worauf Bellarmin mit den Worten des Hauptmanns ausrief: „Herr ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehest.“ Im Jahre 1622 canonisirte Gregorius XV. den Ignatius Loyola, den bekannten Stifter des Jesuitenordens. Gleiche Ehre widerfuhr der Theresia von Jesu, deren Vater Alphonsus Sanchez von Capadra, und deren Mutter Beatrix von Avila und Abuneda war. Theresia ward 1515 geboren und im Jahre 1536 begab sie sich in ein Karmeliterkloster zu Avila. Hier ward sie öfters von Jesu nebst andern Heiligen besucht. Der Heiland zeigte ihr seine Wunden und reichte ihr das Abendmal, welches unstreitig eins der grössesten Wunder war, so jemals geschehen sind, indem sie den Jesum, der ihr das Abendmal reichte, auch zugleicher Zeit aß, wie seine Jünger,

da er ihnen seinen Leib zu essen und sein Blut zu trinken darreichte. Einige Bilder der Heiligen, ja selbst ein Crucifix bückte sich vor ihr. Mit dem Weihwasser verjagte sie die Teufel. Einige Seelen befreite sie vor abgelaufener Zeit aus dem Fegefeuer und Christus nahm ihre, ohne Beichte verstorbene Schwester, auf ihre Bitte, nach einem sehr kurzen Aufenthalte im Fegefeuer, in den Himmel auf. Für einen verstorbenen Pater Provinzial wandte sie sich mit der Bitte an Jesum, daß wenn sie jemals in ihrem Leben etwas Gutes gethan hätte, er es dem Pater zurechnen, und was dann abginge, in Subsidium mit dem Verdienste Christi ersetzen möchte. Diese Bitte war so kräftig, daß sobald sie solche geendet hatte, die Seele des Verstorbenen in der Gestalt eines Menschen von 30 Jahren (ob er gleich in einem hohen Alter verschieden war) und mit einem hellglänzenden Angesicht zu ihrer rechten Hand, aus der Tiefe der Erde, hinauf gen Himmel fuhr. Sie sah auch mit ihren sichtlichen Augen, wie ein frommer Mönch, der seine Ordensregeln genau beobachtet hatte, und sich daher auf Milderung oder Erlaß der Pein des Fegefeuers auf eine päpstliche Bulle berief, ohne das Fegefeuer zu berühren, sogleich in den Himmel aufgenommen ward. Auf Befehl Jesu stiftete sie das Kloster St. Joseph, von welcher Zeit an sie ihren Geburtsnamen ablegte, ihren Adel aber und das dazu nothwendig gehörige Von beibehielt und sich Theresia von Jesu nannte. Sie

starb 1582 und am 12ten März 1622 ward sie kanonisirt. Die Pracht bei diesem Feste ward in Spanien bis ins Unglaubliche getrieben; ja selbst in Paris war sie so ausgelassen, daß viele sehr gläubige Katholiken sich darüber ärgerten. Eine Frau war bei dem Feuerwerke fast verbrannt. Einigen ward das Gesicht beschädigt und sehr vielen ihre Kleider. Das Getreide ward auf eine große Strecke zertreten und verbrannt. Die ganze Gegend um Paris schien im Feuer zu stehen. Die Kosten zu diesem Feuerwerke gab die Königin her, die eine spanische Prinzessin war. Viele Pariser sagten, das hieße nicht kanonisiren, sondern kanoniren.

Franziskus Xavieri, der Apostel der Indianer, ward mit der Theresia von Jesu kanonisirt. Er war aus dem Spanischen Navarra gebürtig und studirte zu Paris, woselbst er den Ignatius Loyala kennen lernte und einer seiner ersten Schüler ward. Der Papst Paul III. sandte auf Begehren des Königs Johannis III. von Portugal den Xavieri nach Ostindien um daselbst die christliche Religion auszubreiten. Dies that er mit vielem Glück in Goa, auf den Küsten von Comorin, zu Malacca, in den Moluckischen Inseln und in Japan, wo er viele tausend Heiden, besonders durch Erzählung der Wunder, die er in Europa gethan hatte, bekehrte, so wie er hingegen viele Christen in Europa in ihrem Glauben durch diejenigen Wunder be-

stärkte, die er in Asien gethan hatte. Er starb am 2ten Decbr. 1552 im 55sten Jahre seines Alters, als er eben im Begriff war nach China zu reisen, in welchem Reiche er eine große Begierde hatte, das Evangelium zu predigen. Sein Leichnam ist zu Goa in Ostindien begraben. So viele Wunder er bei seinem Leben gethan hatte: so vermehrte sich doch deren Anzahl sowohl in Europa als in Asien nach seinem Tode um ein Großes. In Asien hatte er, wie in Europa, mehrere aus den Gräbern erweckt; ja es fanden sich auch einige von den Todten auferstandene Pferde. Seine Mütze, die er bei seinem Leben getragen, und die ein portugiesischer Vice-Re von Goa nach Portugal gebracht hat, ward zu Anfange des verflossenen Jahrhunderts berühmt: denn die Jesuiten, und sonderlich der Beichtvater der Königin von Portugal aus dem Pfalz-Neuburgschen Hause, versicherte dieser Königin, daß diese Mütze eine ungemeine Kraft hätte, die Frauen fruchtbar zu machen: denn, sagten sie, als einmal ein Indianer zu Goa den heiligen Xavieri anrief, ihm einen Sohn von seiner Ehefrau zu bescheren, selbige aber mit einer Tochter niederkam: so trug er das Kind mit großem Unwillen in die Kirche, woselbst er es auf einen Altar setzte mit der Erklärung, daß er das Kind dem Heiligen überlassen wollte, weil er ihn nicht um eine Tochter, sondern um einen Sohn gebeten habe. Kaum hatte er aber diese Worte ausgesprochen: so ward

auf dem Altar aus der Tochter ein Sohn. Dieses Wunder erzählten die Jesuiten der Königin, und daß sie mithin ihr Vertrauen nur auf den Xavieri zu setzen brauchte, wenn sie einen Sohn gebähren wollte. Die Königin bekam auch gleich einen starken Glauben an den Heiligen. Am Tage der Mariä Opfer setzte sie die Mütze des heiligen Xavieri auf, unter dem Gelübde, dem Heiligen zu ehren, 10 Feiertage im Jahre die Kirche der Jesuiten zu besuchen, welches eine solche Wirkung hatte, daß sie in 3 Viertel Jahren mit einem jungen Prinzen niederkam. Der Prinz starb zwar bald nach der Geburt; allein dies geschah, weil ihn der Heilige als seine Erstgeburt zu sich genommen hatte. Wie die Königin nochmals die angefangene Andacht fortsetzte, gab er ihr in dem folgenden Jahre einen andern Prinzen dafür. Die Königin beschenkte dagegen den Heiligen für die Mütze mit einem schönen Kleide, welches nach Goa geschickt und dem todten Leichnam daselbst oder den Knochen angezogen, oder in sein Sarg gelegt ward. Der erste Prinz ward den 30sten August 1688 geboren, Johannes Xaveri genannt, und starb 17 Tage nach der Taufe. Am 22sten October 1689 gebar sie Johannem Franciscum Antonium Benedictum Bernhardum, den Nachfolger in der Regierung; am 25sten Juny 1691 brachte sie Franciscum Xavierium Antonium Josephum Urbanum zur Welt. Am 15ten März 1695

ward ihr Antonius Franciscus Benon Leopoldus Theodosius Henricus beschert. Am 24sten Febr. 1696 brachte sie die Theresia Franciska Josepha Xaveria zur Welt. Am 3. August 1697 gebar sie den Prinzen Emanuel und den 30sten Jan. 1699 die Prinzessin Francisca Josepha. Die Gemahlin des Königs, Johannes V., folgte dem Beispiele der Königin Maria Sophia Elisabeth und hatte, wie sie versicherte, bloß der Mütze des Heiligen Xavieri ihren Prinzen zu danken; daher sie ihn auch bei ihrem ersten Kirchgange in einem Jesuitenhabit vor sich hertragen ließ.

Im Jahre 1622 errichtete Gregorius XV. das Collegium zur Ausbreitung des Glaubens. (Congregatio de propaganda fide.) Zu dem Kriege in Deutschland, den Kaiser Ferdinand II. wider die Protestanten führte, trug er sein Möglichstes bei, nämlich er versprach dem Kaiser einen glücklichen Ausgang. Maximilian, Herzog von Bayern schenkte dem Papst die im Kriege eroberte Bibliothek in Heidelberg. Leo Allatius sollte sie abholen. Der Papst erlebte aber seine Rückkunft nicht, indem er am 18ten July 1623 verstarb. Aus Achtung gegen Jacob Minutoli, einen Jesuiten, der sein Beichtvater und seiner Arzneiwissenschaft wegen berühmt war, hinterließ er dem Jesuiterorden ein sehr ansehnliches Vermächtniß.

Urban der Achte.

1623.

Er hieß Maffeo Barbarini, ward in Florenz im Jahre 1568 geboren, und in dem Jesuiter-Collegium in Rom erzogen. Sixtus V. machte ihn zum Referendarius Signaturae justitiae und Gregorius XIV. zum Gouverneur der Stadt Fano. Clemens VIII. ernannte ihn zum påpstlichen Protonotar. Im Jahre 1601 ward er nach Frankreich geschickt, um die geweiheten Windeln vor dem neugebornen Dauphin zu bringen. Im Jahre 1604 ward er abermals nach Paris geschickt, und er war in seinem Auftrage so glůcklich, daß der Jesuiterorden in Frankreich wieder aufgenommen und die zu ihrer Schande in Paris aufgerichtete Såule niedergerissen ward. Nach dem Tode Gregorius XV. ward er am 27sten July 1623 zum Papst erwåhlt. Er verordnete das vierzigstůndige Gebet dreimal in der Woche in fůnf Kirchen zu Rom, wie auch in einigen andern Kirchen in dem Kirchenstaat zu halten, und stiftete einen Ritterorden nach den Regeln des im Jahre 1469 von Ludwig XI. gestifteten St. Michaels-Orden in Frankreich, ingleichen des heiligen Basilius und des Franciscus mit dem Titel von der Empfångniß, de Conceptione.

Die ersten Ritter waren: Gonzoga und Uladislaus IV. König von Polen. Der ganze Orden bestand aus 70 Personen. Ihr Ordens-Zeichen war ein rothes Kreuz, welches eine Flagge führte, in welcher sich das Bildniß der Jungfrau Maria befand, welche den Teufel unter ihren Füßen hatte. Im Jahre 1625 hielt der Papst ein Jubeljahr, bei welchem das Merkwürdigste war, das der spanische Gesandte sich und das ganze Königreich dem Papst zu allem Gehorsam antrug, welches Anerbieten angenommen ward. In eben diesem Jahre gab der Jesuit Santarella in Rom mit Approbation des Generals der Jesuiten Mutio Witeleschi seinen Tractat von der Ketzerei — — und der Gewalt des Papstes heraus, in welchem den Franzosen folgende Sätze nicht gefielen: *)

1) Der Papst hat eine regierende Gewalt über die Fürsten und folglich auch eine verbessernde,

*) Tractatus de Haeresi, Schismate, Apostasia, sollicitatione in Sacramento Poenitentiae, et de Potestate summi Pontificis in his delictis puniendis. Ad Serenissimum Principem Mauritium Cardinalem a Sabaudia. Romae apud heredem Bartholomaei Zanetti. 1625. Superiorum permissu.

1) Papa habet in Principes potestatem directivam: ergo et correctivam. Non enim potest habere directivam sine correctiva. Cur igitur non poterit Principes iniquos punire per Censuram ecclesiasticam?

züchtigende Gewalt; denn er kann die Eine ohne die Andere nicht gebrauchen. Warum soll er also schlechte Fürsten nicht mit Kirchenstrafe belegen können?

2) Hieraus folgere ich, daß der Papst ketzerische Fürsten auch mit zeitlichen Strafen belegen könne, folglich nicht allein berechtigt sey, sie in den Bann zu thun, sondern auch ihnen ihr Land zu nehmen und ihre Unterthanen von ihrem Gehorsam zu entbinden.

3) Der Papst setzt den Kaiser seiner Ungerechtigkeiten wegen ab, und den Fürsten setzt er Vormünder oder Curatoren, wenn sie zum Regieren unnütz sind. Der Papst setzt den Kaiser ohne Concilium ab, weil des Papstes Tribunal auch das Tribunal Christi ist.

4) Der Papst straft, wenn es nützlich ist, einen Jeden ohne Ausnahme, und setzet ihn auch ab.

---

2) Hinc infero quod summus Pontifex potest haereticos Principes punire, etiam poenis temporalibus: quapropter, non solum eos excommunicare, sed et Regno privare, eorumque subditos ab eorum Obedientia liberare.

3) Papa deponit Imperatorem propter ipsius iniquitates, et dat Principibus curatores, quando ipsi fuerint inutiles ad regendum subditos. Papa sine Concilio deponit imperatorem, quia Papae et Christi unum est Tribunal.

4) Papa quantum cunque exemtum, si expedit, punit et deponit.

5) Der Papst kann den Kaiser und die Könige, wenn sie Verbrechen begehen, absetzen, und es scheint sehr gerecht und der Wohlfahrt der Staaten höchst nützlich zu seyn, daß der Papst die allergrössteste Gewalt habe, damit ein höchster Monarch vorhanden ist, der die Ausschweifungen der Könige bestrafen und über sie selbst richten kann.

6) Die Päpste können die Könige forttreiben, und die Kaiser absetzen, wie oft geschehen ist, nämlich wenn ihre Bosheit und die Wohlfahrt des Staates solches erfordern.

7) In Rücksicht des Glaubens oder einer schweren oder offenbaren Sünde, kann der Papst, wenn der Kaiser oder König seinen Erinnerungen und Ermahnungen nicht folgen will, selbige absetzen.

---

5) Papa potest deponere Imperatorem et Reges pro delictis, et quod summam, supremam et absolutam potestatem habeat Papa, videtur esse multum aequum, et Reipublicae expediens: Scilicet, ut sit aliquis Supremus Monarcha, qui Regum ejusmodi exessus possit corrigere, et de ipsis justitiam ministrare.

6) Possunt Pontifices ex causa amovere Reges, et deponere Imperatores, sicut saepius accidit et visum est. Quando scilicet eorum malitia hoc exigit, et Reipublicae necessitas sic requirit.

7) Ratione fidei aut peccati gravis, aut manifesti, si incorrigibilis fuerit imperator aut Rex, potest eum Papa deponere.

8) Der Papst kann die Könige absetzen, nicht allein der Ketzerei oder eines andern im Volke gewöhnlichen Verbrechens halber, sondern auch ihrer Unfähigkeit wegen.

9) Der Papst kann einen König eines persönlichen oder Privatverbrechens und einer persönlichen Untüchtigkeit halber absetzen. Er kann den Kaiser absetzen und das Reich einem andern geben, wenn er die Kirche nicht vertheidigt.

10) Der Papst kann nachlässige Könige absetzen. So wie dem Petrus die Macht gegeben ist, mit weltlichen Strafen zu bestrafen, — ja selbst mit der Todesstrafe, zur Besserung und zum Beispiel der andern: so muß man auch einräumen, daß der Kirche und ihren obersten Hirten die Macht verliehen worden, die Uebertreter göttlicher Gesetze mit zeitlichen Strafen zu belegen.

---

8) Papa potest deponere Reges, non solum propter Haeresim aut Schisma, aut aliud crimen tolerabile in Populo, sed etiam propter insufficientiam.

9) Papa potest Regem deponere ratione iniquitatis et inutilitatis suae Personae. Potest Imperatorem deponere et imperium alteri dare, si non defendat Ecclesiam.

10) Papa potest deponere Reges negligentes. Sicut Petro concessa fuit facultas puniendi poena temporali: immo etiam poena mortis dictas personas ad aliorum correctionem et exemplum: sic etiam concedendum est Ecclesiae, summoque ejus Pastori concessam esse facultatem puniendi poenis temporalibus trans gressores legum divinarum.

11) Der Papst kann die Könige ihrer Pflichten erinnern und sie am Leben strafen. Zu Petro und seinen Nachfolgern ist gesagt worden: „Weide meine Schafe.“ Nun kommt es den Hirten zu, die Schafe mit derjenigen Strafe zu belegen, die jene für angemessen finden. Wenn also Klugheit und Vernunft zum Besten des allgemeinen Wesens erfordern, daß ungehorsame und sich nicht bessern lassen wollende Fürsten mit weltlichen Strafen und selbst mit der Beraubung des Landes bestraft werden: so kann ihnen der höchste Hirte der Kirche diese Strafen auflegen, in Betrachtung, daß die Fürsten nicht ausser dem Schafstalle der Kirche sind.

Im Grunde enthielten diese Thesen nichts, was nicht die Kirche schon lange vorher, und besonders seit Gregors VII. Zeiten, gelehrt hatte. Bellarnim hatte kurz vorher, ehe Santarella mit seiner Abhandlung erschien, das Nämliche in seinem Buche von der Gewalt des Papstes (de

---

11) Papa potest Reges monere et mortis poena punire Petro ejusque Successoribus dictum est: Pasce Oves meas. Sed ad Pastores pertinet et punire oves suas ea poena quaratio indicat illas esse puniendas. Ergo, si propter bonum commune aliquando prudentia et recta ratio exigit ut Principes inobedientes et incorrigibiles poenis temporalibus afficiantur, Regnoque priventur, potest summus Ecclesiae Pastor poenas imponere, nec enim Principes sunt extra ovile Ecclesiae.

Potestate summi Pontificis) gelehrt. „Es ist eine Ketzerei," schreibt er, „zu sagen, daß der Papst als Papst, nicht nach göttlichem Rechte, die Gewalt habe, weltlichen Fürsten ihre Staaten zu nehmen. Ich beweise dieses folgendermaßen: Eine Meinung ist ketzerisch, wenn sie dem Glauben widerspricht. Nun ist es ein Glaubensartikel, daß der Papst die Gewalt habe, die Fürsten abzusetzen; denn dieser Artikel ist von Gregorius VII. und dem in Rom gehaltenen Concilium angenommen und beschlossen worden, indem daselbst bestimmt ist, daß der Papst die Kaiser absetzen könne." In Gemäßheit der Bulle, Unam sanctam, nach welcher jede Kreatur dem Papste unterworfen ist, behauptete ein nicht weniger berühmter Kardinal, nämlich Baronius, daß nur Ketzer diese Bulle verwerfen können. *) Andere wollen diese dem Papst zugeschriebene Gewalt mit der Verjährung beweisen, weil, wie sie sagen, alle rechtgläubige Priester, wenigstens seit Gregors VII. Zeiten, einmüthig gelehrt haben, daß der Papst Kaiser und Könige absetzen und ihre Unterthanen von ihrem Gehorsam befreien könne. Allein das Parlament in Paris achtete weder auf das Ansehn der beiden Kardinäle, noch auf die Verjährung, sondern publicirte am 13ten März 1626 ein Arret oder Urtheil, worin es die Sätze nnd Maxi-

*) Haec Bonifacius, cui assentiuntur omnes, nisi qui ab Eecleria excidit.

men des Santarela, als falsch, skandalös und aufrührisch erklärt, auf Untergrabung der Souveränität, auf Empörung der Unterthanen wider ihre Fürsten, Entziehung des Gehorsams, Störung der öffentlichen Ruhe, Verleitung zum Fürstenmord u. s. w. abzielend, feierlich verdammt. Es befahl zugleich, daß benanntes Buch zerrissen und im Hofe des Pallastes durch Henkershand verbrannt werden sollte. Dieses Urtheil ward vollzogen und am 17ten März erließen das Parlament und die versammelten Kammern ein anderes Arret, nach welchem der Provinzial der Jesuiten, nach dreien Tagen alle Priester und Schüler der dreien, in Paris befindlichen Häuser, versammeln sollte, die das Buch des Santarela als eine aufrührerische, gottlose Schrift anerkennen und darüber ein schriftliches, von der Obrigkeit ausgestelltes Zeugniß, einreichen sollten. Allein die Jesuiten haben Santarella's Grundsätze niemals gerade zu abgeleugnet, sondern man hat sich mit ausweichenden und doppelsinnigen Erklärungen begnügen müssen. Der Papst nahm das Verfahren des Parlaments sehr übel und im Jahre 1627 mußte die Sorbonne ihre Censur, die mit dem Arret des Parlaments übereinstimmte, zurücknehmen und eine gelindere Erklärung geben. Santarella's Principien stehen bis auf den heutigen Tag noch immer fest. Auch der Papst, Pius der Siebente, so viele Kümmernisse und Drangsale er erfahren hat, hat sich doch nie von diesen Grundsätzen entfernt,

vielmehr durch Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu, ihnen eine entzogene Stütze wiedergegeben. — Die Gewalt des Papstes ist schon in der Krönungsformel enthalten: „Empfange diesen Hauptschmuck mit drei Kronen," ruft der Kardinaldiakon, ihm die dreifache Krone auf das Haupt setzend, aus, „und wisse, daß du ein Vater der Könige und Fürsten, ein Beherrscher der Welt (also nicht bloß Vater, sondern auch und vorzüglich Beherrscher der Könige und Fürsten) und der Statthalter Jesu Christi, unsers Heilandes auf der Erde bist." Also Herr der Welt und Stellvertreter Jesu Christi zugleich, dessen Reich nicht von dieser Welt war. *)

Im Jahre 1626 setzte Urban VIII. die Königin Elisabeth von Portugal, die sich nach dem Tode ihres Gemals, des Königs Dionysius, in den Franziskanerorden begeben, das Kloster zu Coimbra hatte erbauen lassen und 1336 im 65sten Jahre verstorben war, unter die Heiligen. Gleiche Ehre ließ er dem Cajetan Thienäus, einem von den Stiftern der Clericorum Regularium Theatinorum, und andern Mönchen wiederfahren.

Die Zänkereien zwischen den Christen und Muselmännern in Indostan, die schon im Jahre 1604 ihren Anfang genommen hatten, fingen

*) S. Fischers Lehre der katholischen Kirche von dem römischen Bischofe rc. München 1819.

gen an, dem Papste bedenklich zu werden, zumal da von den bekehrten Heiden viele das Christenthum verließen und zum Islam übergingen, und ein Perser, Achmed Ebn-Zinn Alabedin ein scharfsinniges Buch gegen die christliche Religion, und besonders gegen des Xavieri Spiegel der Wahrheit, unter dem Titel: Zerbrecher des Spiegels, herausgegeben hatte. Das Collegium von der Ausbreitung des Glaubens, trug dem Bonaventura Malvaria in Bononien, und dem Pater Guadagnolo, beide vom Franciscanerorden, auf, den Perser zu widerlegen. Der Erste gab 1628 seine Antwort unter dem Titel: dilucidatio Speculi verum monstrantis, heraus, und der Andere machte im Jahre 1631 eine Apologie für die christliche Religion, sowohl in arabischer als lateinischer Sprache bekannt, welche sehr gerühmt ward. Dem Erzbischof von Damaskus und dem genannten Pater Guadagnolo, Lehrer der chaldäischen und arabischen Sprache in Rom in dem Collegium der Weisheit, gab der Papst auf, die Bibel ins Arabische zu übersetzen, weil einige Prälaten in Ostindien geäußert hatten, daß die Mohamedaner am leichtesten aus der Schrift zu widerlegen seyn würden.

Gegen die Jesuitinnen, die gleich den Jesuiten, die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ablegten und im Jahre 1540 ihren Anfang genommen hatten, war

Urban VIII. höchst aufgebracht. Er besorgte, daß sie durch ihre Intriguen, durch ihre Scheinheiligkeit, Heuchelei und Betrügereien, der Kirche schädlich werden möchten und hob daher im Jahre 1631 diesen ganzen Orden auf.*) In der deshalb erlassenen Bulle heißt es: Excrescentes in agro militantis ecclesiae vepres, et plantas ecclesiae Dei noxias, ne ulterius, se diffundant; radicitus evellendas et exstirpandas esse, decrevimus.

Am 12ten Junii 1633 ließ der Papst den berühmten Galilåi, weil er behauptet hatte, daß die Erde sich um die Sonne drehete, durch das Inquisitionsgericht, zum Gefängniß bei Wasser und Brodt, täglich die sieben Bußpsalmen und den Rosenkranz zu beten, verurtheilen. Erst nach einer fünfjährigen Einsperrung und geschehenem Widerrufe ward er im 74sten Jahre aus dem Gefängnisse entlassen.

Im Jahre 1631 legte der Papst den Kardinälen den Titel Eminenz bei und die Republik Venedig erklärte er den gekrönten Häuptern gleich. Durch Vermittelung seines Nuntius, des Julius Mazarini, brachte er zwischen Frankreich und Spanien, wegen des Herzogthums Mantua und Montferrat den Frieden zu Cherasco zu Stande und das Herzogthum Ur-

*) Die Jesuiten, die sich aus allen Kräften bemüheten, den Orden der Jesuitinnen aufrecht zu erhalten, schoben die Schuld davon vorzüglich auf den Capuciner Magni, den sie daher aufs äusserste verfolgten.

bino vereinigte er mit dem Kirchenstaate. Im deutschen Kriege stand er dem Kaiser Ferdinand II. bei, zwar nicht mit Geld, wie der Kaiser besonders verlangt hatte, doch mit Aufmunterung an die katholischen Fürsten, zur Hülfe. Im Jahre 1641 ward er mit dem Herzog Eduard von Parma, seiner Nepoten wegen, in einen Krieg verwickelt, der durch Vermittelung des Königs von Frankreich beigelegt ward. Ferrante Pallavicino, Canonicus regularis S. Augustini, von der Congregation von Lateran, vertheidigte den Herzog von Parma, Odoard Farnese, in dem Kriege wider den Papst in mehrern Schriften. Er stellte des Papstes und seiner Nepoten Anmaßungen ins klarste Licht und warf ausserdem noch mehrere satyrische Züge auf den römischen Stuhl und das Haus Barbarini, aus welchem der Papst entsprossen war, wodurch er sich dermaßen verhaßt machte, daß der Papst eine beträchtliche Summe Geldes auf seinen Kopf setzte. Pallavicino flüchtete nach Venedig, wo er eine Zeitlang sein Leben in der Stille zubrachte. Aber endlich überredete ihn ein junger Mensch, Namens Breche, eines Buchhändlerssohn in Paris, seinen Wohnort zu verlassen und mit ihm nach Frankreich zu gehen, wo er mit grösserer Bequemlichkeit leben könnte, und zwar besonders in Orange, unter dem Schutze eines protestantischen Fürsten. Statt ihn aber nach Frankreich zu bringen, brachte ihn Breche über die Brücke von Sor-

gues in die Grafschaft Venaisin unter des Papstes Gebiet. Sobald Pallavicino über dem Thore des Marktfleckens das päpstliche Wapen sah: so rief er aus: „Ach, ich bin verloren!“ Er ward auch sofort gefangen genommen, nach Avignon geführt und vierzehn Monate darauf im Jahre 1644 enthauptet. Diese Verrätherei zu rächen brachte kurz darauf einer von des Pallavicino Freunden zu Paris den Breche gleichfalls um das Leben. Des Pallavicino bekanntestes Buch ist sein Divortio celeste, welches eine Satyre auf die Römische Kirche enthält, und in welcher der Heiland zuletzt äußert, daß er lieber im ehelosen Stande leben, als sich mit der römischen Kirche vermählen wolle.

Den Herzog Carl von Lothringen that Urban VIII. 1642 seiner Bigamie wegen in den Bann. Der Nepotismus ward unter seiner Regierung äußerst verhaßt. Seinen Bruder Antonius und seines Bruders Söhne, Franciscus und Antonius machte er zu Kardinälen. Den Jesuiten war er sehr gewogen, indem er sie für die beste und festeste Stütze des heiligen Stuhls hielt. Sie ermangelten auch nicht mündlich und schriftlich nicht nur in Frankreich, sondern auch in allen andern christ-katholischen Staaten, zu verbreiten, daß dem Papst eine uneingeschränkte Jurisdiction über alle Kaiser, Könige, Fürsten und Völker zustände, der sie, nach Bewandniß der Umstände, mit Kirchen- und weltlichen

Strafen, mit dem Bann und selbst mit der Todesstrafe belegen und ihnen ihr Land nehmen und solches einem würdigern Fürsten schenken könnte. Die Konstitution des Papstes Pius V., welche verbietet, irgend etwas der Kirche gehöriges zu veräussern, die Ursache möge auch seyn, welche sie wolle, nicht aber zu erwerben, bestätigte er. Hätte man nicht die Augen aufgethan: so würde der Papst und die Clerisey Italien und mit der Zeit ganz Europa an sich gebracht haben.

Die jansenistischen Streitigkeiten suchte er im Jahre 1642 mit einem Dekret abzuthun, indem er bekannt machte, daß des Jansenius Buch, Augustinus betitelt — Irrthümer enthalte, die schon längst von der Kirche verworfen worden, folglich keines neuen Verdammungsurtels bedürften. Indessen waren beide Theile damit nicht zufrieden. Die Jansenisten verlangten, daß man ihnen die Constitutionen speciell bekannt machen müßte, in welchen ihre angebliche Irrthümer ausdrücklich verworfen wären, — und ihre Gegner bestanden auf ein ausdrückliches, reines Verdammungsurtheil des Jansenismus. So viele Unruhen ihm die jansenistischen und indostanischen Zänkereien machten, so waren doch solche nicht mit dem Schmerze zu vergleichen, den er durch die Nachricht erlitt, daß das Christenthum in Japan völlig ausgerottet werden sollte, daß man in dieser Absicht schon mehrere Geistliche ermordet, die Kirchen niedergerissen hätte und daß die Japaner so auf-

gebracht wären, daß sie, um nicht das Christenthum von neuem einschleichen zu lassen, allen Verkehr mit den Fremden abgebrochen hätten. Der Papst wandte sich an die Portugiesen; erhielt aber von ihnen die niederschlagende Antwort, daß sie selbst die Hauptverbannten wären und daß nur noch die Holländer, die aber eines andern Glaubens als des christlichen zu seyn, bekenneten, mit einiger Schonung behandelt würden. Dem Papst war dieser Fall um so unerwarteter, da schon Japan in geistliche Diöcesen, Bisthümer vertheilt war und die Bischöfe und Prälaten ernannt waren, die nach dem Ort ihrer Bestimmung abgehen sollten. Urban VIII. starb am 19ten July 1644 und hinterließ seiner Familie 40,000 Kronen jährlicher Einkünfte.

Als Japan im Jahre 1542 entdeckt war, fand sich im Jahre 1546 ein Japaner in Indien ein, der von dem großen Rufe der Wunder des heiligen Xavieri gerührt, sich in Goa mit seinen beiden Domestiken taufen ließ. Im folgenden Jahre reisete der Heilige mit den drei Neubekehrten und zweien Mönchen von der Gesellschaft Jesu, nach Japan, um daselbst das Evangelium zu predigen. Sie langten im August 1549 an. Xavieri blieb daselbst bis gegen das Ende 1551. Er that viele Wunder und viele Japaner wurden bekehrt, besonders in den Provinzen Firando, Naugato und Bungo; daß es in den andern Gegenden mit den Wundern

nicht so glücken wollte, daran war bloß der Unglaube Schuld. Er reisete allein ab und ließ seine Gefährten zurück; sobald er aber wieder in Goa angelangt war, schickte er ihnen mehrere Gehülfen. In einer kurzen Zeit wurden eine Million und achtmalhundert Tausend Japaner bekehrt, unter welchen sich mehr als zwanzig Fürsten und fast alle Großen am Hofe und die vornehmsten Offiziere befanden. Niemals hat das Christenthum einen so gesegneten und reissenden Fortschritt gemacht. Bis zum Jahre 1593 blieben die Jesuiten allein in Japan; allein in dieser Zeit fanden sich daselbst Franciscaner und bald darauf auch Dominicaner und Augustiner ein. Diese Verstärkung vermehrte zwar die Anzahl der Heiligen und Märtyrer, allein der Religion war sie mehr schädlich als nützlich, indem die Ausbreitung des Christenthums in Japan weniger von der Anzahl der Arbeiter im Weinberge Gottes, als von ihrer Einigkeit abhing, die nun mangelte, indem sie sich untereinander grundstürzender Irrthümer beschuldigten. Der Kaiser Tacco-Soma, oder wie er auch genannt ward Tossa, hatte schon vor der Ankunft der Franciscaner die Jesuiten in Verdacht, daß sie sich des Reichs bemächtigen wollten, und durch die Treuherzigkeit eines Spaniers ward sein Verdacht so vermehrt, daß er die Missionarien aus Japan zu jagen beschloß. Auf Befragen des Kaisers, wie der König von Spanien Meister von einem so großen

Umfange Landes auf beiden Halbtheilen der Erdkugel geworden, antwortete der Spanier ganz ehrlich und aufrichtig, „daß der König Mönche und Missionarien ausgesandt, den fremden Völkern das Evangelium zu predigen, und nachdem sie eine gute Anzahl Heiden bekehrt gehabt, seine Soldaten nachgeschickt, die sich mit den neuen Christen vereinigt und das Land überwältigt hätten." Der Kaiser gerieth darüber in Wuth und ließ drei Jesuiten, sechs Franciscaner und 17 oder 18 Laien hinrichten, welche die ersten Märtyrer waren, die in die Zahl der Heiligen aufgenommen wurden. Der Tod des Tacco=Soma, der bald darauf erfolgte, kühlte die Hitze der Ungläubigen ab, und das Blut der Märtyrer düngte den Weinberg dermaßen, daß die Kirche in Japan niemals weder zahlreicher noch glänzender war, als unter der folgenden Regierung, das heißt bis zum Jahre 1614, obgleich einige Fürsten in ihren Provinzen die Gläubigen verfolgten. Aber von diesem Jahre an ward die Verfolgung allgemein und hörte nicht eher auf, als bis das Christenthum abgeschaft war. Man kann wohl sagen, daß die Kirche niemals so lange und grausam verfolgt worden, daß sie aber auch nie fruchtbarer an Märtyrern und an Beispielen fast übermenschlicher Standhaftigkeit gewesen ist. Die Jesuiten haben mehr als 150 Märtyrer, und die andern Orden, des heiligen Augustinus, des heiligen Dominicus und des heiligen Franciscus nach

Verhältniß der kleinern Anzahl der von ihnen nach Japan geschickten Missionarien.

Die Eifersucht, die des Handels wegen zwischen den Spaniern von den Philippinischen oder Mamillischen Inseln und den Portugiesen von Macao entstand, die damals einem Regenten unterworfen waren, imgleichen das lasterhafte Leben der Christen, über deren Spielsucht, Unmäßigkeit, Betrug, Diebereien u. s. w., die Japaner sich nicht genug wundern konnten, waren mit die ersten Ursachen des Verfalls des Christenthums. Die Holländer, welche die Partheien gegen einander aufhetzten, gaben ihm den letzten Stoß. Sie benutzten alle Fehler der Katholiken, um sie verhaßt und verdächtig zu machen, und wußten die Japaner zu ihren Absichten so fein zu lenken, daß sie im Jahre 1640 den portugiesischen Gesandten enthaupteten und das Schiff, worauf er angekommen war, konfiscirten.

Der große Aufwand, den die Missionarien machten, ihr Reichthum, ihr Hochmuth, ihre Unverschämtheit, brachten sowohl den Monarchen als die Großen im Reiche wider das Christenthum auf. Die Portugiesen hatten von Japan an drei hundert Tonnen Goldes jährlich nach Portugal gebracht. Man darf sich also nicht wundern, daß die Holländer am Ende des sechszehnten Jahrhunderts von den Japanern, in der Hoffnung sie den Portugiesen entgegen setzen zu können, mit Freuden aufgenommen wurden. Der

Kaiser Iiejas ertheilte im Jahre 1601 den Holländern völlige Handelsfreiheit und der Hof ließ unter der Hand ausstreuen, daß man ihm kein grösseres Vergnügen machen könnte, als wenn man diese Leute begünstigte. Ihr erstes Comptoir legten sie in Firando an. Die Portugiesen duldete man nur mit Mißmuth. Die Holländer erboten sich bald alle zu verlangenden Waaren zu liefern und nun dachte man nur darauf, sich der Portugiesen zu entledigen. Endlich brach das bisher unter der Asche glimmende Feuer in vollen Flammen aus, als der Kaiser die wider ihn bestehende Verschwörung entdeckt hatte. Sie war schon weit gediehen, als die Holländer beim Vorgebürge der guten Hoffnung ein portugiesisches Schiff anhielten, auf welchem sie Briefe, von einem gewissen Moro, einem Japaner von Geburt, der aber ein Christ geworden war, vorfanden, des Inhalts, daß man nun die letzte Hand an das Werk legen würde. Die Portugiesen sollten Schiffe und Soldaten senden; — die Christen in Japan sollten alle zu den Waffen greifen, und auf den Thron sollte ein Christ gesetzt werden. Der Papst habe das Unternehmen gebilligt und seinen Segen dazu gegeben. — Diese Briefe wurden nach Miaco gesandt und Moro ward lebendig verbrannt. Hierauf publicirte der Kaiser im Jahre 1637 ein Edict, welches die christliche Religion unterdrückte und sowohl allen Fremden, als Unterthanen, den Ein- und Aus-

gang aus dem Reiche untersagte. Unter andern enthält dieses Edict folgenden Artikel: „Weder ein Schiff, noch ein Fahrzeug, noch ein geborner Japaner darf sich unterstehen aus dem Lande zu gehn. Wer es thut, wird mit dem Tode bestraft und das Schiff oder Fahrzeug, bis auf weitere Ordre in Beschlag genommen. Alle Japaner, die aus fremden Landen kommen, werden hingerichtet. Wer einen christlichen Priester entdeckt, erhält 500 Shuets (mehr als 6000 Thaler) und für jeden Christen nach Verhältniß seiner Beschaffenheit. Jeder Mensch, der diese Religion ausbreitet, oder diesen abscheulichen Namen trägt, wird in das öffentliche Gefängniß gesetzt. Die ganze portugiesische Brut, Mütter, Kinder, Säuglinge und was ihnen anhängt, wird verbannt. Wer die Verwegenheit hat, aus fremden Lande einen Brief zu bringen oder ihn zu beantworten, wird mit seiner ganzen Familie hingerichtet, und selbst diejenigen, die sich für ihn verwenden möchten, werden mit gleicher Strafe belegt.“ Die Portugiesen wurden ohne Barmherzigkeit fortgetrieben; die Holländer schonte man, weil sie zu allem, was man von ihnen verlangte, bereit waren. Man forderte von ihnen, daß sie ein Haus in Firando niederreißen sollten, über dessen Thür der Name Jesus Christus in großen Buchstaben gesetzt war; sie gehorchten und mit Zeichen der Freude. Der Hof verlangte von den Holländern Hülfe gegen 40,000 Christen, die nahe bei Simabara

in Cantonirungsquartieren standen. Kokebecker, Director der holländischen Gesellschaft, ging sofort unter Segel, und ließ das Fort sowohl von dem Schiffe, auf dem er sich befand, als auch von Batterien beschießen. Er ging wieder zurück, ließ aber den Belagerern das Geschütz. Das Fort ward eingeäschert, und acht und dreißig Tausend Christen kamen ums Leben, ohne derer zu gedenken, die an andern Orten niedergemetzelt wurden.

Man hat die Holländer oft beschuldigt, daß sie sich nur dadurch sicherten, daß sie sagten: wir sind nicht Christen, sondern Holländer." Kämpfer leugnet es, und die neuern Reisebeschreiber wissen auch nichts davon. Jener meldet, daß sie bloß sagten: „daß ihr Christenthum ein ganz anderes wäre, als das der Portugiesen." Kämpfer setzt hinzu, daß die Antwort, die man den Holländern so oft zum Vorwurf gemacht, von einem Partikulier, Namens Michael Sondworth gegeben sey, welcher mit einem andern Holländer die Unvorsichtigkeit gehabt hatte, sich zu Nagesaki, ausser dem der Compagnie angewiesenen Bezirke sich zu etabliren, angebauet habe. Sie müssen sich nämlich in Desima nicht anders wie in einem Gefängnisse einschließen lassen, und sich alles dessen enthalten, was sie Christen zu seyn verrathen würde. Die Portugiesen sandten, um die Japaner zu besänftigen, von Macao aus eine Gesandtschaft an den Kaiser von Japan. Bis auf zwölf Personen wurden sie aber bei ihrer An-

kunft umgebracht, und diese schickte man mit dem Befehle zurück, dem Statthalter von Macao im Namen des Kaisers zu sagen: „daß wenn der König von Portugal, oder gar der Gott der Christen, die Verwegenheit haben sollte in seine Staaten kommen zu wollen, er ihnen den Kopf abschlagen lassen würde.“

Die Christen wunderten sich zwar über diese Härte, und besonders, daß das Blut so vieler Märtyrer vergossen worden, ohne daß es, wie in den ersten Jahrhunderten, der Kirche zu einem fruchtbaren Saamen gedient hätte. Allein die Japaner antworteten, daß damals das Christenthum sanftmüthig, gelinde, duldsam gewesen, den Unterthanen gegen ihre Obrigkeit Gehorsam empfohlen, sich nicht auf den Thron schwingen, neben der weltlichen Macht keine geistliche Gewalt usurpiren, und sich über den Fürsten und das Volk setzen wollen, — — daß aber die jetzige christliche Religion, wenn sie die Macht dazu in Händen hätte, eine blutdürstige, mörderische, zu Blutbädern und zum Aufruhr reizende Religion sey. Es sey ihre Gewohnheit, alles öffentlich oder heimlich aus dem Wege zu räumen, was sich ihr widersetze. Henker, Schlächter, Inquisitionsgerichte, Kreüzzüge, Bullen, welche die Unterthanen zur Empörung reizen, aufrühreriscbe Prediger, Verschwörungen, Meuchelmorde der Fürsten, wären die ordentlichen Mittel, welche die christliche Religion wider diejenigen anwende, welche sich nicht ihren Anordnungen unterwerfen und

von ihr sich gängeln und bei der Nase herumführen lassen wollen. Wir waren, fahren die Japaner fort, also gezwungen, daß wenn wir nicht selbst verfolgt werden wollten, die Christen verfolgen und ausrotten mußten. Wir konnten unsre alte Regierung und unsern alten Gottesdienst nicht anders erhalten, als daß wir die Christen aus dem Wege räumten. Sie würden alle ihre Neubekehrten bewaffnet haben und Japan wie Amerika unterjocht und unglücklich gemacht haben. Die gänzliche Ausrottung der Christen war das klügste und vernünftigste Mittel, der Verheerung und der Umkehrung einer Monarchie zuvorzukommen, die bei ihrer Regierung und ihrer Religion so lange glücklich gewesen ist." *)

In Japan hat jeder Unterthan das Recht, sich zu dem Glauben zu bekennen, der ihm gefällt, und ihn auch nach Belieben, so oft er will, zu verändern, oder den Glauben ganz aufzugeben, welches letztere doch nur wenige thun. Es trifft sich nicht selten, daß die Glieder einer Familie verschiedenen Sekten anhängen: doch giebt diese Ungleichheit des Glaubens niemals Anlaß zu Hader und Streit. Nur die Proselytenmacherei ist gesetzlich verboten, und die christlichen Missionarien, wenn sich dergleichen einschleichen sollten, werden mit dem Tode bestraft. Der letzte, der es wagte, das Christenthum in Japan

---

*) Bayle Dictionn. hist. Art. Japan. L. D.

zu predigen, war der Italiener Johann Baptista Sidotti, der im Jahre 1708 eingemauert wurde und in diesem Zustande sein Leben endigte.

„Die Japaner," schreibt Golowkin, „sind verständig und scharfsinnig; dafür spricht ihr Benehmen gegen die Ausländer und ihre innere Verfassung. Ehrlichkeit und Mitgefühl für das Unglück des Nächsten, sind bei ihnen hervorstechende Eigenschaften. Gastfreundschaft erfuhren selbst die nichtswürdigen Jesuiten. „Durch theuer erkaufte Erfahrungen," sagte der Japaner Teske zu Golowkin, „haben wir gelernt, gegen Fremde auf unserer Hut zu seyn und die Christen von unsern Gränzen abzuhalten." Golowkin bemerkt, daß die Japaner so aufgeklärt seyen, als irgend ein Volk in Europa; eine Bemerkung, die auch Kämpfer schon gemacht hat. *)

Bekanntermaßen haben sich sowohl japanische Priester als auch Philosophen mit den christlichen Priestern und Missionarien in Unterredungen und Streitigkeiten über die Religion öfters eingelassen. Der Pater Regnier, ein Jesuit, der sich in den Jahren 1589 — 93 in Japan befand, hatte Umgang mit Osro, einem Japaner, von der Sekte der Siutto oder Ungläubigen. Regnier hatte schon öfters Versuche gemacht ihn zu bekehren; da er aber den theologischen und philosophischen Beweisen viele Einwendungen entgegensetzte:

---

*) Journal des Savans, Septbr. 1691. p. 8.

so versuchte Regnier, ob er ihn nicht durch den Augenschein überwinden könnte: denn wenn Osro, nach den Grundsätzen seiner Sekte, auch den Götzendienst verwerfen mußte: so schien er doch dem Pater Regnier, im Herzen demselben anzuhangen und das um so mehr, da er wußte, daß er den Tempel des Gottes Amida öfters besuchte, wohin er ihn daher einmal begleitete. Dieser Tempel ist einer der prächtigsten in Jeddo. Amida steht daselbst auf einem Altare und ist mit Silberstücken bedeckt. Unter ihm, und vor ihm stehen goldene Kelche; das Bild selbst sitzt auf einem Pferde mit sieben Köpfen, deren jeglicher tausend Jahrhunderte bedeutet. Die Statue selbst hat einen menschlichen Leib und Hundeköpfe. Des Pferdes Fuß ist über und über mit Perlen Gold und Diamanten besetzt, und die auf dem vordern Theile des Altars gemalten Charaktere, zeigen die Bedeutungen aller an dem Götzen befindlichen Dinge.

Regnier.

Das ist also dein Gott?

Osro.

Einer von den beiden Hauptgöttern der Japaner; der andere heißt Schaka oder Xaca.

Regnier.

Und ausserdem habt ihr Japaner noch eine erstaunende Menge anderer Götter.

Osro.

Osro.

Ja! unser geistliches Oberhaupt, der Dairi, der in Meaco residirt, hat in seinem Pallast allein 366 Götter, von denen er jede Nacht einen als Schildwache vor sein Bett setzen läßt. Hat der Dairi nicht gut geschlafen, so wird der Götze geprügelt und auf hundert Tage aus dem Pallast verbannt; alsdann aber wieder zu Gnaden angenommen, und an seinen vorigen Ort gestellt.

Regnier.

Die Griechen hatten schon in sehr alten Zeiten 30,000 Götter, und die Aegyptier gaben ihnen in ihrem Reichthum dieser Art nichts nach. Neben der Isis beteten diese Ochsen, Hunde und Katzen, auch die Schamtheile an. Der heilige Hieronymus bezeugt, daß die Pelusier in Aegypten nicht allein Thiere und Zwiebeln, sondern auch Wind und Blähungen angebetet haben. *)

Osro.

Mich dünkt, daß eine Gesellschaft von Göttern sich eben sowohl denken lasse, als eine einzige allgemeine Gottheit, welche die Kräfte und Vollkommenheiten jenes ganzen Haufens von Göt-

*) Ut taceam de formidoloso et horrido cepe; et crepitu ventris inflati, quae Pelusiaca religio est. Advers. Jovinianum, imgleichen in Comment. Lib. XII. in Jesaiam Cap. 46.

tern in sich vereinigt; zur Erklärung so vieler Begebenheiten in der Welt, die sich so oft schnurstracks zuwider sind, ist die Gesellschaft viel geeigneter als eine einzige Gottheit, die ganz isolirt ist, und nicht die geringste Veränderung haben kann.

Regnier.

Wer in sich selbst, wie die Gottheit, genug hat, der bedarf keiner Veränderung, und das allervollkommenste Wesen kann selbige ausser sich um so weniger bedürfen, als alle andere Dinge so unendlich tief unter ihm erniedrigt sind, daß sie ihm keine Veränderung machen können, zu geschweigen, daß die Unveränderlichkeit eine nothwendige göttliche Eigenschaft ist.

Ich habe die Götter des Dairi nicht gesehen; wenn selbige aber eben solche Zerrbilder sind, als Amida dort, so möchte ich sie nicht um mich haben, und noch weniger einen als Schildwache vor mein Bett stellen lassen. Diejenigen unter den Japanern, welche die Sonne, den Mond und die Sterne anbeten, sind ohnstreitig die vernünftigsten: denn die, welche den Amida göttlich verehren, scheinen mir arge Phantasten und Liebhaber von abgeschmackten Fratzen zu seyn.

Osro.

Das ist ein Gewohnheits-Urtheil. Wärst du von Jugend auf mit dem Amida bekannt gewe-

sen: so würdest du ihn nicht als ein Scheusal ansehen sondern längst lieb gewonnen haben. *)

Regnier.

Eben um deswegen sind mir alle Statuen der Gottheit zuwider.

Osro.

Denn sind dir auch alle Religionen zuwider: denn wenn der Mensch nicht ein bloßes Nichts als göttlich verehren soll: so muß er sich ein Ideal von der Gottheit in seinem Kopfe bilden, das von ihm selbst oder einem andern ihm bekannten Dinge abstrahirt ist. Mußt du mir dieses einräumen, so kannst du auch nicht bestreiten, daß wenn er sein Ideal verkörpert, um seine Andacht desto brünstiger zu machen, solches unmöglich unerlaubt seyn könne: denn das Ideal entspricht dem göttlichen Wesen eben so wenig als eine geschnitzte Bildsäule.

Regnier.

Aber dein Amida, der noch ein weit ungereimteres Ansehen hat, als das Bild, womit der

*) Ein Wilder aus Amerika, der alle Schönheiten in Paris und Versailles ohne alle Rührung oder Verwunderung angesehen hatte, rief aus, als er das Gemälde Raphaels, wo der heilige Michael den Satan überwältigt, gewahr ward, auf den Satan zeigend: „Ach! welch ein schöner Wilder ist der!"

Brief des Horaz an die Pisonen anfängt, der dir so ungemein gefallen hat, der sollte in keinem Tempel als ein Bild der Gottheit aufgestellt werden.

Osro.

Ich habe schon bemerkt, daß dein Urtheil anders ausfallen müßte, wenn du von Jugend auf mit ihm bekannt wärest, oder auch die Statue öfters gesehen hättest. Das Ideal, das du dir von deinem Gotte gemacht zu haben wähnst, und welches du weder verkörpern kannst, noch verkörpern willst, ist eine eben so ungereimte Hirngeburt als der Bildhauer des Amida in Holz angefertigt hat, indem deine Gottheit aus sich selbst widersprechenden Eigenschaften zusammengesetzt ist. Du betest ein unmögliches Ding, ein eigentliches Nichts an; und so närrisch es ist, den Amida anzubeten: so betet der Götzendiener doch einen Gegenstand an, da du hingegen vor dein eigenes Hirngespinst und das gar nichts ist, niederfällst und es anbetest, denn die Eigenschaften, z. B. Gütigkeit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Weisheit, Allmacht, Unveränderlichkeit, Nothwendigkeit, Allwissenheit u. s. w., stehen nicht nur unter sich selbst, sondern auch mit seinen Werken, mit seiner Regierung in dem offenbarsten Widerspruche.

Des Kaisers Cubi Gemahlin hatte in ihrem Pallast einen Tempel, in welchem sie den nämlichen Gott Amida, aber in der Gestalt eines

hübschen jungen Menschen, mit einer Krone auf dem Haupte und mit goldenen Stralen umgeben, anbetete. Die Kaiserin konnte sich nicht vorstellen, daß ein Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde ein solches Zerrbild seyn könnte, und behauptete, daß ein solcher Gott unmöglich wäre. Dahingegen meinte sie, daß unter einer gefälligen Gestalt, wie zum Beispiel eines jungen hübschen Menschen, sich gar wohl ein Gott denken ließe, welcher die Anbetung und Verehrung der Menschen mit Recht fordern könnte und welchem sie auch die Menschen gern leisten würden. Amida der vielköpfige, der blutdürstige, der traurige und verdrießliche Gott verscheucht die Menschen; Amida der junge, der freundliche, der lauter Liebe und Güte ist, zieht die Menschen an sich. Der Erste verwandelt seine Geschöpfe, aus Bestreben ihm ähnlich zu werden, in grausame, tückische und boshafte Wesen, dahingegen der Andere in mitleidige, theilnehmende, wohlwollende und liebe gute Seelen. Nach dem Tode dieser Kaiserin kam ihre Nachfolgerin auf die Gedanken, daß dem jungen Amida doch manches mangelte, dessen ein Gott nicht entübrigt seyn könnte. Sie ließ ihm Genien und Menschen zugesellen, um ihn die Zeit zu vertreiben; und um ihn in den Stand zu setzen, sich in dieser Gesellschaft als Befehlshaber zeigen und seine Macht üben zu können, bewaffnete sie ihn mit einem Schwerte. Die nachherigen Kaiserinnen fanden immer noch an dem jungen Amida einen Man=

gel, den sie ersetzen zu müssen glaubten und so wurde dieser junge Amida dem alten höchst ähnlich, bis endlich eine Kaiserin bemerkte, daß die Jugend mit einem Gotte unvereinbar wäre und eine gräßliche Gestalt eines Gottes seinem Wesen viel besser zusagte, als eine gefällige. Kurz der junge Amida verschwand aus dem Pallast und man weiß nicht, wo er geblieben ist. Der alte Gott hingegen ist unverändert geblieben.

Regnier.

Die Gemahlin des Kaisers Cubl that sehr wohl daran, daß sie Statt einer scheußlichen Statue lieber eine hübsche anbeten wollte.

Osro.

Unser Amida im Tempel ist der Gott Eurer Rechtgläubigen, und der hübsche Gott Amida im Pallast der Kaiserin, der Gott Eurer Heterordoxen und Deisten, wie ihn mir der Jesuit Tabot vorgestellt und empfohlen hat. Der eine so gut, wie der andere, ist aus einem Haufen sich selbst widersprechender Eigenschaften zusammengesetzt, und beide sind also unmögliche Dinge, und noch ungereimter als der alte und junge Amida, welchen ihre Schöpfer doch die Möglichkeit und die Existenz gegeben haben, dergleichen weder die rechtgläubigen ihren alten, noch die ketzerischen Theologen und Philosophen ihren jungen Gott bis diese Stunde

haben verleihen können. „Wer sich einen Gott demonstrirt, setzt, schafft, ist ein Götzendiener: denn natürlich kommt es auf Eins hinaus, ob der Meissel oder der Verstand sich einen Gott schafft, ob er ein Stein ist, oder aus einem Gewebe von sogenannten auf Nichts gebaueten Vernunftschlüssen besteht. *)„

Regnier.

Du bist also ein Gottesleugner.

Osro.

Leugnet denn der, welcher einen Begriff von einem Objecte als ungereimt verwirft, damit auch zugleich den Gegenstand selbst? Wenn die Dinge dadurch existirten oder möglich wären, daß sie unsern Vorstellungen von ihnen entsprächen, und diejenigen nicht vorhanden wären, oder nicht vorhanden seyn könnten, welche mit ihnen nicht übereinkämen, und diejenigen nicht möglich wären von welchen wir gar keine Vorstellung haben: — so möchte ein außerordentlich großes Vacuum entstehen.

Regnier.

Du giebst also zu, daß ein Gott vorhanden sey?

---

*) S. Ewalds Briefe über die alte Mystik. Leipzig bei Brockhaus 1822.

Osro.

Wer kann das leugnen, so lange der Mensch sich seiner eigenen Existenz bewußt ist und andere außer ihm befindliche Dinge entstehen und vergehen sieht? Aber der Begriff von einem außer der Welt existirenden Dinge, von einem allervollkommensten Wesen, dessen Vollkommenheiten von dem in der Gesellschaft lebenden Menschen, der viele wahre und noch mehrere eingebildete Bedürfnisse, welche letztere ihn aber oft noch mehr martern als diesen, — zu befriedigen hat, — abstrahirt sind, und welche menschliche Eigenschaften bis zu einem unendlichen Grade gehoben werden und folglich nicht mehr in dem Kreise eines endlichen Erkenntnißvermögens liegen, — diese Vorstellung finde ich an und für sich und mit sich selbst im Widerspruch. Außer dem großen Weltall, in welchem alles nothwendig ist, das an und für sich keinen Zweck, keine Absicht bei seinem Wirken hat, ob es gleich in sich Wesen enthält, die nach Zwecken und Absichten handeln, wie z. B. die Menschen und vielleicht alle übrigen Thiere — ausser diesem großen Weltall existirt nichts, — und dieses ist unser Gott, nämlich der Gott derjenigen Sekte, deren Lehren ich für die vernünftigsten halte. Da Ursache und Wirkung zu gleicher Zeit vorhanden sind, folglich kein Zeitraum zwischen ihnen obwaltet: so muß die Welt sowohl als ihre Ursache von Ewigkeit her seyn. Eine ruhende Ursache ist eben so Etwas widersprechen-

des als eine Wirkung ohne Ursache. Wer das Erste setzt, setzt auch zu gleicher Zeit das Andere, ob wir uns gleich die Ursache als eher, als die Wirkung einbilden: weil wir das, was in unserm Gemüthe, ehe wir äusserlich handeln, vorgeht, zur Ursache nehmen, daher es kommt, daß einige Philosophen Ursache und Wirkung durch die Zeit verknüpfen wollen, welches aber nicht nur ihrem eigenen Begriff von Wirkung und Ursache widerspricht, sondern auch deshalb unstatthaft ist, weil sehr viele Dinge zu gleicher Zeit wirklich werden, die ihre verschiedenen Ursachen haben. Das große Weltall ist unser Gott, das von Ewigkeit her gewesen ist und ewiglich bleiben wird. Der große Haufe bei uns hat seine zwei Hauptgötter, den Amida und Xaca und außerdem noch viele tausende, weil die Götter ehemals viele Söhne und Töchter zeugten. Diese Zeugungskraft ist ihnen aber entweder vergangen, oder sie lassen sie brach liegen; man hört jetzt weder von einem neugebornen Sohn, noch von einer junggewordenen Tochter. Wie ich im Ovid gelesen habe, so hat es mit den occidentalischen Göttern die nämliche Bewandniß. Sonderbar ist es, daß die verschiedenen Götzendiener sich selbst unter einander mit ihren Götzengeburten zum Besten haben. So frägt z. B. der christliche Kirchenvater Arnobius, die Heiden, ob Jupiter unvermögend, oder Juno unfruchtbar geworden sey, ohne daran zu denken daß ihm die Heiden die Frage zurückgeben konnten.

Auffallend ist es, daß die Meinung unsrer Philosophen auch die Lehre des Confucius und aller Weltweisen in China ist, ja sogar das Dogma der alten Occidentalen gewesen seyn soll. Wenn die allgemeine Uebereinstimmung etwas für die Wahrheit eines Systems beweisen könnte: so würde ich mich darauf berufen, zumal da diese denkenden Menschen, die so weit von einander entfernt sind und sich ihre Meinungen nicht mitgetheilt haben, doch alle auf dieses System gefallen sind, und es für das Vernünftigste gehalten haben, wie mir von den alten occidentalischen Philosophen, Dein College Tabot, selbst gestanden hat. Diejenigen philosophischen Theologen (z. B. Cudworth) welche behaupten, daß es in der Natur gewisse Substanzen giebt, welche die Kraft haben, Pflanzen und Thiere hervorzubringen, ohne daß sie selbst von ihrer Wirkung und von der Art derselben das Geringste wissen, — und welche Behauptung durch die Erfahrung bestätigt zu werden scheint, indem die Physiker Thiere aus dem Schlamme nach und nach entstehend, wahrgenommen haben (Blumenbach) — — diese Theologen können gegen jenes Lehrgebäude unsrer Philosophen, meines Erachtens, nichts Erhebliches einwenden. Nur eins muß ich dabei bemerken. Die orientalischen Philosophen nehmen materielle Substanzen als die Ursachen dieser Ereignisse an, dahingegen die occidentalischen geistige Substanzen für Ursachen dieser Wirkungen ausgeben. In der Sache selbst

ändert diese Verschiedenheit zwar nichts; — doch dünkt mich die orientalische Darstellung natürlicher und begreiflicher zu seyn als die occidentalische, indem wir täglich erfahren, daß materielle Dinge in und gegeneinander wirken, von der Wirksamkeit eines immateriellen Dinges auf ein materielles aber noch niemals eine Erfahrung gehabt haben, zu geschweigen, daß wir von einem immateriellen Dinge gar keinen Begriff haben, sondern uns nur einen dergleichen zu haben, einbilden.

Regnier.

Ich kann mich auf die plastischen Naturen nicht einlassen; sie gehören zu den qualitatibus occultis; die immateriellen sind aber keinesweges allen Occidentalen gemein — sondern vielmehr nur ein Eigenthum der Engländer. Entstehen z. B. in Sümpfen Frösche: so sagen wir keinesweges, daß der Sumpf eine immaterielle Substanz enthalte, welche die Frösche erzeuge, sondern vielmehr, daß in dem Schlamme gewisse Theile sind, aus deren Beisammenseyn ein Frosch entstebt. — Wir stehen noch bei der Vorstellung von einem allervollkommensten Wesen, das Dir so viele Schwierigkeiten zu machen scheint. Wenn nun aber dieser Begriff — von dem Wesen selbst, dem wir solchen beilegen, durch eine specielle Offenbarung als wahr bekannt gemacht worden wäre?

Osro.

Wie kannst Du doch von einer Offenbarung reden, deren Urheber ein unmögliches Ding, ein Nichts seyn muß? Eine dergleichen angebliche Offenbarung ist also ein Product eines oder mehrerer Menschen, die ihre Phantasieen entweder bona fide für ihnen von der Gottheit bekannt gemachte Lehren in guter Absicht andern Menschen mitgetheilt, — oder eine Erfindung listiger verschlagener Menschen, die durch selbige gewisse Zwecke in der Gesellschaft zu erreichen gesucht haben, z. B. ihre Mitbürger von den, der Gesellschaft schädlichen Handlungen, zu deren Vorbeugung sie die bestehenden Gesetze für unzureichend gehalten, — durch Furcht vor einer unsichtbaren Macht abzuschrecken, — oder sie sind auch vorsätzliche Betrüger gewesen, welche die Dummheit und Unwissenheit des Volkes, das nach außerordentlichen Thaten und Wunderhistorien gierig ist, — und dessen Phantasie sich immer für das Widernatürliche gern einnehmen läßt, weil ihm das Natürliche so unschmackhaft geworden ist, — — zu ihren Privatabsichten, zur Beherrschung und Unterjochung ihrer Mitbürger — gemißbraucht haben. Moses, Zoroaster, Numa, Xaca, Foo, Mahometh können zu Beispielen dienen.

Regnier.

Eines vollständigen Begriffs bedarf es nicht, um die Menschen von der Möglichkeit und Wirk-

lichkeit Gottes zu überzeugen. Hätten wir nur von solchen Dingen eine Ueberzeugung ihrer Möglichkeit und Wirklichkeit erlangt, welche wir vollständig begriffen, in welchen nichts mehr zu entdecken wäre: so müßten wir weder die Möglichkeit, noch die Wirlichkeit irgend eines Dinges einräumen und zu allererst unsre eigene Möglichkeit und Wirklichkeit leugnen. Was meinst Du? Soll ich Dich, Osro, für eine meiner Phantasieen annehmen, die nur in meinem Gehirne existirt? denn eine vollständige Kenntniß habe ich von Dir nicht, und ausser meinem Gehirne kannst Du also zur Zeit noch nicht vorhanden seyn.

Osro.

Eine vollständige Kenntniß von einem Dinge, und ein Begriff, eine Vorstellung, ein Ideal von einem Dinge, die den Unterschied desselben von andern und seine Möglichkeit desselben enthalten, folglich in seinen Merkmalen sich nicht widerspricht — sind ganz verschieden; diese Vorstellung verlangt Jedermann im gemeinen Umgange; nach jener strebt nur der, welcher seine Kenntnisse zu erweitern sucht, ob er gleich sehr wohl weiß, daß er sie niemals vollkommen erreichen wird. Die erste Vorstellung ist jedem nothwendig und also auch dem, den man einen Gott lehren will. Von mir mußt Du diese Vorstellung schon haben, der Du mich von Deinen Gott unterrichten willst und ich muß also schon außer Deinem Kopfe vorhanden

seyn. Der Gott aber, von dem Du so viel schwatzest, ist in Deinem Gehirn noch nicht geformt, weil die Materialien, aus welchen Du ihn bilden willst, sich wie Feuer und Wasser gegeneinander verhalten und sich untereinander ausschließen. Ehe diese Zusammenstimmung aber nicht bewirkt ist, ehe ist auch die Möglichkeit Deines Gottes nicht dargethan. Wenn ich aber auch nur bei der Unbegreiflichkeit Deines Gottes stehen bleiben will, die weniger zu sagen scheint als seine Unmöglichkeit: so ist auch diese schon hinlänglich, eine jede Offenbarung ohne weiteres von der Hand zu weisen: denn dergleichen Offenbarung kann, in sofern sie sich auf Gott bezieht, von gar keinem Nutzen seyn, indem ein jeder Gläubige sie nach Belieben verstehen und auslegen, und die ungereimteste Erklärung derselben als die sicherste und wahreste lehren und predigen kann, weil sie von einem unbegreiflichen Wesen, von einem Wesen herkommt, dessen Handlungsweise uns verborgen ist, das nach andern, uns unbekannten Regeln, beurtheilt werden muß, und das durch seine Handlungsweise, die Weisheit dieser Welt zur Thorheit machen will. Die ungereimteste oder unbegreiflichste Offenbarung oder deren Erklärung muß also als die beste, richtigste und sicherste angenommen werden, weil sie der unbegreiflichen Handlungsweise eines unbegreiflichen Gottes am meisten zu entsprechen scheint. Auf diese Manier läßt die Gottheit die Vernunft durch die Offenbarung zu Grabe tragen.

Regnier.

Du hältst die Unbegreiflichkeit Gottes für weniger als eine Unmöglichkeit desselben, oder deutlicher, Du räumst ein, daß Möglichkeit und Unbegreiflichkeit, wenn letztere nur nicht als absolut genommen wird, neben einander bestehen können; Du räumst also ein, daß Gott den Menschen in vielen Dingen unbegreiflich seyn müsse, weil er der Schöpfer, sie die Geschöpfe, er unendlich ist, und sie endliche Dinge sind. Wenn nun erwiesen ist, daß eine gewisse Offenbarung von einem Gotte, das heißt von einem ausser der Welt oder wenigstens nicht zur Welt gehörigen unendlichen Wesen, welches die Welt hervorgebracht hat, herrührt, — dann ist ein vernünftiger Mensch gezwungen, der Unbegreiflichkeit derselben ohngeachtet, sie als von Gott kommend anzuerkennen.

Osro.

Wenn man die Unmöglichkeit eines Dinges durch die Existenz desselben widerlegt, dann thut man wahrlich mehr als der verstockteste und halsstarrigste Mensch verlangen oder erwarten kann. Ihr habt also Beweise von den Wirkungen und Thaten Eures Gottes, dessen Wirklichkeit, wie dessen Möglichkeit Ihr nicht nachweisen könnt, und dessen Unbegreiflichkeit Ihr einräumt. O! die Beweise möchte ich doch hören. Nenne sie mir nur, geschwind.

Regnier.

Wunder, Weissagungen und

Osro.

Halt! die Wunder! die Wunder! die sollen Etwas beweisen? doch wohl nicht die Wahrheit einer Lehre: denn die kann kein Wunder darthun, sondern muß sich selbst erweisen. „Die Wahrheit" sagte Thespesion zum Apollonius von Tyana, der hieher gekommen war, die Indianer zu seiner Sekte zu bekehren und solches durch Wunderthun am besten bewerkstelligen zu können vermeinte, „die Wahrheit hat nicht nöthig sich auf Wunder zu berufen; sie bedarf dieser Pralerei gar nicht, weil sie kein Gepränge, sondern eine nackte offenbare Erweisung erfordert. Ich werde also keine Wunder thun, ob Du gleich aus dem, was Du gesehen hast, (er hatte nämlich einem Busch befohlen, sich vor dem Apollonius zu neigen und ihn anzureden, welches der Busch auch gleich gethan hatte), — auf meine Wunderkraft schließen kannst. *) Apollonius hielt bei diesen Umständen es nicht für dienlich ein Wunder zu thun, sondern rühmte nur die Philosophie des Pythagoras, die er den Indianern predigen wollte. Bei dieser Unterredung waren viele Gymnosophisten

*) S. Philostrat. in vit. Apollonii Lib. VI. Cap. 10. p. 239. Edit Olearii.

nosophisten gegenwärtig, die den Philosophen mit großer Aufmerksamkeit zuhörten, ohne sich jedoch zu seiner Sekte zu bekehren; nur ein junger Mensch, mit Namen Nilus, reichte dem Apollonius die Hand mit den Worten: „Deine Lehren sind gut und vortrefflich," worauf der Philosoph die übrigen also anredete: „Ihr, und besonders Thespesion, der mit mir fast gleiches Alters ist, werdet Euch nicht bekehren, — ich will daher dazu auch keinen Versuch machen; nur an die Jugend will ich mich wenden, die mehr Empfängniß als das Alter hat." Daß er keine Wunder that, daran that er sehr wohl: Denn ein Wunder taugt zu nichts, weil man nicht weiß daß es geschehen ist, und mit der Lehre zu deren Erweis der Wunderthäter es thun will, in keiner Verbindung steht. Selbst der Augen- und Ohrenzeuge kann sich leicht geirrt, eher unrecht, nicht genau genug gesehn, nicht aufmerksam genug gehört haben, als daß sich eine Begebenheit zutragen sollte, die dem Lauf der Dinge entgegen und nicht in einem Causal zusammenhange mit allen übrigen Dingen seyn sollte. Ein Wunder kann nur durch ein Wunder und dieses wieder durch ein Wunder und so fort, folglich gar nicht, erwiesen werden. Eine Lehre kann durch Wunder, als wahr, nicht erwiesen werden, weil sie unabhängig von einer Thatsache ist und nur durch sich selbst oder andere mit ihr verbundenen Wahrheiten dargethan werden kann. Gesetzt; es thäte Jemand, wer weiß wie viele Wunder zum Beweis, daß zweimal zwei fünf

wäre, würde sich wohl irgend Jemand dadurch von der alten Wahrheit abwendig machen lassen, daß zwei mal zwei nur vier sind?

Mit den Weissagungen, die wahre Wunder seyn sollen, weil die Gottheit selbst die Kenntniß des Zukünftigen dem Propheten unmittelbar mitgetheilt haben soll, hat es also die nämliche Bewandniß wie mit der Art von Dingen, zu welchen sie, als eine Gattung gehören. Wie kann sich Jemand einer Inspiration oder einer unmittelbaren Offenbarung eines Wesens rühmen, von dem er sich nur einen Begriff nach sich selbst gebildet hat, der aber, so bald er ihn mit den ihm zugeeigneten Attributen und mit dem Verhältniß, welches er ihm angewiesen hat, zusammenhält, als sich selbst widersprechend, folglich als unmöglich erscheint? Seine Phantasie gaukelt ihm Etwas vor, das aber wie eine Seifenblase zerplatzt, sobald er ihr Entstehen ein wenig untersucht und seinen dermaligen Zustand mit seinem gewöhnlichen vergleicht. Diese Vorherverkündigungen haben außerdem verschiedene Götter zu Urhebern, die unter sich uneinig sind, sich wechselseitig der Falschheit, des Lugs und Betrugs beschuldigen, und dergleichen überwiesen werden, — den vorkommenden Umständen nach, die Weissagungen eines andern Gottes für wahr und gut annehmen, auch wohl gar einen Propheten ihres Widersachers inspiriren.

Man hat kein Merkmal, welches eine auf gut Glück hingeworfene Prophezeihung von einer wahren Voraussehung unterschiede, oder woran man erken=

nen könnte, daß der Weissager die Kenntniß des Zukünftigen auf eine natürliche Weise nicht hätte erlangen können u. s. w. Endlich berufen sich alle Religionen auf Weissagungen und deren Erfüllung.

Regnier.

Wenn nun aber der Mensch wirklich fühlt, daß die Gottheit sich ihm bei Lesung eines gewissen Buchs offenbare und ihn dadurch von der Wahrheit dessen überzeugt, was er gelesen hat — — oder noch lieset,

Osro.

Dann spielt ihm seine Einbildungskraft die nämliche Gaukelei vor, die den Propheten betrogen hat. Der Weissager vermeint eine unmittelbare Kraft der Gottheit zu spüren und der Inspirirte bildet sich ein, solche beim Lesen eines gewissen Buchs zu empfinden. Wenn er nicht einen Cirkel in seinen Schlüssen begehen wollte: so müßte er, ehe er diese Empfindung erhält, von der Göttlichkeit des Buchs selbst, durch welches diese Empfindnng bewirkt werden soll, überzeugt seyn. Der Perser glaubt, indem er den Zend lieset, den Geist Gottes selbst zu empfinden; eben das glaubt der Siamer wenn er seine Offenbarung lieset, ob sie gleich in der Balischen Sprache geschrieben ist, die nur sehr wenigen bekannt ist, und von der die allermeisten kein Wort verstehen, sondern nur den Wörtern, nach eigenem Belieben, eine Deutung geben. Die Mahometaner

fühlen diese Rührung beim Lesen des **Korans**, ob sie ihn gleich in der Grundsprache, dem größesten Theile nach, nicht lesen können, sondern in einer persischen oder türkischen Uebersetzung lesen müssen, wo der begeisternde Rhytmus nicht nur ganz wegfällt, sondern in welcher auch der Sinn oft ganz entstellt ist. Die Christen spüren die nämlichen Bewegungen wenn sie die Bibel lesen, ob sie gleich solche auch nur in Uebersetzungen lesen können, und ihre Schriftausleger über den Sinn der Bibel, der doch die Rührung hervorbringen soll, noch viel mehr unter sich streiten, als die **Talapoinen** in **Siam** und die **Mufti's** und **Derwische** in der **Türkey**.

Regnier.

Aber wenn nun der ganz verständliche Inhalt — —

Osro.

Ueber den ganz verständlichen, buchstäblichen Inhalt wird unter den christlichen Theologen gerade vorzüglich gestritten — und bedarf auch der Auslegung oft am meisten, — doch nur weiter.

Regnier.

Wenn der Inhalt der einen Offenbarung den Inhalt aller übrigen überträfe?

Osro.

Worin soll er sie übertreffen? an Gottgemäßheit? dann müßten wir einen Begriff, wenigstens ein, mit sich selbst nicht im Widerspruche stehendes Ideal von Gott haben. An Vernunftmäßigkeit? Wenn die Vernunft selbst darüber entscheiden kann, was ihr angemessen ist: so ist ihr auch der seyn sollende vernünftige Sinn einer Offenbarung nicht fremd, und sie wird also natürlich folgern, daß eine dergleichen Offenbarung von vernünftigen Menschen herrühre, nimmermehr aber von einem Wesen von welchem sie keinen Begriff hat. Man muß nur nicht das Wissen dem Urtheile unterschieben. Einer Offenbarung vorzüglichste Sorge sollte doch billig seyn, daß sie uns von Gott einen Begriff gäbe, der sich nicht widerspräche, in welchem nicht eine göttliche Eigenschaft mit sich selbst und mit andern ihm beigelegten Attributen in Widerspruch stände, und uns von unserm Antropomorphismus befreiete. Keine einzige Offenbarung von allen bisher bekannten, hat dieser Forderung genüget. Sie setzen sämmtlich die göttlichen Eigenschaften mit sich selbst und widereinander noch mehr in Widerspruch als die ohne Offenbarung erfundenen Begriffe thun; und den Antropomorphismus bestätigen sie nicht nur, sondern erweitern ihn sogar auch, und wie die Theologen sagen, um uns die Gottheit verständlicher zu machen, die sie doch ganz offenbar für uns noch unverständlicher und unbegreiflicher

darstellen, und also sich selbst mit der Gottheit in Widerspruch setzen. Sie verbietet uns, kein Bild von der Gottheit zu machen, und sie stellt uns selbst die Gottheit immer unter einem Bilde vor. Auch müßte eine solche Offenbarung keinen Zweifel ihrer Wahrheit und Authenticität aufkommen lassen. Sie wäre eine sonderbare und der Gottheit unwürdige Anstalt, wenn darüber irgend ein vernünftiger Zweifel obwalten könnte, ob die angebliche Offenbarung auch von Gott herrührte?

Regnier.

Die Gottheit hat deshalb unterlassen die Offenbarung, nämlich die christliche, mit ganz deutlichen Beweisen ihrer Wahrheit auszurüsten, um den Glauben nicht aufzuheben, sondern vielmehr zu befördern.

Osro.

Kann einer Gottheit, die die Vernunft selbst ist, mehr an Glauben als an Ueberzeugung gelegen seyn? Nach der Vernunft findet der Glaube nur Statt, wenn Ueberzeugung nicht zu haben ist. Außerdem wird der Gegenstand des verlangten Glaubens erst in der Offenbarung gefunden, wodurch der geförderte Glaube als ein verdächtiges Mittel erscheint, so wie die Offenbarung selbst. Glauben verlangt nur der, welcher keine Beweise hat.

Regnier.

Ich will die Glaubenslehre übergehen, und Dich

nur auf die in der Bibel enthaltene Sittenlehre aufmerksam machen.

Osro.

Alle gute moralische Lehren sind den Nichtchristen ohne Offenbarung bekannt, so bald sie in einer Gesellschaft, in einem Staate leben, dessen Zweck die allgemeine Sicherheit oder das allgemeine Beste ist. Die Europäer bezeugen selbst von den Japanern, daß ihre Regierung einen guten Beweis giebt, daß ein Volk, wenn es auch abergläubisch ist, und keinen Begriff von der christlichen Religion hat, aber von vernünftigen Regenten beherrscht wird, eben so moralisch gut handelt, als irgend ein Christenvolk, und daß die Japaner viele christliche Nationen an Ausübung aller Pflichten gar sehr übertreffen. *)

Euer Clemens von Alexandrien, der am Ende des zweiten und am Anfange des dritten Jahrhunderts lebte, glaubte die Heiden nicht gründlicher und leichter zum Christenthume bekehren zu können, als wenn er die Uebereinstimmung desselben mit dem Heidenthume darstellte. Er legte ihnen die Lehren der Philosophen buchstäblich vor Augen, und nach diesen häufigen Anführungen aus heidnischen Schriftstellern, gesteht er, besonders in seinem Pädagogen, daß moralisch gut zu leben, es keines Evangeliums bedurft hätte. — Ein an=

*) Kämpfer und Gollowkin. 3. B.

derer Kirchenlehrer, aus eben dieser Zeit, Tertullian, legt folgendes Bekenntniß ab: „Wir Christen, wir haben nichts, was eure Philosophen nicht auch gelehrt haben.“ Doch wozu bedarf es mehrerer Zeugnisse; da der Apostel Paulus selbst lehrt, daß die Heiden von Natur des Gesetzes Werke thun.

Euer Franciskus Xavieri giebt den Sitten der Japaner folgendes Zeugniß: „Sie sind von Natur tugendhaft und ehrlich; sie haben einen folgsamen Sinn; sie sind ohne Betrug, halten etwas auf sich selbst, sie ehren einander, beleidigen einander auch mit Worten nicht; sie sind mäßig, sie spielen nicht aus Gewinnsucht, daher ihnen Kartenspiele und alle dergleichen Spiele wobei außer dem Spielvergnügen, sich eine andere Begierde, besonders des Geizes einmischt, äußerst verhaßt sind; sie sagen, daß die beim Spiel sich einschleichende Begierden gar leicht herrschende Leidenschaften werden; sie haben nur eine Frau, nämlich der große Haufe; sie sind von Natur zur Ehrbarkeit und Höflichkeit geneigt vnd sehr begierig etwas zu lernen, welche Wißbegierde uns (den Missionarien) so leicht Eingang bei ihnen verschafft hat. Sie hören gern von Gott und Religion reden, daher ihre Gesellschaften viel intressanter sind als die europäischen, in welchen sich Niemand aus Furcht verspottet oder ausgelacht zu werden, von göttlichen Dingen zu reden getrauet. Sie halten den Diebstahl für eine sehr große Sünde, und den Betrug verabscheuen sie so wie alle Lügen und Verläumdungen auf das

äußerste. Was der Natur am gemäßesten ist, dem fallen sie bald bei, und sie lassen sich nicht leicht zu einer Sünde verführen. *)

Was wollt Ihr Missionarien die Japaner Neues lehren? Was Ihr Glaubensartikel nennt, das hat der gemeine Haufen eben so gut wie Ihr; und gerade weil es Glaubensartikel sind, das heißt, so genannte Lehren, die der Vernunft fremd sind; so meinen die Japaner, daß sie an den ihrigen voll auf zu glauben haben, ohne noch neue hinzuthun zu müssen, oder die alten etwas anders aufstutzen zu lassen.

Regnier.

Wenn dem auch so seyn mag, daß die Nichtchristen die nämlichen Sittenlehren, ohne Offenbarung gehabt haben und noch haben: so erlaubt die Eurige, die japanische, doch zwei Unthaten, welche nicht nur der Moral, sondern auch einer vernünftigen Politik zuwider sind, und welche Ihr sofort unterlassen müßtet, als Ihr die christliche Religion angenommen hättet, woraus also natürlich folget, daß die Japaner, wenn sie vernünftig handeln wollen, die christliche Religion und deren Moral sogleich zu ergreifen und ihren Aberglauben zu verlassen, verbunden sind.

---

*) Franc. Xaverii Epist. Japonens. Lib. 1. p. 65. sequ.

Osro.

Wenn andere Völker, die keine Christen sind, solche Unthaten oder Verbrechen nach ihrer Politik und Sittenlehre unterlassen müssen: so ist Deine Folgerung falsch, Du schließest mehr aus den Vordersätzen, als sie zu rechtfertigen geschickt sind und Dein Ansinnen ist ungerecht: Doch, was sind denn das für Unthaten, die aller Moral und Politik zuwider seyn sollen?

Regnier.

Selbstmord und Vielweiberei. Die Selbstentleibung ist eine Folge der Atheisterei.

Osro.

Den Selbstmord billigt die Moral der Japaner keineswegs, sie beobachtet vielmehr darüber, wie auch Eure Bibel thut, ein tiefes Stillschweigen. Die Politik hat kein ausdrückliches Gesetz darüber vorgeschrieben, aus dem Grunde, weil der, welcher sich umbringt, nicht bestraft werden kann, und sie es für ungerecht hält, die unschuldigen Verwandten des Selbstmörders zu bestrafen, wie in dem christlichen Europa, wenn nicht durch Confiscirung des Nachlasses, doch durch Verweigerung des gewöhnlichen Begräbnisses zu geschehen pflegt. Die auf den unternommenen Selbstmord gesetzte Strafe hat deswegen bei den Japanern keinen

Eingang gefunden, weil der, dem es Ernst ist, sich umbringen zu wollen, sich durch die Strafe nicht abhalten läßt, und selbige, Statt ihm das Leben angenehmer zu machen, es ihn noch mehr erbittert, folglich zu seinen Motiven noch einen neuen Grund hinzufügt. Daß ein Japaner, der sich von einem Andern beleidigt hält, in Gegenwart desselben, den Bauch aufschneidet und dadurch den Beleidiger zwingt, wenn er nicht seine ganze Lebenszeit hindurch, höchst verachtet, als eine feige Memme angesehn seyn will, auf den Jedermann mit Fingern zeigt, sich gleichfalls den Bauch aufzuschneiden — ist eine Folge des Ehrgeizes. Von den Gesetzen wird diese Barbarei zwar nicht geahndet, aber keinesweges gebilligt. Um ihr vorzukommen, wird der Jugend in den Schulen, die Mäßigung des Zorns mit dem größesten Fleiße gelehrt — und um die Lehren auch auszuüben und jenem Uebel möglichst vorzubeugen, müssen die Kinder, wenn sie Streitigkeiten unter einander haben, selbige von einem ihrer Kameraden, gleiches Alters, entscheiden lassen, dessen Richtersprüche sie sich zu unterwerfen verbunden sind. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß das gegenseitige Bauchaufschneiden höchst selten verkommt und daß es den Zweck, nämlich Beleidigungen vorzukommen, weit besser erreicht, als die eben so wenig von der Moral gebilligten Zweikämpfe der Christen in Europa. Die Gewohnheit der Japaner scheint mir überdem viel vernünftiger und gerechter zu seyn, als die der Europäer, wo

der Kampf gemeiniglich sehr ungleich ist; wer besser fechten, schießen und treffen kann, mit ruhigerer Gemüthsbeschaffenheit den Kampfplatz betritt, als sein Gegner, der kann sich seines Siegs versichert halten. Bei den Japanern findet dieser Unterschied nicht Statt. Ein guter Grund wider den Selbstmord ist, daß wir nicht wissen, ob wir nicht durch den Tod Theile eines oder mehrerer verschiedener Dinge werden, die noch elender sind als wir gewesen sind. Freilich kann man auch eben dieses von dem natürlichen Tode sagen; indessen empfinden wir doch diesen Zustand oder Zustände später. Wären wir uns unserer Zustände von Unbeginn der Welt, oder von Ewigkeit her bewußt: so würde das menschliche Elend unbeschreiblich seyn. Als Theile der Welt sind wir dem Wechsel bis in Ewigkeit unterworfen und wir würden also ewig unglücklich seyn, wenn wir uns unserer ewigen Zustände bewußt wären. Zum Glück ist dies nicht der Fall. Nur eine Vernichtigung könnte uns gegen dieses Unglück schützen. Der Selbstmord hebt also bloß das Bewußtseyn des gegenwärtigen Zustandes auf, ohne uns gegen zukünftiges Elend sicher zu stellen. Der Atheist wird sich also quatalis nicht umbringen, weil er weiß, daß es unmöglich ist, zu den Theilen dieser Welt nicht zu gehören. Der Tod ist nichts als eine Veränderung des Zustandes, Mutatio status, und nachdem wir mehr oder weniger Theile lebloser oder lebendiger Dinge werden, desto mehr oder weniger

werden wir auch bis in Ewigkeit leiden: denn an eine Vernichtigung des Weltalles ist nicht zu denken.

Regnier.

Freilich sind die Zweikämpfe der Moral zuwider; aus überwiegenden politischen Ursachen muß die Regierung dabei durch die Finger sehn, indem man noch kein Mittel aufgefunden hat, das Vorurtheil von einem Point d'honneur, das bei Injurien am meisten verletzt zu werden geglaubt wird, auszurotten und die Provokation auf den Richter, fast die nämliche Folge hat, mit welcher die Verweigerung des Bauchaufschneidens verbunden ist.

Die Vielweiberei aber wird von allen Christen verabscheuet und findet in keinem christlichen Staate Statt.

Osro.

In der Regel haben die Japaner auch nur eine Frau, und diese wird nach alter orientalischer Gewohnheit allerdings viel strenger gehalten, als die Frauen im Occident. Der Mann kann ihr nach Belieben den Scheidebrief geben und eine andere heirathen, welche Befugniß der Frau aber verweigert wird. Die Reichen und Vornehmen haben jedoch jene Befugniß nicht; sie können die Frau nicht verstoßen; — sie dürfen aber mehr als eine Frau haben. Die brittische Gewohnheit des Weiberverkaufs, die den Armen daselbst nachgelassen ist, weil

sie die Kosten eines Ehescheidungsprozesses, der vor dem Parlamente geführt werden muß, nicht aufbringen können, stimmt ziemlich mit der japanischen überein, nur daß die englischen Armen auch ihre Männer verkaufen können.

Regnier.

Genug, Vielweiberei ist in Japan nach den Gesetzen zulässig, und diese ist der Moral so wie der Politik höchst zuwider. Unter den Weibern erregt sie eine beständige Eifersucht und unter den Kindern der verschiedenen Frauen, Zänkereien und Neid; es ist unmöglich, daß ein Vater seine Kinder mit gleich väterlichen Augen betrachten, und nicht die Kinder dieses oder jenes Weibes den andern vorziehen sollte. Vielweiberei führt also nothwendig eine Ungerechtigkeit sowohl gegen die Kinder als gegen die Weiber mit sich, indem diese letztern, um sich nicht wegen des Vorzuges an dem Mann zu rächen, in einem Harem, der so gut wie ein Gefängniß ist, ihre Lebenszeit auf eine höchst traurige Weise unter der Qual der Langenweile und der herzfressenden Eifersucht zubringen müssen.

Osro.

Das ist leider wahr; aber sind die Ehen der Christen glücklicher? Uns schützt der Scheidebrief und die Vielheit der Weiber vor ihrer Herrschaft und der großen Heftigkeit unserer Begierden. In

Europa herrscht im Ehestande Eifersucht, und das Herrschen der Weiber ist dort so gang und gäbe, daß die Philosophen daselbst, (Kant) behaupten, daß ihnen selbiges von dem Manne eingeräumt werden müsse, wenn er eine ruhige Ehe führen wolle. Die stolzen Engländer, die hochmüthigen Parlamentsherrn, die dem König Gesetze vorschreiben, sind in ihrem Hause Sklaven, und stehen, wie man sagt, unter dem Pantoffel ihrer Weiber. Der schlimmste Punkt ist die Unzertrennlichkeit der Ehe. Dadurch ist dem Ehestande alle Süßigkeit entzogen; — indem man das Band desselben fest hat knüpfen wollen, hat man es getrennt und anstatt einer genauern Vereinigung der Herzen, hat man sie auf ewig getrennt. Leute, die einander zur Last und allzeit beschwerlich bleiben, hat man ohne die geringste Hoffnung einer Befreiung zusammengefesselt, und darin demjenigen Tyrannen nachgeahmt, welcher lebendige Menschen an die Todten binden ließ.

Regnier.

So unzertrennlich als Du die Ehen der Christen darstellst, sind sie nicht. Ohne der Separirung vom Tisch und Bette zu gedenken, wissen wir, oder wenigstens unsre Advokaten, das Gesetz zu umschiffen, eine Ehe, als eine Nichtehe darzustellen und um die Vernichtigung derselben zu bitten, welche wenige Schwierigkeiten hat, und die, wenn der geistliche Richter dazu nicht geneigt, für ein Stück Geld vom Papste zu erhalten ist. Du würdest es

also am gerathensten finden, daß, da Du der Vielweiberei nicht hold bist, die Männer ihre Weiber, wie die Kalender jährlich ändern dürften?

Osro.

Das würde, wenn den Weibern nicht die nämliche Freiheit zustände, die Ungerechtigkeiten der Männer, deren sie sich gegen ihre Frauen erlauben, weil sie der stärkere Theil und auch zugleich die Gesetzgeber sind, noch vermehren.

Regnier.

Willst Du etwa die Vielmännerei einführen? daß sie sich nicht eben so gut vertheidigen lassen sollte, als die Vielweiberei, das will ich nicht bestreiten, und besonders aus dem Grunde nicht bezweifeln, aus welchem der Apostel Paulus den Ehestand nachläßt: denn während die Frau schwanger ist und das Kind säugt, ist sie von der ehelichen Pflicht entbunden; — bei dem Manne aber kehrt sich die Natur daran nicht, und es ist also unmöglich, daß er nicht während dieser Zeit Brunst leiden sollte, zu deren Löschung Paulus die Ehe erlaubt hat. Nach der Lehre und den Zeugnissen der Aerzte, ist nichts schädlicher, als eine ungestillte oder unbefriedigte Sehnsucht zur fleischlichen Lust, wo das in Wallung gebrachte Blut nicht zur Ruhe gebracht wird, und wo die in den Gefäßen eingetriebenen Säfte nicht ausgeführt werden können. Man will

die

die Natur nach, aus der Gesellschaft entstandenen Regeln und Gewohnheiten, regieren und beherrschen. Könnte sie urtheilen: so würde sie diese Regeln und Gewohnheiten sogar größtentheils für Vorurtheile erklären, die der Gesellschaft selbst mehr schädlich als nützlich wären. Von einer andern Seite entblödet man sich hinwiederum nicht, ihr gewisse Absichten beizulegen und kehrt sich nicht daran, daß man sie mit sich selbst in Widerspruch setzt, um Vorurtheile aufrecht zu erhalten. Die Gesellschaft lehrt in einem Athem folge der Natur und folge nicht der Natur. Am Ende ist diese freilich stärker als alle Vorurtheile und dann wundert man sich, daß man ihr nicht gefolgt ist, und berühmt sich einer durch die Vernunft erhaltenen Aufklärung, die bloß Wegräumung eines wider die Natur angenommenen Vorurtheils ist. Ein berühmter Arzt und dem kein anderer vernünftiger Arzt widerspricht, schreibt, daß der Arzt von der Liebe unter allen Leidenschaften am meisten zu hoffen hat, wenn sie befriedigt wird, und am meisten zu fürchten, wenn sie den geringsten Widerspruch leidet. Ein anderer setzt hinzu: „in der ehelichen Gesellschaft und bei den meisten sogenannten Gewissensehen urtheilt mehrentheils der Arzt mit Mitleiden und Erbarmen ganz anders, als der strenge Moralist mit dem unzeitigen Verdammen.“ — Bei Frauenzimmern folgt gemeiniglich darauf Verhaltung der Zeiten. Viele fallen in die von Hippokrates nach der plötzlichen Zurückhaltung der Zeiten, schon wahrgenommene Schwind-

sucht, zu welcher sich in diesem besondern Falle allemal eine scheue Traurigkeit, ein allgemeines Mißtrauen und eine gänzliche Misantropie gesellt, die doch im äusserlichen nur bloß den Charakter der Langenweile und der Niedergeschlagenheit hat. Nach der Behauptung des oben angeführten berühmten Arztes, ist dieser nicht seltene Zustand des Körpers und der Seele, diejenige langsame und unheilbare Auszehrung, welche die Engländer das Herzbrechen nennen und die (in der Geschichte der Clarissa) von einem Engländer vortrefflich beschrieben ist. Die mißlungene Liebe reibet nicht nur den Menschen allmählig auf, sondern erzeugt auch bei weichlichen Frauenspersonen die rasende Geilheit, wenn man das Uebel nicht in seiner Wurzel angreifen kann *).

Der weise Sokrates fiel aus Liebe in eine Starrsucht, von welcher ihn nur Aspasia heilte, indem sie ihm den Gegenstand seiner Wünsche versprach und auch Wort hielt. Ein Gedicht, welches Athenäus in seinem Tischgespräche B. V. Cap. 20 aufbehalten und Aspasia gemacht hat, bestätigt den Zustand des Philosophen. Die Weiber können für die Vielmännerei sich des nämlichen Grundes bedienen, welchen die Männer für die Vielweiberei anführen.

---

*) S. Zimmermann, von der Erfahrung in der Arzneikunst. Th. 1. S. 277. Zückert, von den Leidenschaften. S. 77. u. f.

Die Polyandrie läßt sich eben so gut als die Polygamie aus der Schrift deduciren.

Osro.

Weder Monogamie, noch Polygamie, noch Polyandrie, sind dem menschlichen Geschlechte angemessen, und in einem vollkommenen Staate ist die eine Einrichtung so wenig wie die andere, an ihrem Orte. Alle drei sind den Verhältnissen der Geschlechter zuwider, indem sie sich einer Herrschaft über das andere Geschlecht anmaßen, wozu sie in der Polygamie und Monogamie durch die Stärke ihrer Knochen und in der Polyandrie durch List und gemißbrauchte Galanterie des männlichen Geschlechts gelangt sind. Die ältesten Schriftsteller von Indostan erwähnen schon des Rechts der Nayr-Damen, mehrere Liebhaber zu haben. In ihren Häusern, die alle einzeln stehen, sind eben so viel Thüren als die Dame Liebhaber hat. Wenn einer von den Liebhabern sie besucht: so geht er rund um das Haus herum und schlägt zum Zeichen seiner Ankunft mit seinem Säbel auf sein Schild. Hat die Dame noch keinen Gesellschafter bei sich: so läßt er einen Bedienten mit seinen Waffen in dem Vorhofe zurück. An bestimmten Tagen des Jahrs erhält die Dame von allen ihren Liebhabern zugleich Besuch. Nur allein die Mutter hat die Sorge für ihre Kinder; sogar der Samorin (der Fürst) und die übrigen Prinzen haben keine andere Erben, als die Kinder ihrer Schwestern; — und so sind sie, da sie keine

Familie haben, immer bereit einem Feinde entgegen zu gehen. Sind die Neffen in dem Alter, daß sie die Waffen führen können, so folgen sie ihrem Oheim. Der Name Vater, ist einem Nayr=Kinde unbekannt; es spricht nur von den Liebhabern seiner Mutter; aber nie von seinem Vater. Unter den Nichtadeligen findet aber diese Polyandrie nicht Statt; die Nayr behaupten, daß ihr Adel der älteste in der Welt sey.

— Genus huic materna superbum
Nobilitas dabat, incertum de patre ferebat.
Virg. Aen. XI. 341.

— Der Zeugerin edle Herkunft
Gab ihm ein stolzes Geschlecht, ein dunkeles trug er vom Vater.

Die Monogamie und die Polygamie gründen sich in der größern Stärke des männlichen Geschlechts, und da dieses merkt, daß Stärke in der Gesellschaft über den Schwachen kein Recht geben kann: so bedient es sich der Erziehung, die darin besteht, daß dem weiblichen Geschlechte alle Mittel entzogen werden, wodurch es sich geschickt machen könnte, gleich dem männlichen, seine Geistesfähigkeiten auszubilden. Das männliche Geschlecht wird von seiner Kindheit an zu seinem Berufe vorbereitet. — Der junge Mensch wird in eine öffentliche Schule geschickt, — er besucht Universitäten, — und hat er Geld, so geht er auf Reisen. Ein anderer wird in die Lehre gebracht und nach ausgestandenen Lehrjahren, kann er als Handwerksbursche

wandern. Kurz, dem männlichen Geschlechte steht alles zu Gebote, sowohl den Geist als den Körper zu stärken. Des Frauenzimmers Erziehung ist auf einen Sprach-, Tanz- und Musik-Meister eingeschränkt. Ist es wohl ein Wunder, daß die Männer die Weiber übertreffen? Nur darüber muß man sich wundern, daß diese es ihnen dennoch an Stärke des Geistes gleich thun, und sie so gar oft übertreffen. In den höhern Ständen ist die Ungleichheit noch größer als in den niedern, und je geringer die Ungleichheit wird, desto glücklicher sind auch die Ehen. Die ruhigsten, friedlichsten und vergnügtesten Ehen sind unstreitig die der Bauern, weil Mann und Frau nach ihren körperlichen Beschaffenheiten, gemeinschaftlich das Hauswesen besorgen und weil, da sie immer beschäftigt sind, die Qual der Langenweile nicht kennen, die bei unsern Reichen und Vornehmen eine Ursache der Polygamie und bei den Europäern die gemeinste Ursache der Ausschweifung beider Gatten ist.

Die Nachtheile der Vernachlässigung der Frauenzimmer-Erziehung äußern sich auch auf das männliche Geschlecht. Es ist unmöglich, sagt ein Frauenzimmer, daß ein Mann Geschmack an einer Unterhaltung mit einem Frauenzimmer finden kann, das sich nur auf Putz und den gewöhnlichen Conversationston versteht, und ein junger Mann, der dem Frauenzimmer gefallen will; muß sich mit diesen Kleinigkeiten beschäftigen, worüber er ein Geck wird.

Regnier.

Du willst die Frauenzimmer zu Gelehrten machen; aber die Philosophen *) sprechen ihnen dazu, im Ganzen genommen, alle Fähigkeit, alles Genie ab. Einer meint, daß der Mann sehr zu beklagen sey, der eine gelehrte Frau habe (Kant) und andere behaupten, daß der Teufel dem Hiob alles genommen, sehr weislich aber die Frau gelassen habe, die eine gelehrte gewesen, weil er ihm kein größeres Hauskreuz aufzulegen gewußt.

Osro.

Hatte denn die Sappho, die dem größesten lyrischen Dichter, dem Pindar, den Preis abgewonnen, kein Genie? Regierten nicht Semiramis, Zenobia, Eudoxia, so, daß sie von wenigen

*) „Das Frauenzimmer" sagt Rousseau „liebt keine einzige Kunst, versteht sich auf keine einzige und an Genie fehlt es ihm ganz und gar. Es kann in kleinen Werken glücklich seyn, die nichts als leichten Witz, nichts als Geschmack, nichts als Anmuth, höchstens Gründlichkeit und Philosophie verlangen; es kann sich Wissenschaft, Gelehrsamkeit und alle Talente erwerben, die sich durch Mühe und Arbeit erwerben lassen. Aber jenes himmlische Feuer, welches die Seele erhitzt und entflammt, jenes um sich greifende verzehrende Genie, jene brennende Beredsamkeit, jene erhabenen Schwünge, die ihr Entzückendes dem Innersten unsers Herzens mittheilen, werden den Schriften des Frauenzimmers allzeit fehlen."

Männern übertroffen wurden? Waren nicht Aspasia bei dem Perikles, und Livia bei dem August, bessere Rathgeber, als viele aus dem männlichen Geschlechte? Gesetzt aber auch, das männliche Geschlecht wäre dem weiblichen eben so an Stärke des Geistes als des Körpers überlegen, — — müßte man deshalb seine Erziehung vernachlässigen? Warum suchten die weisesten Männer in Griechenland z. B. Sokrates, Perikles, Xenophon u. s. w., den Umgang mit öffentlichen Frauenzimmern und nahmen ihre Weiber mit dahin um von jenen zu lernen? weil die Hetären sich die Geschicklichkeiten erworben hatten, welche Männer zu unterhalten erforderlich sind. Dies ist es was man für das weibliche Geschlecht fordert, und das gewiß mit Recht. Sind dann beide Geschlechter sich gleich gemacht: so ist kein Grund vorhanden, warum das weibliche dem männlichen unterworfen seyn soll. Bei der Ehe ist bloß auf den Vortheil des Mannes gesehen. Er hat das Vermögen der Frau in Händen und die Frau muß ihm folgen, wohin es ihm zu gehen beliebt; oder verreiset er: so muß sie eine Penelope seyn, während ihr Ulysses sich mit auswärtigen Schönen amüsirt. Der Mann hält sie für ein schwaches Werkzeug, mit feineren Nerven und einer feurigen Einbildungskraft begabt und also viel reizbarer als er selbst ist — und doch soll sie sich und die Natur beherrschen, und wird gestraft, wenn sie sich von ihr hat überwältigen lassen, während der Mann ihrem Rufe folgen darf.

Gehen beide ihren eigenen Weg: so entsteht nicht nur Kaltsinnigkeit, sondern das Hauswesen und die Erziehung der Kinder wird gänzlich vernachlässigt. Der Zwang, den die Ehe einführt, hat die natürliche Folge, daß in ihr die Liebe von gar keiner Dauer seyn kann: denn wozu man gezwungen wird, wird selten aus Lust und Liebe gethan. Schon der Gedanke, sich auf Lebenszeit mit einem andern zusammenzuspannen, muß Schauder erregen, und es ist daher sehr natürlich, daß man sich im voraus darauf gefaßt macht, daher die Frauenzimmer in der Wahl der Männer nicht ekel sind. Oft ist ihnen der Mann, oder soll es werden, bloß ein Schanddeckel.

Die Frauenzimmer sollen alle gleich seyn — alle sollen eines freien Umgangs genießen mit dem andern Geschlecht, und dann wird keins mehr sitzen bleiben, indem es keine Verbindung auf Lebenszeit mehr giebt, und jedes von beiden Geschlechtern seiner eigenen Neigung folgt. In einer Nation, wo es keine Patricier giebt, ist auch der schimpfliche Name Plebejer unbekannt, und jedes Individuum heißt Bürger. Wo es keine Ehefrauen giebt, da giebt es auch keine Huren; — wo kein Kind ungesetzmäßig geboren werden kann, da kann es auch keine Bastarde geben. Alle sind Kinder der Liebe und der Natur; vom Kindermorde weiß man nicht; — alle Kinder werden von ihren Müttern erzogen, welche sie beerben, und jedes Kind sieht in jedem Bürger seinen Vater, indem der Vaternamen sonst nicht weiter ge-

hört wird. Von Stiefkindern weiß man nicht. Die Männer, welche der Last des Ehestandes überhoben sind, liegen ihren Aemtern um desto emsiger ob, und können ihre Talente desto besser entwickeln. *) Durch die Familien, woraus jetzt ein Staat besteht, wird das Volk in unendlich viele kleine Gesellschaften vertheilt, deren Vortheile fast jederzeit dem allgemeinen Nutzen widerstreben und endlich in den Gemüthern alle Art von Liebe zum Vaterlande vertilgen dürfte. Alle Bande der Blutsfreundschaft sind aber durch die Gemeinschaft der Weiber aufgehoben, und der leidige Nepotismus, der eben so schädlich als ungerecht ist, hat alsdann sein Ende: denn alle Bürger sind ohne Unterschied Kinder des Staats. Die Falschheit der Weiber, über die so sehr geklagt wird, hört bei der Gemeinschaft der Weiber auf, weil sie den Begierden der Natur ein Genüge thun können und ihre Falschheit bloß eine Folge des Zwanges und des Wohlstandes ist. Kurz: würde dieses System eingeführt: dann würde Aufrichtigkeit zurückkehren, da das weibliche Geschlecht der Heuchelei und Betrügerei entübrigt seyn könnte. Nepotismus, Vorzüge der Geburt würden ganz wegfallen und die Eifersucht hätte ein Ende.

Regnier.

Genug, genug! Könntest Du diesen Vorschlag

---

*) S. Mißtriß Wolstoncraft, Ueber die Rechte der Weiber, aus dem Englischen übersetzt. 1792.

wohl im Ernst einer Regierung machen? Plato will seine Gemeinschaft der Weiber so lange in der bloßen Möglichkeit lassen, bis seine vollkommene Republik realisirt wird.

Osro.

Ich dächte, daß man so lange nicht warten dürfte und daß sich die Sache schon jetzt, sowohl im Orient als im Occident ausführen ließe: doch genug hiervon; es ist mir nur darum zu thun gewesen zu zeigen, daß Eure Sittenlehre vor der unsrigen nichts voraus habe. A propos; Ihr rechnet es dem König Philipp von Macedonien sehr zum Ruhm und zur Ehre an, daß er in seinem Gefolge Jemand gehabt, der ihm täglich zurufen müssen: „Philipp! erinnere dich, daß Du ein Mensch bist". In Japan lesen sich Standespersonen und Reiche, unter ihren Hausgenossen einen vernünftigen und tugendhaften Menschen aus, der ihnen täglich ihre begangenen Fehler vorhalten muß. Dies dünket mich will mehr sagen, als was Philipp für sich allein that; indessen ist es den Japanern noch nicht eingefallen, zur Annahme dieser guten Einrichtung, Missionarien nach Europa zu schicken, ob sie gleich nützlicher ist als alle Glaubenslehren, die ihr Missionarien den Japanern aufheften zu wollen, vorhabt.

Achmed 1). Bonaventura 2). Guadagnolo 3). Melchisedeck und Mahomet 4).

Achmed.

Heiden und Mahometaner leben in Indostan in Ruhe und Frieden; — es erscheinen

---

1) Achmed Eben-Zin Alabadin, ein persischer Edelmann aus Hispahan, hat wider des Jesuiten Hieronymus Xavieri Spiegel der Wahrheit, einen Zerbrecher des Spiegels geschrieben, in welchem er Mahomets Religion vertheidigt und den Xavieri beschuldigt, daß er, Statt der Lehre Christi, Aberglauben, Abgötterei und Lügen rc. verbreitet habe.

2) Bonaventura, ein Franziskaner, vertheidigte den Xavieri in seiner Erläuterung des Spiegels der Wahrheit.

3) Guadagnolo, gleichfalls ein Franziskaner, schrieb in gleicher Absicht eine Schutzschrift für die christliche Religion.

4) Ricaut erzählt (Etat présent de l'Empire Ottomann Lib. 1. Cap. 12.) daß die Atheisten eine zahlreiche Gesellschaft von Cadis und andern Gelehrten in der Türkei ausmachen, zu welcher auch Mahomet gehörte, der gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in Constantinopel hingerichtet ward, weil er wider das Daseyn Gottes öffentlich gelehrt hatte. Durch den Widerruf konnte er sein Leben retten; aber er ging von seiner Gottesleugnung nicht ab, sondern sagte, —

christliche Missionarien, und sogleich brechen Hader und Zwietracht, Haß, Feindschaft und Verfolgung von allen Seiten aus. Man sagt, der verstorbene Groß=Mogul habe Euch kommen lassen, um aus seinem Volke Einigkeit und Zuneigung auszurotten. Vermuthlich kannte er die christlichen Missionarien von Japan her; aber er hat es nicht erlebt, daß sie die daselbst angezettelten Feindschaften nur dazu benutzen wollen, den Kaiser vom Thron zu stürzen, selbigen mit einem Christen zu besetzen, und Japan einer auswärtigen geistlichen Macht, dem Papst zu Rom, zu unterwerfen. Die unvermuthete Entdeckung machte jedoch, daß das jesuitische Project scheiterte, welches sich der jetzige Mogul zur Warnung dienen lassen und dabei bedenken sollte, daß sein Vater christliche Missionarien nimmermehr geduldet und noch viel weniger sich ausgebeten haben würde, wenn er sie so gekannt hätte, als sie sich in Japan zu erkennen gegeben haben. Das Divide et impera, Theile und herrsche, ist die Maxime solcher Fürsten, die ihrer Schwächen sich bewußt, mit dem Eisen, das für sie geschmiedet seyn sollte, ihre Unterthanen sich untereinander umbringen lassen. Acbar I. soll zwar besorgt haben, daß wenn er mit einer mahometanischen Macht in Krieg geriethe, seine Muselmänner zu selbiger überge=

---

daß, ob er gleich keine Belohnung zu erwarten hätte, ihn doch die Liebe zur Wahrheit verpflichtete, den Märtyrertod auszustehen, um selbige zu behaupten.

hen und seine andern Unterthanen ihnen zu folgen anreizen möchten; aber dieser Furcht konnte er sich überheben, wenn er sein Volk mit Gerechtigkeit beherrschte, und ihm dadurch eine Liebe zu seinem Vaterlande einflößte, die es am besten verhindert haben würde, selbiges zu verrathen und es einer fremden Macht Preis zu geben.

Bonaventura.

Wir Gesandten haben unsern Auftrag, das Evangelium zu predigen, von Gott selbst und seinem Sohne Jesu Christo, und so, wie dieser nicht gekommen war, Frieden zu senden auf Erden, sondern das Schwert, den Sohn zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwäger, und das Gesinde wider seine Herrschaft, — so kommen auch wir, seine Apostel und Missionarien, ein Gleiches zu thun; — Jesuiten sind wir beide aber nicht; und den Eifer, den Du wider die Loyolisten ausgelassen hast, wollen wir nicht verdammen; sie sind auch unsere Feinde, die uns unaufhörlich bei dem heiligen Vater anschwärzen.

Guadagnolo.

Man muß meinen Gehülfen nicht unrecht verstehen. Die Worte unsers Erlösers, welche so hart klingen, enthalten eine Weissagung von den Folgen der Ankunft Jesu und seiner Lehre; — keineswe-

ges aber gehen sie auf die Absicht Gottes bei der Sendung Jesu. Die Absicht Gottes bei dieser Sendung war gerade das Gegentheil. Jesus sollte Frieden auf Erden stiften und alle Völker zu einerlei Glauben bringen, welches auch gewiß geschehen wird, sobald nur erst die in jenen Worten enthaltene Weissagung ganz erfüllt ist. Allen Wahrheiten geht es so, daß sie zuerst verfolgt werden und von dieser natürlichen Folge hat die Gottheit die Lehre Christi nicht ausnehmen können, und daran erinnern wollen.

Achmed.

Daß Dein Gehülfe kein Jesuit ist, das habe ich aus seiner Rede schon gefolgert, ehe er es selbst sagte; und daß Du keiner bist, will ich Dir auf Dein Wort glauben, da Du die betrübten Folgen Eurer Religion einräumst und nur die Ursache derselben von der Gottheit abwälzen willst. Ich war erst sehr wider Euch Beide eingenommen; durch Eure Aufrichtigkeit werde ich aber bewogen, besser von Euch zu denken, und von Eurer Auslegungskunst kein anderes Urtheil zu fällen, als welches man über alle theologische Auslegungen, sie mögen von Ulams, oder Muftis, oder Talapoinen herrühren, sobald sie in gleiche Umstände gerathen, fällen muß.

Melchisedeck.

Die Folgen ihrer Lehren können sie nicht leugnen: Die Geschichte aller Länder in allen vier Welt=

theilen, wohin Missionarien gekommen sind, bezeugt, daß durch sie die größesten Grausamkeiten verübt, die Staaten verheert, Könige und Fürsten umgebracht und die Völker in Jammer und Elend gestürzt worden sind.

Guadagnolo.

Seyd Ihr Juden nicht den Christen mit Eurem Beispiele vorangegangen? Habt Ihr nicht ganze Völker, die Euch nichts gethan hatten, mit Stumpf und Stiel ausgerottet? habt Ihr nicht die Kinder an der Mutter Brust ermordet?

Melchisedeck.

Ich kann leider die jüdische Grausamkeit nicht leugnen: sie ward aber auf ausdrücklichen Befehl vom Himmel verübt.

Mahomet.

Das glauben alle Verfolger; entweder auf das Wort ihres Anführers, der einen solchen Befehl unmittelbar erhalten zu haben vorgiebt, — oder nach der Vorstellung, die sie sich von ihrem Gott machen, der alle diejenigen haßt, die ihn nicht so verehren, wie die Verfolger ihn verehrt wissen wollen. Der Mahometism hat Euch verfolgt; — und Mahomet fing an, den Koran mit dem Schwerte auszubreiten, sobald er sich stark genug dazu fühlte.

Achmed.

Ich mag unsern Propheten und seine Nachfolger so wenig vertheidigen, als die Juden ihren Moses, Josua, Samuel; die Christen ihre Theodose, ihre Philipps und unzählig viele andere vertheidigen können; jedoch geben christliche Scribenten den Saracenen das Zeugniß, daß gar keine Vergleichung zwischen der Grausamkeit der Mahometaner gegen die Christen, und der Grausamkeit dieser wider Christen und Nichtchristen Statt finde, daß in wenigen Jahren des Kriegs wider die Waldenser, die doch ihre Mitchristen und nur in einigen Glaubensartikeln anderer Meinung waren, mehr Blut vergossen worden, als die Saracenen in allen ihren Verfolgungen wider die Christen vergossen haben; — daß die Aufführung der Saracenen eine evangelische Sanftmuth in Vergleichung des Christenthums gewesen, welches die Grausamkeit der Cannibalen selbst noch übertroffen habe *).

Die Niedermetzelungen der gutmüthigen Mexicaner und anderer Völker der neuen Welt kann man ohne Schaudern und Entsetzen nicht lesen. Ein Augenzeuge, de la Casas, versichert, daß die Spanier neun Millionen Menschen, ja, setzt er hinzu, ich übertreibe die Anzahl nicht, wenn ich sage, daß sie zwölf Millionen und noch mehrere Amerikaner

*) Apologie pour la Reformation par Jurien. Tom. II. p. 371.

kaner auf die grausamste Weise umgebracht und deren Könige mtt den größesten Martern ermordet haben. Den Kaiser von Peru legten sie auf einen über glühenden Kohlen stehenden Rost. Als einer seiner vornehmsten Staatsdiener, den man auf gleiche Weise an einem langsamen Feuer neben ihm bratete, sich über die entsetzlichen Schmerzen beklagte: so rief ihm der Kaiser zu: „meinst Du denn, daß ich auf Rosen liege?“ Das konnten diese Teufel mit Gleichgültigkeit sehen und hören! Ja, sie freueten sich darüber.

Guadognolo.

Grausamkeiten und Religionsverfolgungen sind der christlichen Religion fremd. Daß selbige gemißbraucht worden, das räumen wir gern ein; aber dieses Schicksal hat sie mit allen Anstalten gemein. Alle Dinge können gemißbraucht werden, und sind auch gemißbraucht worden.

Mahomet.

Das ist die gewöhnliche Leier aller Religionsverfolger; die auch alle aus ihren heiligen Büchern, die in verschiedenen Verhältnissen geschrieben sind, Toleranz und Verfolgung nach Belieben, als der Gottheit wohlgefällig, beweisen können. Verfolgung und Grausamkeit, die der menschlichen Natur so angenehm zusagen, sind überdem in dem Wesen einer jeden Religion gegründet, deren Gott nach dem Bilde der Menschen gemacht ist, und nach einem

andern haben sie ihn nicht bilden können, weil er das vollkommenste Wesen seyn soll und der Mensch sich selbst, das vollkommenste Ding auf Erden zu seyn einbildet. Duldsamkeit, Verträglichkeit mit fremden Religionsbekennern, oder gar Liebe und Zuneigung zu selbigen, ist ein gewisser Beweis, daß es entweder den Religionsduldern an Gewalt und Stärke fehle, die vermeintlichen Feinde ihres Gottes als eigne Feinde zu behandeln, und sich dadurch das Wohlgefallen desselben zu verdienen, — oder daß die Religion keine Eiferer für die Sache Gottes habe und mit keiner Inbrunst geübt werde.

Bonaventura.

Die christliche Religion, welche alle Menschen mit ihrer Liebe umfaßt und sie sämmtlich als ihre Kinder betrachtet, ist eben in dieser Qualität nicht allein berechtigt, sondern sogar verpflichtet, die, welche draussen sind und in der Irre gehen, in die Kirche hineinzunöthigen. Bedient sie sich dazu bisweilen einer gewissen heilsamen Schärfe: so thut sie nichts, als was eine ihre Kinder liebende Mutter thut, welche ungehorsame Kinder ermahnt, dann bedroht, und wenn bloße Worte und Drohungen unwirksam sind, zur Ruthe und solchen Mitteln greift, die sie vorkommenden Umständen nach, für die dienlichsten und zweckmäßigsten hält. Christus war die Sanftmuth selbst, und so sollen auch die Christen sanftmüthig seyn, wie er so eindringlich lehrt; — aber er befahl auch die, welche sich nicht freiwillig

einfinden wollten, mit Gewalt in den Schooß der Kirche zu bringen und sich dazu auch solcher Mittel zu bedienen, die nur bei den Torturen gebraucht wurden, wie das Wort nöthige sie herein zu kommen, in der Grundsprache besagt. Die Käufer und Verkäufer peitschte er selbst in eigener Person zum Tempel hinaus.

Achmed.

Unser Prophet verbietet allen Zwang. Am Ende der 50sten Sura heißt es: „die Einwürfe der ungläubigen Meccaner sind uns hinlänglich bekannt: Du aber hast keinen Beruf sie zur Annehmung der wahren Religion zu zwingen. Am Ende der 81sten Sura steht: „der Koran ist ein Unterricht für alle vernünftige Geschöpfe, also auch für einen Jeden unter Euch bestimmt, der ernstlich entschlossen ist, auf dem richtigen Wege zu wandeln. Aber das werdet Ihr nicht einmal wollen können, wenn Gott, der Herr der Geschöpfe, nicht will, daß Ihr es wollen sollt." *).

Mahomet.

Die letzten Worte „daß Ihr nicht wollen könnt, wenn Euer Gott, der Herr der Geschöpfe, nicht will, daß Ihr es wollen sollt —" lehren ganz deut-

*) S. Koran nach Boysens Uebersetzung. S. 538 und 625.

lich, daß wenn Gott wollte, daß diese oder jene Religion außer den Grenzen, in welchen sie sich befindet, angenommen werden sollte, — er schon selbst die Veranstaltung dazu getroffen haben würde, — daß er also nicht wollte, daß die, welche draussen sind, sich zu ihr bekennen sollen, und daß mithin die Proselytenmacher dem Willen Eures Gottes ganz zuwider handeln. Nach den angeführten Schriftstellen will dieser Gott die bestehende Verschiedenheit der Religionen, und daß jeder Distrikt seine eigene habe. Die Bibel stimmt mit dem Koran überein, wenn Paulus sagt: „die Heiden thun von Natur des Gesetzes Werke.“ Dieser Wille Eures Gottes, nämlich, daß viele Religionen in der Welt seyn sollen, zeigt sich auch ganz klar durch die auffallendsten Thatsachen, indem die Ausbreitung fremder oder neuer Religionen mit Friedensstörungen und sogar mit den größesten Grausamkeiten, mit Verheerung der Länder und dem Untergange ganzer Nationen verbunden gewesen sind, welche Gräuelthaten mit der Weisheit, Güte und Allmacht Eures Gottes in dem auffallendsten Widerspruche stehen. Der Koran und die Bibel lehren Toleranz; und Proselytenmacherei ist beiden zuwider, wie man in Rücksicht der Bibel aus dem Urtheile abnehmen kann, was Jesus über die Pharisäer fällt, die Land und Meer umherziehen um einen Judengenossen zu machen; — die Ottomanen aber und die Christen haben ihre Religion mit Feuer und Schwert ausge-

breitet, und noch jetzt befahren Missionarien Länder und Seen, um Proselyten zu machen.

Achmed.

Das muß ich einräumen, denn wenn es auch im Koran nicht Sprüche gäbe, die das Gegentheil von dem lehrten, was ich vorhin aus ihm angeführt habe, indem Mahomet die Sentenzen und Lehren den verschiedenen Zeitumständen angepaßt hat: so ist es doch zu klar, als daß man es läugnen könnte, daß die Muselmänner ihre Religion nicht mit dem Schwerte in der Hand ausgebreitet und Proselytenmacherei getrieben hätten.

Bonaventura.

Die Proselytenmacherei der Christen gründet sich in ganz deutlichen und vielen Sprüchen der Schrift. Noch als Jesus vom Tode auferstanden war und im Begriff stand gen Himmel zu fahren und sich zur Rechten Gottes zu setzen, befahl er seinen Jüngern oder Aposteln, daß sie in alle Welt gehen und alle Heiden lehren und taufen sollten, im Namen Gottes des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes.

Mahomet.

Was kann man gegen einen dergleichen Befehl mit Bestande Rechtens einwenden? Die Apostel gehen mit dem Katechismus in der Hand voraus und die Soldaten folgen mit dem Bayonette nach.

Bonaventura.

Ich will nur noch hinzusetzen, daß meinem Gehülfen und mir von der Propaganda, das ist, von dem zur Ausbreitung des Christenthums in der ganzen Welt in Rom befindlichen Collegium, aufgetragen ist, Achmeds Spiegelzerbrecher zu widerlegen, und daß die christiichen Missionarien den Indostanern eine Religion verkündigen, ohne welche sie ohnfehlbar ewig zur Höllenpein verdammt werden müssen; daß es die Natur dieser Religion nach den eigenen Worten ihres Stifters verlange, daß ihre Anhänger viel Kreuz und Trübsal erleiden müssen, und daß die ewigen Freuden um so größer seyn werden, je mehr Jammer und Elend sie in diesem Leben ausgestanden haben. Was sind doch die kurzen Leiden dieser Welt gegen die ewigen himmlischen Freuden, die an uns offenbart werden sollen!!

Achmed.

Unsere Religion verheißt den Gläubigen ebenfalls himmlische Freuden. Gott wird sie in Gärten versetzen, durch welche Ströme fließen. Hier sollen sie mit Armbändern prangen, die mit Gold und Perlen besetzt sind, und Kleider von Seide tragen; und von den Ungläubigen steht geschrieben *): für

---

*) Koran übersetzt von Boysen. S. 329. 420.

diese sind Kleider bereitet worden, die aus Feuer bestehen; siedendes Wasser soll ihre Köpfe benetzen. Ihr Eingeweide und ihre ganze Haut wird dadurch aufgerissen werden, und Schläge mit eisernen Stäben ausgetheilt, werden auf sie fallen. Umsonst wird die Angst Versuche machen, einen Weg durch das Feuer zu finden; die Henker werden sie immer in das Feuer mit den Worten zurückstoßen: Empfindet die Qual der Flammen! Empfindet nun die Strafe des Feuers, von welchem ihr glaubtet, daß es Wahn und Erdichtung wäre.“ Unsere Schriftausleger haben der himmlischen Freuden noch viel mehrere ausgekundschaftet als deren der Koran erwähnt, ob sie gleich in Vermehrung und Vergrößerung der höllischen Qualen noch glücklicher gewesen sind. Der Glaube an unsern Propheten giebt uns schon einen gewissen Vorschmack von den ewigen Freuden, dahingegen der christliche Glaube es bei einer Freude bewenden läßt, von welcher man, weil sie unbegreiflich seyn soll, gar keine, auch keine analogische Vorstellung haben kann. Theologen und Philosophen mögen sich vielleicht vorstellen, daß ihre Wissenschaften excolirt werden und daß darin die ewige Seligkeit bestehen müsse, daß sie in ihrer Erkenntniß immer zunehmen, und vielleicht gar disputiren werden; — aber ohne fürchten zu wollen, daß sie des Disputirens satt werden können, — würde doch den allermeisten Menschen mit dieser Seligkeit, die ihnen höchst langweilig vorkommen möchte, wenig oder gar nicht gedient seyn. Es kommt mir vor,

als wenn man die geistigen Freuden den fleischlichen gar zu scharf entgegensetzte, da man sie doch nur aus einem verschiedenen Gesichtspunkte betrachten sollte. — Ich weiß nicht, ob die Menschen durch unbestimmte Hoffnungen zu Handlungen und Unterlassungen bewegt werden können; wenigstens kann der Antrieb dazu nur schwach seyn. Sehr wenige Christen bezeigen auch Lust, die Annehmlichkeiten und Ergötzungen dieser Welt, so schlecht und gering sie auch seyn mögen, mit den unaussprechlichen Freuden vertauschen zu wollen, vielmehr suchen sie diese so weit als möglich zu entfernen; und bei der geringsten Gefahr, das Leben verlieren zu können, sind sie bereit, mit der größesten Aengstlichkeit alle mögliche Mittel solches zu erhalten zu gebrauchen. — Der Muselmann hingegen sieht den Tod, wenn nicht mit Vergnügen, doch mit aller Ruhe sich nähern, und will die Welt ohne Betrübniß verlassen, da ihn größere und dauerndere Freuden, die er zum Theil kennt oder wenigstens ahnet, erwarten. Diese Erfahrung kann man besonders zur Zeit ansteckender Krankheiten, oder wenn die Pest wüthet, machen. In welcher Angst und Furcht befinden sich alsdann nicht die Christen? Sie gehen nicht allein in kein Haus, in welchem ein Kranker liegt, — sondern sie meiden sogar die Straßen und die Stadtquartiere, in welchen die Seuche grassirt. Der Mahometaner hingegen läßt sich durch die Pest nicht im geringsten von seinen sonstigen Gängen und Besuchen ab-

schrecken; ja, er legt sich wohl gar in das nämliche Bett, in welchem ein Pestkranker verstorben ist.

Guadagnolo.

Diese Gleichgültigkeit rührt nicht von der bestimmteren Vorstellung, die der Islamite von den himmlischen Freuden haben soll, sondern von seinem widersinnigen, die ganze Moral untergrabenden Fatalismus her, nach welchem er glaubt, daß alles, was geschieht, nothwendig geschehen muß.

Achmed.

Der Muselmann ist freilich ein Fatalist; seine Lehrmeister lehren ihn die Nothwendigkeit aller Ereignisse in der Welt; — aber diese Lehrmeister lehren ihn auch, daß, wenn er mit seinen Mitmenschen in Frieden leben, sich ihrer Liebe und Zuneigung werth machen will, er ihnen das thun müsse, was er will, daß sie ihm thun sollen; — sie lehren ihn, daß wenn er in den Himmel kommen wolle, er an Gott und seinen Propheten glauben, daß er so und so viele Gebete verrichten, daß er sich beschneiden lassen, in die Moschee gehen, daß er gewisse Tage fasten, daß er Almosen geben, daß er die Thiere gut halten, sie nicht zum Vergnügen quälen, daß er sich nicht vollsaufen, Niemand betrügen, noch belügen, Keinem schaden muß, — kurz alles was ihr Christen lehrt und noch mehr, als ihr zu lehren für gut findet. An Aerzten hat es uns nie-

mals gefehlt und es fehlt uns auch jetzt nicht daran, und die Türken bedienen sich ihrer wie die Christen. — Hiemit kann die Fatalität aller Dinge, wenigstens nach den Begriffen der allermeisten Menschen, nicht bestehen. Der Mahometaner geht eben sowohl einer den Einsturz drohenden Mauer, oder einem wüthenden Thiere aus dem Wege, wie der Christ. — Es ist eine bekannte Wahrheit, daß Theorieen für sich einen sehr geringen oder gar keinen Einfluß auf das Thun und Lassen haben, und daß wir ihre vermeintliche Wirkungen nur erfahren, wenn der Mensch schon durch andere Gründe, besonders durch sein Temperament und durch die Verhältnisse etwas zu thun oder zu lassen, bestimmt ist. Der Theorie berühmt er sich nur, um andern Menschen ein Blendwerk, und sich selbst, als einem tugendhaften Menschen, eine Schmeichelei zu machen. So betrügen die Menschen sich selbst und unter einander nach einer stillschweigenden allgemeinen Uebereinkunft. — Die Menschen sind in der Theorie und in der Praxis überall Schriftgelehrte und Pharisäer, von welchen Christus sagte: „Was sie euch sagen, das ihr thun sollt, das thut, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun."

Bonaventura.

Achmed ist auf einen sehr langen und weiten Nebenweg gerathen, auf welchem ich ihm nicht Gesellschaft leisten kann. Ich halte noch bei seinen paradiesischen Freuden, und frage: was sind solche?

Wollüstiger Umgang mit schönen Mädchen, den Houris; — Lustwandeln in bezauberten Gärten mit herrlich duftenden Blumen, — kurz, Feenmährchen. Die Freude der Christen wird aber in dem Anschauen Gottes und in den Freuden des Geistes bestehen.

Achmed.

Ueber die geistigen Freuden der Christen, von welchen sie keinen Begriff haben, habe ich mich schon erklärt; die Freuden der Mahometaner sind jedoch so sinnlich nicht, wie die Christen sie darzustellen pflegen. Unserer Theologie entspricht ihre Darstellung keinesweges. Weil aber die Menschen von keinen andern als sinnlichen oder solchen Freuden, die sie zwar geistig nennen, die aber am Ende, wie der bei den Christen so beliebte Mysticismus am deutlichsten beweiset, sich sammt und sonders, das Anschauen Gottes nicht ausgenommen, auf sinnliche Freuden reduciren lassen, — etwas wissen oder wissen können, so hat man, um nicht so schwankend und unverständlich zu reden, sich nach der natürlichen Beschaffenheit der Menschen bequemen müssen, wie der heilige Geist in der Bibel und Gott oder Gabriel im Koran auch gethan haben. Unsere Gläubigen wissen jedoch sehr wohl, daß es mit den Houris im Himmel eine ganz andere und nur ähnliche Beschaffenheit habe, als mit denen hier auf Erden. Euer christlicher Himmel ist ja auch nicht so ganz geistig, so ganz abstract, und Eure Theologen geben

von ihrem Paradiese eine mit unserm angeblichen Himmel übereinstimmende, ja noch sinnlichere Beschreibung. Sie berichten: „daß die seligen Leiber im Himmel das vollkommenste Vergnügen mit Küssen und Umarmen der Leiber der Auserwählten genießen werden; daß sie sich mit einander baden, daß sie im Bade wie die Fische schwimmen, daß sie so lieblich wie die Lerchen und Nachtigallen singen; daß sich die Engel als Frauenzimmer kleiden und den Seligen mit frisirten Haaren und weiten Unterröcken von dem allerkostbarsten Leinen, erscheinen werden; daß sich Männer und Frauen mit Mummereien, Gastgeboten und Tanzen ergötzen werden; daß die Frauenspersonen viel angenehmer als die Mannspersonen singen werden, damit das Vergnügen desto größer sey; daß sie mit viel längeren Haaren auferstehen, und daß sie sich mit Bändern und Kopfputzen, wie in diesem Leben, nebst ihren kleinen artigen Kindern schmücken werden, welches dann ein großes Vergnügen seyn wird.

Melchisedeck

Von unserm Paradiese kann ich noch genauere Nachricht geben.

Mahomet.

Wir wollen Dir die Nachricht schenken.

Bonaventura.

Der Himmel, den Achmed als den christlichen

beschrieben hat, — ist der Himmel der Jesuiten. Henao und Henriquez, beide von diesem Orden, verrathen durch ihre Gemälde des Himmels, weß Geistes Kinder sie sind, und daß sie sich einbilden, daß sie ihr Reich im Himmel so wiederum anfangen werden, wie sie es auf Erden gelassen haben. Die Jesuiten, die sich Glieder der Gesellschaft Jesu zu seyn, nennen, sind so weit von Jesu entfernt, als der Himmel von der Erde. Sie sitzen aber dem Papste im Schooße, weil er glaubt, daß ihr Orden die festeste Stütze der Kirche sey, und er nur durch sie die Christenheit regieren könne.

Melchisedeck.

Welches sich auch in der That wohl so verhalten möchte; denn da die Jesuiten an allen Höfen Zutritt haben, bei allen Vornehmen den leichtesten Eingang finden, Beichtväter aller einflußreichen Weiber sind: so können sie auch die geheimsten Staatsverhandlungen und die geheimen Berathschlagungen der Kabinette und deren Gesinnungen gegen einander am sichersten und eher erfahren als fremde Höfe, und mithin den Papst immer schon im voraus in den Stand setzen, seine Maßregeln für oder wider gewisse Projecte zu nehmen, ehe sie bekannt werden. Daher kommt es, daß die Kenntnisse, die man aus der feinsten Staatskunst geschöpft zu seyn erachtet, und für Producte eines großen Genies, eines prophetischen Geistes hält, oft weiter nichts sind, als was ein Jesuit einem unvorsichtigen Minister

abgehorcht, oder einer schwatzhaften oder galanten Frau abzulocken verstanden hat.

Bonaventura.

Der Jesuiten Ingreß nnd ihre Beichtvaterschaft gründen sich auf ihre laxe Moral, auf die Leichtigkeit ihrer aufzulegenden Büßungen und auf ihre Schmeicheleien nnd Verstellungskünste. Durch ihre Lehre, daß der Zweck die Mittel heilige, — daß es erlaubt sey, sich bei allen Handlungen für sein Gewissen eine Hinterthür offen zu halten, daß man bei allen Reden und Betheuerungen sich vorbehält, solche vorkommenden Umständen nach, anders auszulegen, als sie verstanden seyn sollen, verführen sie die Leichtsinnigen, so wie sie das Gewissen der lasterhaften Menschen beruhigen und die Bösewichter immermehr verstocken.

Achmed.

Außerdem sind sie Lügner. Wie viele Wunder haben sie nicht der Jungfrau Maria und ihren Heiligen nachgelogen, deren offenbare Ungereimtheit jedem Menschen einleuchten muß und wodurch sie die Religion nur lächerlich machen. Wie unverschämt lügt nicht Xavieri in seiner Historia Jesu Christi (Geschichte Jesu Christi)? und was lügt er nicht vom Mahomet? Welche Ungereimtheiten dichtet er nicht ganz frech im Koran gefunden zu haben?

Mahomet.

Die Jesuiten wissen, daß die Wunder ihre Zeit haben müssen und daß die ungereimtesten Fabeln, wenn sie nur immerfort wiederholt werden, sich mit ihrem Alter in Begebenheiten verwandeln, an deren Wahrheit zu zweifeln, Gotteslästerung genannt und schwer bestraft wird. In der Religion wollen die Menschen nun einmal schlechterdings belogen werden; und wer hierin ihren Willen thut, der ist ihnen angenehm, wenn sie auch die Lüge mit Händen greifen können.

Wenn Bonaventura es tadelt, daß die Jesuiten das ewige Leben so sinnlich darstellen, wie die beiden von ihm genannten Jesuiten thun: so dünkt mich dagegen, daß ihr andern Geistlichen wohl thun würdet, wenn ihr ihnen nachahmtet. Unter den Heiden lehrten zwar die weisesten Männer, z. B. Cicero *), daß man das Gute aus Liebe zum Guten thun müsse und die Tugend ihr eigener Lohn sey. Ein Gesandter des Königs Ludwigs des Heiligen von Frankreich, der an den Sultan nach Damascus abgeschickt war, traf einmal auf der Gasse ein Weib, welches in der einen Hand eine brennende Fackel und in der andern einen Eimer mit Wasser trug, und als der Gesandte sie fragte, was sie damit machen wollte,

---

*) Cicero de offic. Lib. III. Cap. 19. Horat. Lib. 1. Ep. 7.

so antwortete sie: mit dem Feuer wolle sie das Paradies in Brand stecken und mit dem Wasser die Hölle auslöschen, damit die Menschen einmal aufhörten, der Gottheit aus eigennützigen Absichten zu dienen und zu verehren. — Aber dergleichen uneigennützige Menschen sind für die Religion nicht gemacht. Die religiösen tugendhaften Menschen wollen wissen, was sie für ihre Tugenden zu erwarten haben, und da versprechen ihnen also die Religionen ewige Freuden; sollen nun diese Versprechungen recht wirksam seyn und auf das Begehrungsvermögen Einfluß haber: so müssen die Menschen eine Vorstellung von den versprochenen Freuden haben. Eine, im allgemeinen hingeworfene Belohnung, von der man keinen Begriff und kein Bild geben will, läßt die Menschen kalt. Je bestimmter aber die Belohnung ist, destomehr bemüht man sich auch selbige zu erhalten. Ignoti nulla cupido. Die Christen würden gewiß sich lieber und mehr mit dem künftigen Leben unterhalten als jetzt geschieht, wenn man es ihnen als eine Fortsetzung des hiesigen Lebens darstellte, das nur mit wenigen, oder wenn man will, mit gar keinen Unbequemlichkeiten und noch viel weniger mit irgend einigen Schmerzen verbunden wäre. Ich halte also einen fleischlichen Himmel Eurer Religionen für weit nützlicher, als einen geistigen, der so lange er bloß geistig bleibt, wenig oder gar nichts bewirkt, und wenn er etwas bewirkt, gewiß fleischlich geworden ist, wenn es auch seine Gläubigen nicht Wort haben wollen.

Guadagnolo.

Die christliche Religion lehrt im Grunde auch, daß der Mensch die Tugend ihrer selbst wegen ausüben müsse und daß die Belohnungen nur Accidenzien sind, daß, ob sie gleich gewiß erfolgen, doch nicht als Bewegungsgründe betrachtet werden müssen. Christus sagt: werdet vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist, nämlich so fern es die menschliche Natur zuläßt. Wenn es wahr ist, wie Du Mahomet sagst, daß der Himmel der Christen ein schwaches Motiv oder gar keinen Antrieb die Tugend zu üben, enthalte: so kommt unser Glaube mit der Vernunft und Wahrheit überein, die Du den Weisen nachrühmst, oder kommt ihnen doch wenigstens viel näher als der Glaube der Muselmänner, der so sinnliche Belohnungen verheißt, um seine Gläubigen zur Ausübung der Tugend zu vermögen.

Achmed.

Mahomet behauptet, daß die Christen ihren den Worten nach geistigen Himmel, in einen fleischlichen dem Sinne nach, und daß ihre Theologen auch ihren Himmel, sogar wörtlich in einen dergleichen verwandeln, habe ich durch das Beispiel zweier Theologen des Henao und Henriquez bewiesen. *) Ich könnte Euch auch Doktor Luthern

*) Empyreologia seu Philosophia christiana de Empyreo coelo. Occupation des Saints dans le ciel par Louis Henriquez.

anführen, wenn ihr ihn nicht für einen Ketzer hieltet. Dieser behauptet in seinen Tischreden S. 529, daß der neue Himmel mit schönen Kreaturen angefüllt seyn werde; daß man unter andern darin Hündlein finden werde, die einen gülden Halsband haben von Edelgesteinen, und an jedem Härlein ein Perlein. Auf des gegenwärtigen Mahomets Behauptungen kommt es überdem nicht an. Er ist ein Gotteslängner, und als solcher kann er weder den Himmel, noch die Hölle als Motiven zur Tugend gebrauchen. Seine Sittenlehre kann nicht die Moral eines religiösen Menschen seyn, und die wahre Sittenlehre kann nur in einer wahren Religion seyn, daher Dogmatik und Moral unzertrennlich sind.

Bonaventura.

Allerdings sind die Glaubens- und Sittenlehren unzertrennlich, und das zeigt sehr deutlich, daß diejenigen Theologen an der Religion straucheln, welche nicht die Dogmatik als das Fundament der Sittenlehre betrachten und behandeln wollen.

Mahomet.

Ich will Euch nicht unterrichten, vielmehr will ich Euer aufmerksamer Schüler seyn; nur möchte ich wissen, daß, weil die wahre Sittenlehre nur mit der wahren Glaubenslehre verbunden seyn kann, und diese jener zum Fundament dient, — welche von den vielen Dogmatiken die wahre sey: denn ihre Moralsysteme kommen, so verschieden auch ihre

Glaubenslehren seyn mögen, fast immer mit einander überein, so daß es scheint, daß jene ihr eigenes Fundament haben und eines fremden Grundes nicht bedürfen. Giebt es eine wahre Religion unter den so vielen, von welchen sich jede die wahre zu seyn rühmt, und alle andre für Lug und Trug ausgiebt: so muß Gott diese wahre Religion mit solchen Beweisen und Charakteren versehen haben, durch welche sie sich von allen andern unterscheidet. Sollte keine mit dergleichen Merkmalen und Beweisen ausgerüstet seyn: so würde man daraus folgern müssen, daß sich die Gottheit gar nicht für die Religionen interessire, sondern daß sie in ihren Augen sämmtlich gleich gut seyen, — eine Folge die ich vorhin aus andern Prämissen, aus der Bibel und dem Koran, hergeleitet habe.

Bonaventura.

Die sich widersprechenden Religionen können unmöglich der Gottheit in gleichem Grade angenehm oder vielmehr den Menschen nützlich seyn, und sie hat daher auch der wahren Religion alle Beweise und Auszeichnungen verliehen, durch welche sie sich klar und deutlich von allen übrigen Religionen unterscheidet. Die christliche Religion hat für ihre Wahrheit so starke Beweise, daß alle übrigen als menschliche Erfindungen oder Aberglauben erscheinen müssen.

Mahomet.

Und diese Beweise sind?

Wunder, Weissagungen und das] Zeugniß des heiligen Geistes. Wir haben noch mehrere Beweise, z. B. die große Ausbreitung des Christenthums, die durch das Christenthum bewirkte Erleuchtung des Verstandes, die große Verbesserung der Sitten, den Tod der Märtyrer, die aber nur zu den Collatoral-beweisen gerechnet werden.

Mahomet.

Die Wunder, die z. B. Moses gethan haben soll, sind von den Schreibern entstellte Naturbegebenheiten. Moses Beweisführung begann in der Jahreszeit, da der Nil eine rothe Farbe annimmt, am Ende des Junius und Julius; sie erreichte ihren Zweck, den Befehl Pharao's zum Aufbruch der Israeliten aus Aegypten, in dem Monat der contagiösen pestartigen Kinderblattern, das ist im April. Die Unterhandlungen mit Pharao dauerten also fast ein ganzes Jahr, oder während aller eigenthümlichen lästigen Naturveränderungen, die jährlich, nach der Verschiedenheit der Witterung stärker oder schwächer, in Aegypten eintreten. Jede derselben kam in ihrem Monat. Wie jetzt noch rother Nil, und während des steigenden Nils, von der Mitte des Junius bis in die Mitte des Septembers, das Auskriechen der Frösche, der Beißfliegen, der Bremsen in ihren bestimmten Monaten auf einander folgen; so auch bei den sogenannten Pharaonischen

Plagen; hinter solchen Insectenschwärmen folgt häufig eine Viehpest aus ganz natürlichen Ursachen; im October bis December sind in Aegypten Pestbeulen an Schenkeln und Knieen epidemisch und oft in wenigen Tagen tödtend. Donnerwetter mit Hagel sind nur im Januar, Februar und März in Aegypten gewöhnlich; in diesen Monaten allein ist das Vieh, das vom May bis in dem December im Stall gefuttert werden muß, auf der Weide, und konnte daher in derselben vom Hagel getroffen werden; im März sind Gerste und Flachs im Reifen, daß sie bei Gewittern niedergehagelt werden können. Gegen Ende des Märzes langen die Heuschrecken-Schwärme aus Nubien über Aethiopien in Aegypten an; gleich darauf fängt der heiße Wind der Wüste (der Chamsin) zu wehen an, der in seiner ganzen Heftigkeit (wie in Mose) drei Tage den Himmel verfinstert; zur Zeit des Chamsins wüthet die Rinderpest mit ihren bösartigen contagiösen Pocken, so weit der Calidsch (der Canal Josephs oder Graben Tanis) reicht, das ist fast durch ganz Aegypten. *)

Guadagnolo.

Zugegeben, daß alle diese Landplagen natürliche Ereignisse bis auf die Beißfliegen oder Läuse gewe-

*) Morgan moral Philosopher Vol. III. p. 39. seq. Eichhorn de Aegypti anno mirabili. Progr. 1817. Vergl. Götting. gelehrte Anzeigen St. 196. Toland Tetradymus. p. 3. seq.

sen, welche die ägyptischen Zauberer nicht haben hervorbringen können: so haben Moses und Aaron andere Dinge hervorgebracht, die, wenn sie auch gleich von den ägyptischen Zauberern nachgemacht wurden, doch keine natürliche Ursachen gehabt haben können; hierher gehört, daß Aaron seinen Stab vor Pharao und seinen Knechten warf, und daß der Stab zur Schlange ward, 2. Mos. Cap. 7. V. 10; daß die Zauberer das Nämliche mit ihren Stäben thaten, die auch zu Schlangen wurden, daß aber Aarons Stab die Stäbe der Zauberer verschlungen hat.

Mahomet.

Ihr Juden, Christen und Muselmänner könnt doch unmöglich glauben, daß die ägyptischen Zauberer ihre Stäbe wirklich in Schlangen verwandelt haben, und ihr müßt also einräumen, daß hier von beiden Seiten ein Betrug gespielt, oder welches noch glaublicher ist, daß dieses Wunder von dem Schreiber ganz rein erdichtet worden.

Guadagnolo.

Es kommt nur darauf an, ob Moses die natürlichen Ereignisse, denn von diesen hast Du Mahomet nur geredet, als Wunder dem Pharao habe vorhalten können. Moses führt den Beweis seiner göttlichen Sendung daraus, daß die eigenthümlichen Erscheinungen des Landes, des höchsten Gottes, seines Jehovahs, Einrichtungen wären;

— er zeigt dieses aber, wie sich von selbst versteht, nach den Vorstellungen und Begriffen seiner Zeit. Beweise, wie sie in unserm Zeitalter überzeugend wären, von dem damaligen verlangen, hieße ja die Zeiten verrücken, oder behaupten, daß für Mann und Kind nur einerlei Beweisart passend sey. Von diesen, Aegypten eigenthümlichen Naturereignissen behauptet Moses, sey der Gott, welchen seine Nation verehre, Urheber: denn er habe ihn von einigen die Art des Ursprungs gelehrt; was er, nach Jehovahs Unterricht im Kleinen thun könne, das führe Jehovah im Großen aus. Dem zufolge färbt Moses Nilwasser roth; er weiß das Auskriechen der Frösche und der Mosquitos zu beschleunigen. Das Rothfärben des Nils und das Hervorlocken der Frösche verstehen auch die ägyptischen Naturweisen, die Hierogramaten; (nach alter Sprache und Vorstellungsweise, die Vertrauten der ägyptischen Götter): daher auch Pharao leugnet, daß aus Moses Färben des Nilwassers und Aufregen der Frösche folge, er sey Vertrauter eines von den ägyptischen Göttern verschiedenen Gottes, den man für den eigentlichen Oberherrscher von Aegypten anzusehen habe: „die Landesgötter hätten dasselbe auch die ägyptischen Priester, ihre Vertraute, gelehrt.“ Aber zu dem Auftreiben der Beißfliegen, kannten diese die nöthigen Mittel nicht. Sie erklärten es daher für die Folge des Unterrichts eines höhern Wesens, als die wären, mit denen sie vertraut seyen, und erkannten dadurch, daß ein noch

andern haben sie ihn nicht bilden können, weil er das vollkommenste Wesen seyn soll und der Mensch sich selbst, das vollkommenste Ding auf Erden zu seyn einbildet. Duldsamkeit, Verträglichkeit mit fremden Religionsbekennern, oder gar Liebe und Zuneigung zu selbigen, ist ein gewisser Beweis, daß es entweder den Religionsduldern an Gewalt und Stärke fehle, die vermeintlichen Feinde ihres Gottes als eigne Feinde zu behandeln, und sich dadurch das Wohlgefallen desselben zu verdienen, — oder daß die Religion keine Eiferer für die Sache Gottes habe und mit keiner Inbrunst geübt werde.

Bonaventura.

Die christliche Religion, welche alle Menschen mit ihrer Liebe umfaßt und sie sämmtlich als ihre Kinder betrachtet, ist eben in dieser Qualität nicht allein berechtigt, sondern sogar verpflichtet, die, welche draussen sind und in der Irre gehen, in die Kirche hineinzunöthigen. Bedient sie sich dazu bisweilen einer gewissen heilsamen Schärfe: so thut sie nichts, als was eine ihre Kinder liebende Mutter thut, welche ungehorsame Kinder ermahnt, dann bedroht, und wenn bloße Worte und Drohungen unwirksam sind, zur Ruthe und solchen Mitteln greift, die sie vorkommenden Umständen nach, für die dienlichsten und zweckmäßigsten hält. Christus war die Sanftmuth selbst, und so sollen auch die Christen sanftmüthig seyn, wie er so eindringlich lehrt; — aber er befahl auch die, welche sich nicht freiwillig

einfinden wollten, mit Gewalt in den Schooß der Kirche zu bringen und sich dazu auch solcher Mittel zu bedienen, die nur bei den Torturen gebraucht wurden, wie das Wort nöthige sie herein zu kommen, in der Grundsprache besagt. Die Käufer und Verkäufer peischte er selbst in eigener Person zum Tempel hinaus.

Achmed.

Unser Prophet verbietet allen Zwang. Am Ende der 50sten Sura heißt es: „die Einwürfe der ungläubigen Meccaner sind uns hinlänglich bekannt: Du aber hast keinen Beruf sie zur Annehmung der wahren Religion zu zwingen. Am Ende der 81sten Sura steht: „der Koran ist ein Unterricht für alle vernünftige Geschöpfe, also auch für einen Jeden unter Euch bestimmt, der ernstlich entschlossen ist, auf dem richtigen Wege zu wandeln. Aber das werdet Ihr nicht einmal wollen können, wenn Gott, der Herr der Geschöpfe, nicht will, daß Ihr es wollen sollt." *).

Mahomet.

Die letzten Worte „daß Ihr nicht wollen könnt, wenn Euer Gott, der Herr der Geschöpfe, nicht will, daß Ihr es wollen sollt —" lehren ganz deut-

*) S. Koran nach Boysens Uebersetzung. S. 538 und 625.

lich, daß wenn Gott wollte, daß diese oder jene Religion außer den Grenzen, in welchen sie sich befindet, angenommen werden sollte, — er schon selbst die Veranstaltung dazu getroffen haben würde, — daß er also nicht wollte, daß die, welche draussen sind, sich zu ihr bekennen sollen, und daß mithin die Proselytenmacher dem Willen Eures Gottes ganz zuwider handeln. Nach den angeführten Schriftstellen will dieser Gott die bestehende Verschiedenheit der Religionen, und daß jeder Distrikt seine eigene habe. Die Bibel stimmt mit dem Koran überein, wenn Paulus sagt: „die Heiden thun von Natur des Gesetzes Werke.“ Dieser Wille Eures Gottes, nämlich, daß viele Religionen in der Welt seyn sollen, zeigt sich auch ganz klar durch die auffallendsten Thatsachen, indem die Ausbreitung fremder oder neuer Religionen mit Friedensstörungen und sogar mit den größesten Grausamkeiten, mit Verheerung der Länder und dem Untergange ganzer Nationen verbunden gewesen sind, welche Gräuelthaten mit der Weisheit, Güte und Allmacht Eures Gottes in dem auffallendsten Widerspruche stehen. Der Koran und die Bibel lehren Toleranz; und Proselytenmacherei ist beiden zuwider, wie man in Rücksicht der Bibel aus dem Urtheile abnehmen kann, was Jesus über die Pharisäer fällt, die Land und Meer umherziehen um einen Judengenossen zu machen; — die Ottomanen aber und die Christen haben ihre Religion mit Feuer und Schwert ausge-

breitet, und noch jetzt befahren Missionarien Länder und Seen, um Proselyten zu machen.

Achmed.

Das muß ich einräumen, denn wenn es auch im Koran nicht Sprüche gäbe, die das Gegentheil von dem lehrten, was ich vorhin aus ihm angeführt habe, indem Mahomet die Sentenzen und Lehren den verschiedenen Zeitumständen angepaßt hat: so ist es doch zu klar, als daß man es läugnen könnte, daß die Muselmänner ihre Religion nicht mit dem Schwerte in der Hand ausgebreitet und Proselytenmacherei getrieben hätten.

Bonaventura.

Die Proselytenmacherei der Christen gründet sich in ganz deutlichen und vielen Sprüchen der Schrift. Noch als Jesus vom Tode auferstanden war und im Begriff stand gen Himmel zu fahren und sich zur Rechten Gottes zu setzen, befahl er seinen Jüngern oder Aposteln, daß sie in alle Welt gehen und alle Heiden lehren und taufen sollten, im Namen Gottes des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes.

Mahomet.

Was kann man gegen einen dergleichen Befehl mit Bestande Rechtens einwenden? Die Apostel gehen mit dem Katechismus in der Hand voraus und die Soldaten folgen mit dem Bayonette nach.

Bonaventura.

Ich will nur noch hinzusetzen, daß meinem Gehülfen und mir von der Propaganda, das ist, von dem zur Ausbreitung des Christenthums in der ganzen Welt in Rom befindlichen Collegium, aufgetragen ist, Achmeds Spiegelzerbrecher zu widerlegen, und daß die christlichen Missionarien den Indostanern eine Religion verkündigen, ohne welche sie ohnfehlbar ewig zur Höllenpein verdammt werden müssen; daß es die Natur dieser Religion nach den eigenen Worten ihres Stifters verlange, daß ihre Anhänger viel Kreuz und Trübsal erleiden müssen, und daß die ewigen Freuden um so größer seyn werden, je mehr Jammer und Elend sie in diesem Leben ausgestanden haben. Was sind doch die kurzen Leiden dieser Welt gegen die ewigen himmlischen Freuden, die an uns offenbart werden sollen!!

Achmed.

Unsere Religion verheißt den Gläubigen ebenfalls himmlische Freuden. Gott wird sie in Gärten versetzen, durch welche Ströme fließen. Hier sollen sie mit Armbändern prangen, die mit Gold und Perlen besetzt sind, und Kleider von Seide tragen; und von den Ungläubigen steht geschrieben *): für

*) Koran übersetzt von Boysen. S. 329. 420.

diese sind Kleider bereitet worden, die aus Feuer bestehen; siedendes Wasser soll ihre Köpfe benetzen. Ihr Eingeweide und ihre ganze Haut wird dadurch aufgerissen werden, und Schläge mit eisernen Stäben ausgetheilt, werden auf sie fallen. Umsonst wird die Angst Versuche machen, einen Weg durch das Feuer zu finden; die Henker werden sie immer in das Feuer mit den Worten zurückstoßen: Empfindet die Qual der Flammen! Empfindet nun die Strafe des Feuers, von welchem ihr glaubtet, daß es Wahn und Erdichtung wäre." Unsere Schriftausleger haben der himmlischen Freuden noch viel mehrere ausgekundschaftet als deren der Koran erwähnt, ob sie gleich in Vermehrung und Vergrößerung der höllischen Qualen noch glücklicher gewesen sind. Der Glaube an unsern Propheten giebt uns schon einen gewissen Vorschmack von den ewigen Freuden, dahingegen der christliche Glaube es bei einer Freude bewenden läßt, von welcher man, weil sie unbegreiflich seyn soll, gar keine, auch keine analogische Vorstellung haben kann. Theologen und Philosophen mögen sich vielleicht vorstellen, daß ihre Wissenschaften excolirt werden und daß darin die ewige Seligkeit bestehen müsse, daß sie in ihrer Erkenntniß immer zunehmen, und vielleicht gar disputiren werden; — aber ohne fürchten zu wollen, daß sie des Disputirens satt werden können, — würde doch den allermeisten Menschen mit dieser Seligkeit, die ihnen höchst langweilig vorkommen möchte, wenig oder gar nicht gedient seyn. Es kommt mir vor,

als wenn man die geistigen Freuden den fleischlichen gar zu scharf entgegensetzte, da man sie doch nur aus einem verschiedenen Gesichtspunkte betrachten sollte. — Ich weiß nicht, ob die Menschen durch unbestimmte Hoffnungen zu Handlungen und Unterlassungen bewegt werden können; wenigstens kann der Antrieb dazu nur schwach seyn. Sehr wenige Christen bezeigen auch Lust, die Annehmlichkeiten und Ergötzungen dieser Welt, so schlecht und gering sie auch seyn mögen, mit den unaussprechlichen Freuden vertauschen zu wollen, vielmehr suchen sie diese so weit als möglich zu entfernen; und bei der geringsten Gefahr, das Leben verlieren zu können, sind sie bereit, mit der größesten Aengstlichkeit alle mögliche Mittel solches zu erhalten zu gebrauchen. — Der Muselmann hingegen sieht den Tod, wenn nicht mit Vergnügen, doch mit aller Ruhe sich nähern, und will die Welt ohne Betrübniß verlassen, da ihn größere und dauerndere Freuden, die er zum Theil kennt oder wenigstens ahnet, erwarten. Diese Erfahrung kann man besonders zur Zeit ansteckender Krankheiten, oder wenn die Pest wüthet, machen. In welcher Angst und Furcht befinden sich alsdann nicht die Christen? Sie gehen nicht allein in kein Haus, in welchem ein Kranker liegt, — sondern sie meiden sogar die Straßen und die Stadtquartiere, in welchen die Seuche grassirt. Der Mahometaner hingegen läßt sich durch die Pest nicht im geringsten von seinen sonstigen Gängen und Besuchen ab-

schrecken; ja, er legt sich wohl gar in das nämliche Bett, in welchem ein Pestkranker verstorben ist.

Guadagnolo.

Diese Gleichgültigkeit rührt nicht von der bestimmteren Vorstellung, die der Islamite von den himmlischen Freuden haben soll, sondern von seinem widersinnigen, die ganze Moral untergrabenden Fatalismus her, nach welchem er glaubt, daß alles, was geschieht, nothwendig geschehen muß.

Achmed.

Der Muselmann ist freilich ein Fatalist; seine Lehrmeister lehren ihn die Nothwendigkeit aller Ereignisse in der Welt; — aber diese Lehrmeister lehren ihn auch, daß, wenn er mit seinen Mitmenschen in Frieden leben, sich ihrer Liebe und Zuneigung werth machen will, er ihnen das thun müsse, was er will, daß sie ihm thun sollen; — sie lehren ihn, daß wenn er in den Himmel kommen wolle, er an Gott und seinen Propheten glauben, daß er so und so viele Gebete verrichten, daß er sich beschneiden lassen, in die Moschee gehen, daß er gewisse Tage fasten, daß er Almosen geben, daß er die Thiere gut halten, sie nicht zum Vergnügen quälen, daß er sich nicht vollsaufen, Niemand betrügen, noch belügen, Keinem schaden muß, — kurz alles was ihr Christen lehrt und noch mehr, als ihr zu lehren für gut findet. An Aerzten hat es uns nie-

mals gefehlt und es fehlt uns auch jetzt nicht daran, und die Türken bedienen sich ihrer wie die Christen. — Hiemit kann die Fatalität aller Dinge, wenigstens nach den Begriffen der allermeisten Menschen, nicht bestehen. Der Mahometaner geht eben sowohl einer den Einsturz drohenden Mauer, oder einem wüthenden Thiere aus dem Wege, wie der Christ. — Es ist eine bekannte Wahrheit, daß Theorieen für sich einen sehr geringen oder gar keinen Einfluß auf das Thun und Lassen haben, und daß wir ihre vermeintliche Wirkungen nur erfahren, wenn der Mensch schon durch andere Gründe, besonders durch sein Temperament und durch die Verhältnisse etwas zu thun oder zu lassen, bestimmt ist. Der Theorie berühmt er sich nur, um andern Menschen ein Blendwerk, und sich selbst, als einem tugendhaften Menschen, eine Schmeichelei zu machen. So betrügen die Menschen sich selbst und unter einander nach einer stillschweigenden allgemeinen Uebereinkunft. — Die Menschen sind in der Theorie und in der Praxis überall Schriftgelehrte und Pharisäer, von welchen Christus sagte: „Was sie euch sagen, das ihr thun sollt, das thut, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun.“

Bonaventura.

Achmed ist auf einen sehr langen und weiten Nebenweg gerathen, auf welchem ich ihm nicht Gesellschaft leisten kann. Ich halte noch bei seinen paradiesischen Freuden, und frage: was sind solche?

Wollüstiger Umgang mit schönen Mädchen, den Houris; — Lustwandeln in bezauberten Gärten mit herrlich duftenden Blumen, — kurz, Feenmährchen. Die Freude der Christen wird aber in dem Anschauen Gottes und in den Freuden des Geistes bestehen.

Achmed.

Ueber die geistigen Freuden der Christen, von welchen sie keinen Begriff haben, habe ich mich schon erklärt; die Freuden der Mahometaner sind jedoch so sinnlich nicht, wie die Christen sie darzustellen pflegen. Unserer Theologie entspricht ihre Darstellung keinesweges. Weil aber die Menschen von keinen andern als sinnlichen oder solchen Freuden, die sie zwar geistig nennen, die aber am Ende, wie der bei den Christen so beliebte Mysticismus am deutlichsten beweiset, sich sammt und sonders, das Anschauen Gottes nicht ausgenommen, auf sinnliche Freuden reduciren lassen, — etwas wissen oder wissen können, so hat man, um nicht so schwankend und unverständlich zu reden, sich nach der natürlichen Beschaffenheit der Menschen bequemen müssen, wie der heilige Geist in der Bibel und Gott oder Gabriel im Koran auch gethan haben. Unsere Gläubigen wissen jedoch sehr wohl, daß es mit den Houris im Himmel eine ganz andere und nur ähnliche Beschaffenheit habe, als mit denen hier auf Erden. Euer christlicher Himmel ist ja auch nicht so ganz geistig, so ganz abstract, und Eure Theologen geben

von ihrem Paradiese eine mit unserm angeblichen Himmel übereinstimmende, ja noch sinnlichere Beschreibung. Sie berichten: „daß die seligen Leiber im Himmel das vollkommenste Vergnügen mit Küssen und Umarmen der Leiber der Auserwählten genießen werden; daß sie sich mit einander baden, daß sie im Bade wie die Fische schwimmen, daß sie so lieblich wie die Lerchen und Nachtigallen singen; daß sich die Engel als Frauenzimmer kleiden und den Seligen mit frisirten Haaren und weiten Unterröcken von dem allerkostbarsten Leinen, erscheinen werden; daß sich Männer und Frauen mit Mummereien, Gastgeboten und Tanzen ergötzen werden; daß die Frauenspersonen viel angenehmer als die Mannspersonen singen werden, damit das Vergnügen desto grösser sey; daß sie mit viel längeren Haaren auferstehen, und daß sie sich mit Bändern und Kopfputzen, wie in diesem Leben, nebst ihren kleinen artigen Kindern schmücken werden, welches dann ein großes Vergnügen seyn wird.

Melchisedeck

Von unserm Paradiese kann ich noch genauere Nachricht geben.

Mahomet.

Wir wollen Dir die Nachricht schenken.

Bonaventura.

Der Himmel, den Achmed als den christlichen

beschrieben hat, — ist der Himmel der Jesuiten. Henao und Henriquez, beide von diesem Orden, verrathen durch ihre Gemälde des Himmels, weß Geistes Kinder sie sind, und daß sie sich einbilden, daß sie ihr Reich im Himmel so wiederum anfangen werden, wie sie es auf Erden gelassen haben. Die Jesuiten, die sich Glieder der Gesellschaft Jesu zu seyn, nennen, sind so weit von Jesu entfernt, als der Himmel von der Erde. Sie sitzen aber dem Papste im Schooße, weil er glaubt, daß ihr Orden die festeste Stütze der Kirche sey, und er nur durch sie die Christenheit regieren könne.

Melchisedeck.

Welches sich auch in der That wohl so verhalten möchte; denn da die Jesuiten an allen Höfen Zutritt haben, bei allen Vornehmen den leichtesten Eingang finden, Beichtväter aller einflußreichen Weiber sind: so können sie auch die geheimsten Staatsverhandlungen und die geheimen Berathschlagungen der Kabinette und deren Gesinnungen gegen einander am sichersten und eher erfahren als fremde Höfe, und mithin den Papst immer schon im voraus in den Stand setzen, seine Maßregeln für oder wider gewisse Projecte zu nehmen, ehe sie bekannt werden. Daher kommt es, daß die Kenntnisse, die man aus der feinsten Staatskunst geschöpft zu seyn erachtet, und für Producte eines großen Genies, eines prophetischen Geistes hält, oft weiter nichts sind, als was ein Jesuit einem unvorsichtigen Minister

abgehorcht, oder einer schwatzhaften oder galanten Frau abzulocken verstanden hat.

Bonaventura.

Der Jesuiten Ingreß nnd ihre Beichtvaterschaft gründen sich auf ihre laxe Moral, auf die Leichtigkeit ihrer aufzulegenden Büßungen und auf ihre Schmeicheleien nnd Verstellungskünste. Durch ihre Lehre, daß der Zweck die Mittel heilige, — daß es erlaubt sey, sich bei allen Handlungen für sein Gewissen eine Hinterthür offen zu halten, daß man bei allen Reden und Betheuerungen sich vorbehält, solche vorkommenden Umständen nach, anders auszulegen, als sie verstanden seyn sollen, verführen sie die Leichtsinnigen, so wie sie das Gewissen der lasterhaften Menschen beruhigen und die Böfewichter immermehr verstocken.

Achmed.

Außerdem sind sie Lügner. Wie viele Wunder haben sie nicht der Jungfrau Maria und ihren Heiligen nachgelogen, deren offenbare Ungereimtheit jedem Menschen einleuchten muß und wodurch sie die Religion nur lächerlich machen. Wie unverschämt lügt nicht Xavieri in seiner Historia Jesu Christi (Geschichte Jesu Christi)? und was lügt er nicht vom Mahomet? Welche Ungereimtheiten dichtet er nicht ganz frech im Koran gefunden zu haben?

Mahomet.

Die Jesuiten wissen, daß die Wunder ihre Zeit haben müssen und daß die ungereimtesten Fabeln, wenn sie nur immerfort wiederholt werden, sich mit ihrem Alter in Begebenheiten verwandeln, an deren Wahrheit zu zweifeln, Gotteslästerung genannt und schwer bestraft wird. In der Religion wollen die Menschen nun einmal schlechterdings belogen werden; und wer hierin ihren Willen thut, der ist ihnen angenehm, wenn sie auch die Lüge mit Händen greifen können.

Wenn Bonaventura es tadelt, daß die Jesuiten das ewige Leben so sinnlich darstellen, wie die beiden von ihm genannten Jesuiten thun: so dünkt mich dagegen, daß ihr andern Geistlichen wohl thun würdet, wenn ihr ihnen nachahmtet. Unter den Heiden lehrten zwar die weisesten Männer, z. B. Cicero *), daß man das Gute aus Liebe zum Guten thun müsse und die Tugend ihr eigener Lohn sey. Ein Gesandter des Königs Ludwigs des Heiligen von Frankreich, der an den Sultan nach Damascus abgeschickt war, traf einmal auf der Gasse ein Weib, welches in der einen Hand eine brennende Fackel und in der andern einen Eimer mit Wasser trug, und als der Gesandte sie fragte, was sie damit machen wollte,

*) Cicero de offic. Lib. III. Cap. 19. Horat. Lib. 1. Ep. 7.

so antwortete sie: mit dem Feuer wolle sie das Paradies in Brand stecken und mit dem Wasser die Hölle auslöschen, damit die Menschen einmal aufhörten, der Gottheit aus eigennützigen Absichten zu dienen und zu verehren. — Aber dergleichen uneigennützige Menschen sind für die Religion nicht gemacht. Die religiösen tugendhaften Menschen wollen wissen, was sie für ihre Tugenden zu erwarten haben, und da versprechen ihnen also die Religionen ewige Freuden; sollen nun diese Versprechungen recht wirksam seyn und auf das Begehrungsvermögen Einfluß haber: so müssen die Menschen eine Vorstellung von den versprochenen Freuden haben. Eine, im allgemeinen hingeworfene Belohnung, von der man keinen Begriff und kein Bild geben will, läßt die Menschen kalt. Je bestimmter aber die Belohnung ist, destomehr bemüht man sich auch selbige zu erhalten. Ignoti nulla cupido. Die Christen würden gewiß sich lieber und mehr mit dem künftigen Leben unterhalten als jetzt geschieht, wenn man es ihnen als eine Fortsetzung des hiesigen Lebens darstellte, das nur mit wenigen, oder wenn man will, mit gar keinen Unbequemlichkeiten und noch viel weniger mit irgend einigen Schmerzen verbunden wäre. Ich halte also einen fleischlichen Himmel Eurer Religionen für weit nützlicher, als einen geistigen, der so lange er bloß geistig bleibt, wenig oder gar nichts bewirkt, und wenn er etwas bewirkt, gewiß fleischlich geworden ist, wenn es auch seine Gläubigen nicht Wort haben wollen.

Guadagnolo.

Die christliche Religion lehrt im Grunde auch, daß der Mensch die Tugend ihrer selbst wegen ausüben müsse und daß die Belohnungen nur Accidenzien sind, daß, ob sie gleich gewiß erfolgen, doch nicht als Bewegungsgründe betrachtet werden müssen. Christus sagt: werdet vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist, nämlich so fern es die menschliche Natur zuläßt. Wenn es wahr ist, wie Du Mahomet sagst, daß der Himmel der Christen ein schwaches Motiv oder gar keinen Antrieb die Tugend zu üben, enthalte: so kommt unser Glaube mit der Vernunft und Wahrheit überein, die Du den Weisen nachrühmst, oder kommt ihnen doch wenigstens viel näher als der Glaube der Muselmänner, der so sinnliche Belohnungen verheißt, um seine Gläubigen zur Ausübung der Tugend zu vermögen.

Achmed.

Mahomet behauptet, daß die Christen ihren den Worten nach geistigen Himmel, in einen fleischlichen dem Sinne nach, und daß ihre Theologen auch ihren Himmel, sogar wörtlich in einen dergleichen verwandeln, habe ich durch das Beispiel zweier Theologen des Henao und Henriquez bewiesen. *) Ich könnte Euch auch Doktor Luthern

*) Empyreologia seu Philosophia christiana de Empyreo coelo. Occupation des Saints dans le ciel par Louis Henriquez.

anführen, wenn ihr ihn nicht für einen Ketzer hieltet. Dieser behauptet in seinen Tischreden S. 529, daß der neue Himmel mit schönen Kreaturen angefüllt seyn werde; daß man unter andern darin Hündlein finden werde, die einen gülden Halsband haben von Edelgesteinen, und an jedem Härlein ein Perlein. Auf des gegenwärtigen Mahomets Behauptungen kommt es überdem nicht an. Er ist ein Gotteslaugner, und als solcher kann er weder den Himmel, noch die Hölle als Motiven zur Tugend gebrauchen. Seine Sittenlehre kann nicht die Moral eines religiösen Menschen seyn, und die wahre Sittenlehre kann nur in einer wahren Religion seyn, daher Dogmatik und Moral unzertrennlich sind.

Bonaventura.

Allerdings sind die Glaubens- und Sittenlehren unzertrennlich, und das zeigt sehr deutlich, daß diejenigen Theologen an der Religion straucheln, welche nicht die Dogmatik als das Fundament der Sittenlehre betrachten und behandeln wollen.

Mahomet.

Ich will Euch nicht unterrichten, vielmehr will ich Euer aufmerksamer Schüler seyn; nur möchte ich wissen, daß, weil die wahre Sittenlehre nur mit der wahren Glaubenslehre verbunden seyn kann, und diese jener zum Fundament dient, — welche von den vielen Dogmatiken die wahre sey: denn ihre Moralsysteme kommen, so verschieden auch ihre

Glaubenslehren seyn mögen, fast immer mit einander überein, so daß es scheint, daß jene ihr eigenes Fundament haben und eines fremden Grundes nicht bedürfen. Giebt es eine wahre Religion unter den so vielen, von welchen sich jede die wahre zu seyn rühmt, und alle andre für Lug und Trug ausgiebt: so muß Gott diese wahre Religion mit solchen Beweisen und Charakteren versehen haben, durch welche sie sich von allen andern unterscheidet. Sollte keine mit dergleichen Merkmalen und Beweisen ausgerüstet seyn: so würde man daraus folgern müssen, daß sich die Gottheit gar nicht für die Religionen interessire, sondern daß sie in ihren Augen sämmtlich gleich gut seyen, — eine Folge die ich vorhin aus andern Prämissen, aus der Bibel und dem Koran, hergeleitet habe.

Bonaventura.

Die sich widersprechenden Religionen können unmöglich der Gottheit in gleichem Grade angenehm oder vielmehr den Menschen nützlich seyn, und sie hat daher auch der wahren Religion alle Beweise und Auszeichnungen verliehen, durch welche sie sich klar und deutlich von allen übrigen Religionen unterscheidet. Die christliche Religion hat für ihre Wahrheit so starke Beweise, daß alle übrigen als menschliche Erfindungen oder Aberglauben erscheinen müssen.

Mahomet.

Und diese Beweise sind?

Bonaventura.

Wunder, Weissagungen und das Zeugniß des heiligen Geistes. Wir haben noch mehrere Beweise, z. B. die große Ausbreitung des Christenthums, die durch das Christenthum bewirkte Erleuchtung des Verstandes, die große Verbesserung der Sitten, den Tod der Märtyrer, die aber nur zu den Collatoral-beweisen gerechnet werden.

Mahomet.

Die Wunder, die z. B. Moses gethan haben soll, sind von den Schreibern entstellte Naturbegebenheiten. Moses Beweisführung begann in der Jahreszeit, da der Nil eine rothe Farbe annimmt, am Ende des Junius und Julius; sie erreichte ihren Zweck, den Befehl Pharao's zum Aufbruch der Israeliten aus Aegypten, in dem Monat der contagiösen pestartigen Kinderblattern, das ist im April. Die Unterhandlungen mit Pharao dauerten also fast ein ganzes Jahr, oder während aller eigenthümlichen lästigen Naturveränderungen, die jährlich, nach der Verschiedenheit der Witterung stärker oder schwächer, in Aegypten eintreten. Jede derselben kam in ihrem Monat. Wie jetzt noch rother Nil, und während des steigenden Nils, von der Mitte des Junius bis in die Mitte des Septembers, das Auskriechen der Frösche, der Beißfliegen, der Bremsen in ihren bestimmten Monaten auf einander folgen; so auch bei den sogenannten Pharaonischen

Plagen; hinter solchen Insectenschwärmen folgt häufig eine Viehpest aus ganz natürlichen Ursachen; im October bis December sind in Aegypten Pestbeulen an Schenkeln und Knieen epidemisch und oft in wenigen Tagen tödtend. Donnerwetter mit Hagel sind nur im Januar, Februar und März in Aegypten gewöhnlich; in diesen Monaten allein ist das Vieh, das vom May bis in dem December im Stall gefuttert werden muß, auf der Weide, und konnte daher in derselben vom Hagel getroffen werden; im März sind Gerste und Flachs im Reifen, daß sie bei Gewittern niedergehagelt werden können. Gegen Ende des Märzes langen die Heuschrecken-Schwärme aus Nubien über Aethiopien in Aegypten an; gleich darauf fängt der heiße Wind der Wüste (der Chamsin) zu wehen an, der in seiner ganzen Heftigkeit (wie in Mose) drei Tage den Himmel verfinstert; zur Zeit des Chamsins wüthet die Rinderpest mit ihren bösartigen contagiösen Pocken, so weit der Calidsch (der Canal Josephs oder Graben Tanis) reicht, das ist fast durch ganz Aegypten. *)

Guadagnolo.

Zugegeben, daß alle diese Landplagen natürliche Ereignisse bis auf die Beißfliegen oder Läuse gewe-

*) Morgan moral Philosopher Vol. III. p. 39. seq. Eichhorn de Aegypti anno mirabili. Progr. 1817. Vergl. Götting. gelehrte Anzeigen St. 196. Toland Tetradymus. p. 3. seq.

sen, welche die ägyptischen Zauberer nicht haben hervorbringen können: so haben Moses und Aaron andere Dinge hervorgebracht, die, wenn sie auch gleich von den ägyptischen Zauberern nachgemacht wurden, doch keine natürliche Ursachen gehabt haben können; hierher gehört, daß Aaron seinen Stab vor Pharao und seinen Knechten warf, und daß der Stab zur Schlange ward, 2. Mos. Cap. 7. V. 10; daß die Zauberer das Nämliche mit ihren Stäben thaten, die auch zu Schlangen wurden, daß aber Aarons Stab die Stäbe der Zauberer verschlungen hat.

Mahomet.

Ihr Juden, Christen und Muselmänner könnt doch unmöglich glauben, daß die ägyptischen Zauberer ihre Stäbe wirklich in Schlangen verwandelt haben, und ihr müßt also einräumen, daß hier von beiden Seiten ein Betrug gespielt, oder welches noch glaublicher ist, daß dieses Wunder von dem Schreiber ganz rein erdichtet worden.

Guadagnolo.

Es kommt nur darauf an, ob Moses die natürlichen Ereignisse, denn von diesen hast Du Mahomet nur geredet, als Wunder dem Pharao habe vorhalten können. Moses führt den Beweis seiner göttlichen Sendung daraus, daß die eigenthümlichen Erscheinungen des Landes, des höchsten Gottes, seines Jehovahs, Einrichtungen wären;

— er zeigt dieses aber, wie sich von selbst versteht, nach den Vorstellungen und Begriffen seiner Zeit. Beweise, wie sie in unserm Zeitalter überzeugend wären, von dem damaligen verlangen, hieße ja die Zeiten verrücken, oder behaupten, daß für Mann und Kind nur einerlei Beweisart passend sey. Von diesen, Aegypten eigenthümlichen Naturereignissen behauptet Moses, sey der Gott, welchen seine Nation verehre, Urheber: denn er habe ihn von einigen die Art des Ursprungs gelehrt; was er, nach Jehovahs Unterricht im Kleinen thun könne, das führe Jehovah im Großen aus. Dem zufolge färbt Moses Nilwasser roth; er weiß das Auskriechen der Frösche und der Mosquitos zu beschleunigen. Das Rothfärben des Nils und das Hervorlocken der Frösche verstehen auch die ägyptischen Naturweisen, die Hierogramaten; (nach alter Sprache und Vorstellungsweise, die Vertrauten der ägyptischen Götter): daher auch Pharao leugnet, daß aus Moses Färben des Nilwassers und Aufregen der Frösche folge, er sey Vertrauter eines von den ägyptischen Göttern verschiedenen Gottes, den man für den eigentlichen Oberherrscher von Aegypten anzusehen habe: „die Landesgötter hätten dasselbe auch die ägyptischen Priester, ihre Vertraute, gelehrt.“ Aber zu dem Auftreiben der Beißfliegen, kannten diese die nöthigen Mittel nicht. Sie erklärten es daher für die Folge des Unterrichts eines höhern Wesens, als die wären, mit denen sie vertraut seyen, und erkannten dadurch, daß ein noch

mächtigeres Wesen als die Götter, deren Vertraute sie wären, über Aegypten herrschen müsse. Moses deutete dieses auf Jehovah, den seine Nation verehre, weil dieser, mit dem er im vertrauten Umgange stehe, ihn in die Geheimnisse des Ursprungs solcher Natureigenthümlichkeiten von Aegypten, welche die ägyptischen Götter ihre Hierogrammaten nicht hätten lehren können, eingeweiht habe.

Mahomet.

Mich dünkt, daß Guadagnolo seinen Gottesgesandten Moses in eine schlimme Lage setzt. Hielt Moses die in Aegypten besondern Naturereignisse für etwas außerordentliches, bei welchen die Gottheit jedesmal mehr, als in andern Ereignissen mitwirken müßte: so irrte er sich, indem, wie Du selbst sagst, sie aus der natürlichen Beschaffenheit des Landes und besonders des überströmenden Nils entstehen; — hielt er sie für natürliche Ereignisse, so log er dem Pharao etwas vor, wenn er sie für Zeichen ausgab, an welchen der König erkennen sollte, daß er, Moses, ein Gesandter Gottes wäre. Wenn Moses zu Pharao sagt, daß ihn der Jehovah die Kunststücke gelehrt habe, so log er abermals: denn warum konnte er sie nicht auf eben so natürliche Weise als die Zauberer erlernt haben. Was Guadagnolo damit sagen will, daß Moses im Kleinen gethan, was Jehovah im Großen ausgeführt, verstehe ich nicht. Hat Moses nur ein Glas Wasser in Blut verwandelt,

oder nur ein Paar Frösche hervorgebracht? Keinesweges; Aaron hat alles Wasser im Strome in Blut verwandelt. Cap. 7. V. 20. und die Zauberer thaten eben das. Eben so ging es mit den Fröschen. Cap. 8. V. 3. 4. 6. u. f. Was die Läuse anlangt, so konnten die Zauberer dergleichen nicht hervorbringen, sondern erklärten dieses Ereigniß, nach Deiner Darstellung, für die Folge des Unterrichts eines höhern Wesens, als die wären, mit welchen sie vertraut seyen, welches Anerkenntniß Moses benutzte, sich für den Gesandten dieses höhern Wesens auszugeben. — Moses war an dem Hofe des Königs erzogen und in allen ägyptischen Künsten und Wissenschaften wohl unterrichtet; und aus dem Umstande, daß Aarons Stab die Stäbe der Zauberer verschlungen hatte, mußten diese folgern, daß er es weiter wie sie in der Zauberei gebracht habe; — das thaten sie auch, weil sie dieses Ereigniß nicht als Etwas besonderes ansahen. Warum sie aber nicht eben so geurtheilt, als Moses oder Aaron Läuse hervorbrachten, davon ist kein Grund abzusehen, indem das Frösche-Schaffen kein geringeres Wunder war. Nach Deiner Erzählung haben aber weder Moses und Aaron, noch die Zauberer Läuse oder Frösche geschaffen; und wenn Moses sich also ihres Anerkenntnisses bedient, um den Pharao zu bewegen, die Israeliten ziehen zu lassen: so hat er sowohl den Pharao als die Zauberer hintergangen und belogen. — Haben sich die Ereignisse, mit den Cap. 7 u. f. erzählten

Umständen zugetragen, oder haben sie sich so zugetragen, wie sie sich noch jetzt ereignen? Hat Moses auf Gottes Befehl, in Gegenwart des Königs, mit seinem Stabe in den Strom geschlagen, und ist darauf alles Wasser in Blut verwandelt? Hat er mit Aaron mit eben diesem Stabe auf Gottes Befehl Frösche und Läuse hervorgebracht: so zeigen diese Umstände, daß diese Thatsachen Wunder sind, und die Geschichtschreiber sie für alle Zeiten für Wunder gehalten wissen wollen und halten können. Wenn der Geschichtschreiber die Naturerscheinungen so aufgezeichnet hätte, wie sie sich wirklich ereignen, und alsdann von seinen Lesern verlangt hätte, daß sie selbige für außerordentliche Begebenheiten, für Wunder halten sollten — dann könnte man sagen, daß man in dem Kindesalter nicht verlangen dürfte, was man nur im Mannesalter erwarten darf. Wenn aber der Geschichtschreiber natürliche Begebenheiten in Wunder, und zwar für alle Zeiten, verwandelt, dann kann ihm jener Unterschied nicht zu Statten kommen; vielmehr steht er als ein Schriftsteller da, der seinen Lesern aller Zeiten Wunder erzählen und die Thatsachen von ihnen als solche geglaubt wissen will.

Guadagnolo.

Die Umstände waren mit den Thatsachen nicht verbunden.

Mahomet.

Die haben also Moses oder wer die verschiedenen Verfasser dieser ihm beigelegten Bücher seyn mögen hinzugesetzt. Und warum haben sie dies gethan? um Naturereignisse in Wunder zu verwandeln. Pharao sah also die Zurüstungen zu den Ereignissen nicht, wodurch sie zu Wunder geworden sind; der Schriftsteller, der sie dazu gemacht hat, sah sie auch nicht dafür an; er wollte sie aber in Wunder verwandeln, und er hat also seine Leser offenbar getäuscht, und seinen Held Moses eine, einem Knecht und Gesandten Gottes sehr unwürdige Rolle spielen lassen, nicht zu gedenken, daß er die Gottheit mit ägyptischen Charlatanen einen Wettkampf unternehmen läßt. So wie der Verfasser die ägyptischen Plagen in Wunder verwandelt hat, wahrscheinlich um seinen Schriften Leser und Liebhaber zu verschaffen: so hat er auch das den Caravanen gewöhnlich zum Zeichen dienende Feuer, dessen Träger er sogar selbst nennt, in eine Wolken- und eine Feuersäule, und den Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer zur Zeit der Ebbe und Fluth, die in diesem Meerbusen besonders sehr stark sind, als wenn das Wasser zur Rechten und zur Linken als Mauern gestanden hätte, in ein erstaunendes Wunder verwandelt *). Auffallend ist es, daß die Is-

---

*) Wenn man behauptet, daß diese Begebenheiten, so wie sie von dem Geschichtschreiber erzählt werden, nicht für uns Wunder seyn sollen: so widerspricht man dem

raeliten, während Moses auf dem Berge Sinai war, wo ihm Gott selbst die Gesetze in steinerne Tafeln schrieb; der Berg von der Gegenwart Gottes rauchte, zitterte und bebte, — ihren Jehovah nicht achteten, sondern sich einen ägyptischen Apis machen ließen, dem sie opferten, weil er sie aus Aegypten geführt haben sollte; — noch auffallender ist es aber, daß die Juden, so lange als sich die Gottheit durch Wunder ihnen offenbarte, sehr oft abfielen und andere Götter verehrten, — daß sie aber, nachdem keine Wunder mehr geschahen, ihrem Gott getreu blieben und keinen Götzen weiter verehrten. Der bloße Glaube an geschehene Wunder ist also wirksamer als die Wunder selbst; nur bei we-

---

Verfasser ins Angesicht. So wie er die Thatsachen erzählt, z. B. daß Aaron seinen Stab in eine Schlange verwandelt: so war dieses Ereigniß sowohl damals ein Wunder, als wir es auch jetzt für ein Wunder halten. Der Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer, welches Moses mit seinem Stabe so getheilt haben soll, daß das Wasser an beiden Seiten wie Mauern gestanden, wollte er gewiß auch für ein Wunder gehalten wissen. Indessen ist Napoleon zur Ebbezeit trocknen Fußes durchs rothe Meer gegangen und glücklich an das gegenseitige Ufer gekommen. Auf dem Rückwege ward er aber von der Nacht überrascht, und verirrte sich mitten im Meer, welches schon wieder zu steigen anfing; er lief große Gefahr auf die nämliche Art umzukommen, wie Pharao. „Dies würde,“ sagte er, „allen Predigern der Christenheit, einen herrlichen Text gegen mich dargeboten haben.“

nigen Menschen macht die Entdeckung der Falschheit der neuen Wunder, auch die alten verdächtig; — die meisten Theologen halten sich, wie die Juden, da sie kein Wunder thun können, an die alten, ohne zu besorgen, daß es den Gläubigen einfallen möchte, die alten noch eher als die neuen zu leugnen, indem jene sich unter einem unwissenden und leichtgläubigen Haufen von Menschen zugetragen haben sollen, welche die Thatsachen weder geprüft haben, noch zu prüfen im Stande gewesen sind. Alle neue Wunder werden entweder als erlogen, oder als Naturerscheinungen von vernünftigen Leuten angesehen. Bei den griechischen Weltweisen war es ein Sprüchwort: „Wunder gehören für die Thoren und Gründe für die Weisen.“ Wer unglaubliche Dinge vorbringt, sagt Mahomet, muß Wunder thun, um sie zu bestätigen; wer aber mit Eurem Verstande redet, braucht die Wunderzeichen nicht, um Euern Glauben zu fesseln.

Die Weissagungen gehören zu den Wundern und können daher auch eben so wenig als Beweise gebraucht werden: denn erstlich sind sie gemeiniglich dunkel, so daß über den Sinn derselben ein ewiger Streit obwaltet; zweitens weiß man nicht, ob die angebliche Erfüllung nicht eher oder gleichzeitig mit der Weissagung bekannt gewesen, und drittens, ob die wirklich eingetroffene Weissagung nicht auf ein Gerathewohl hingeworfen, ob der Prophet selbige nicht aus natürlichen Ursachen gefolgert, ob er die

angekündigte Begebenheit nicht selbst herbeigeführt oder durch andere herbeiführen, lassen u. s. w.

Das so genannte Zeugniß des heiligen Geistes oder die Inspiration, worauf die Christen und Muselmänner am meisten vertrauen, setzt voraus, daß die Schrift, durch deren Lesung es hervorgebracht werden soll, von Gott herkomme: denn sonst kann man nicht wissen, ob die Rührung von dem Menschen oder von dem heiligen Geiste bewirkt worden. Dieser Beweis wird also auf eine Voraussetzung gegründet, die durch ihn erst erwiesen werden soll und enthält also einen Zirkel.

Endlich haben diese drei Beweise alle Religionen mit einander gemein, und keine kann sich eines Vorzugs deshalb anmaßen.

Achmed.

Daß Mahomet den Koran geschrieben, das leugnen die Christen nicht, so wenig wie sie in Abrede stellen, daß wir ihn noch in seiner Integrität besitzen, daß ihm kein Kapitel oder Sura eingeschoben worden. Wer sind aber die Verfasser der Schriften des alten und neuen Testaments? Von keinem Buche können Juden und Christen den wahren Autor desselben angeben. Die Schriften des alten und neuen Testaments enthalten geständlich Einschiebsel und auch Verkürzungen. Die Wirkungen der Inspiration, oder das Zeugniß des heiligen Geistes, woraus dem Mahometaner ausdrücklich als einen Beweis der Wahrheit seiner Religion im Koran erwiesen wird, fühlt der

Muselmann weit mehr als der Christ solche beim Lesen der Bibel zu empfinden vermeint, und hieraus ziehe ich den Schluß, daß die Religion unseres Propheten besser bewiesen und also der Religion der Christen vorzuziehen sey.

Guadagnolo.

Das neue Testament enthält Parabeln und Lehren, welche die Vorwelt nicht hatte und die ganz göttlich sind.

Melchisedeck.

Mir hat man sagen und aus den Kirchenvätern und den Schriften der Heiden beweisen wollen, daß das Christenthum nichts lehre, was nicht lange vor seinem Entstehen in der Welt bekannt gewesen wäre. Ich will mich darauf beschränken, zu behaupten, daß die glänzendsten Aussprüche und Lehren, welche nach der Behauptung der Christen nur von einem Sohne Gottes, von Gott selbst herkommen können, lange vor dessen Erscheinung den Juden nicht verborgen gewesen seyen.

Die Christen bewunderten die Sanftmuth, mit welcher Jesus die Juden unter dem Bilde einer Henne, die ihre Küchlein unter ihre Flügel versammelt, zu seiner Religion einladet. Im ersten Cap. des 4. Buchs Esra's heißt es aber V. 30.: „Ich habe euch gesammelt, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel." Jesus lehrt die Auferweckung der Todten, und Cap. 2,

V. 16 steht: „die Todten will ich von ihrer Stätte erwecken und sie aus den Gräbern hervorbringen.“ Wenn Jesus allgemeine Menschenliebe empfiehlt: so heißt es V. 20: „Verschaffe der Wittwe Recht, richte der Waisen Sache, gieb dem Dürftigen, beschütze den Verlassenen, den Nackenden bekleide, den Verwundeten und Kranken heile u. s. w. Vergl. Jesaias Cap. 58. Wenn Jesus das nahe Ende der Welt verkündigt, daß er bald zum Gericht kommen werde: so heißt es V. 34.: „Erwartet eures Hirten; er wird euch ewige Ruhe geben, denn er ist nahe, welcher am Ende der Welt kommen wird.“ Die Regel: was du nicht wilt, das dir gescheh, das thue auch einem andern nicht, steht mit den nämlichen Worten. Tobias 4. V. 16. Das Buch Jesus Sirach, die Sprüchworter, die Weisheit, der Prediger Salomonis, die Propheten Jesaias, Jeremias, Hesekiel u. s. w., die Psalmen, die fünf Bücher Mosis, enthalten sämmtliche Lehren, die Jesus gepredigt hat und zwar deutlicher, bestimmter als viele Lehren Jesu, die erst einer Einschränkung, einer Erklärung und einer Nachhülfe bedürfen. Wie uneigentlich ist es nicht geredet, wenn Jesus sagt, Luc. 14, V. 26; „So Jemand zu mir kommt, und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger seyn.“ Matth. 5. V. 34 untersagt Jesus jeden Schwur. Luc. 12, V. 49 sagt Jesus: „Ich bin kommen, daß ich ein Feuer an-

zünde auf Erden, was wollte ich lieber, denn es brennte schon. Von Pilatus wird Johann. 19 V. 11 gesagt, daß er seine Gewalt von oben habe; auch als er Jesum verdammte? Die Sittensprüche Jesu bedürfen oft einer Einschränkung. Z. B. Luc. 6, V. 35 heißt es: „Leihet aus und hoffet nichts wieder zu bekommen." V. 30. „Wer dir deinen Rock nimmt, dem laß den Mantel auch; wenn dir Jemand das Deine nimmt, so fordere es nicht wieder zurück." Nach vielen Aussprüchen Jesu sind die Armen, als Arme, die einzigen Lieblinge des Himmels, z. B. Luc. 6, V. 20. „Selig seyd ihr Armen: denn das Reich Gottes ist euer," und nach V. 24 sind die Reichen vom Reiche Gottes ausgeschlossen, „Weh euch Reichen, denn ihr habt euren Trost dahin," und nach Cap. 18, V. 25. „ist es leichter, daß ein Kameel gehe durch ein Nadelöhr, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme," das heißt, es ist unmöglich. Cap. 12, V. 33 lesen wir das Gebot: „Verkauft was ihr habt und gebt Allmosen." Marc. 12, V. 44 wird die Frau, die ihre zwei Scherflinge in den Gotteskasten geworfen, gelobt, weil sie alles, ihre ganze Nahrung, eingelegt. Zu dem Manne, welcher alle Gesetze von Jugend auf gehalten hatte, sagte Jesus: „Ein Stück fehlet dir noch. Verkaufe alles und gieb es den Armen." Dies Gebot läßt sich gar nicht ausüben; denn wenn jedermann verkaufen wollte: so würde kein Käufer vorhanden seyn. Wollte man folgende Stelle nach den Buchstaben ausüben: so würden sich

die Menschen in die größten Thorheiten stürzen: „Habt keine Sorgen für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet: sorget nicht für den morgenden Tag; sehet die Raben an, diese halten weder Saat noch Erndte; sehet die Lilien an, wie sie wachsen, ohne daß sie arbeiten und spinnen, und dennoch war Salomon in aller seiner Herrlichkeit nicht so gut geschmückt, als diese Lilien.“ Matth. 6, V 39: „Widersetzt euch dem Uebel nicht, sondern wenn euch jemand einen Schlag auf den einen Backen giebt, so haltet ihm den andern auch hin.“ Diesem gemäß giebt es Christen, die alle Selbstrache für unerlaubt halten. Mit dergleichen Geboten könnte kein Staat bestehn, und ich weiß daher nicht, warum die Theologen auf die Vernunft schimpfen, die doch ihre Sittenlehre berichtigen muß, wenn sie angewandt werden soll. Ich könnte noch mehrere Stellen anführen, die einer gleichen Berichtigung bedürfen; es mag aber dabei sein Bewenden haben. Aber nun muß ich auch für meine Religion Etwas sagen. Der Christ und der Muselmann erkennen das Dokument, worauf sich die jüdische Religion gründet, als von Gott kommend, an; dahingegen der Jude ihre beiderseitigen Dokumente, als angeblich von Gott kommend, nicht anerkennt. Nach einer jeden Prozeßordnung hat also der Jude, Kraft seines anerkannten Dokuments, wider den Christen und Muselmann seinen Prozeß gewonnen, und Ihr müßt also die Wahrheit seiner Religion einräumen.

Guadagnolo.

Du vergißt, daß es nach allen Gerichtsordnungen, der, das producirte Dokument anerkennenden Parthey freisteht, zu beweisen, z. B. daß, wenn von einer Verpflichtung oder von einer Schuldforderung die Rede ist, solche getilget worden, — daß eine Navation Statt gefunden, daß nämlich dem produeirten Dokumente eine andere Urkunde substituirt, oder die Verbindlichkeit oder das Recht auf einen Dritten übertragen worden. Und das ist bei uns Christen der Fall. Wir sind in die Stelle der Juden getreten, und Gott hat uns darüber das neue Testament, welches das alte aufhebt, ertheilt.

Melchisedeck.

Wir Juden sind bei dieser Novation, die sehr uneigentlich eine Art von Delegation enthalten soll, nicht zugezogen, wie doch nach allen Rechten hätte geschehen müssen; ich will jedoch diesen Verstoß nicht rügen; — aber den Beweis der Novation, den können die Juden den Christen nimmermehr erlassen. Wie wollen sie aber diesen Beweis der Abänderung führen? Durch Wunder? Das ist unmöglich: dann ständen Wunder wider Wunder, und ein solcher Beweis würde nichts, als die Veränderlichkeit seines Urhebers darthun, auf dessen Weisheit und Güte nicht eben zu bauen seyn möchte. Aber es stehen auch nicht Wunder gegen Wunder; nur die unsrigen sind wahr und können wider Euch Christen

gebraucht werden, da Ihr die Wahrheit derselben anerkennt und einräumt. Eure Wunder sind aber von den Juden weder anerkannt noch eingeräumt, und könnt Ihr Euch also auch derselben nicht wie die Juden so bedienen, als diese sich ihrer Wunder gegen Euch, nämlich als ausgemacht, gewiß geschehen, mit Recht bedienen. Ehe Wunder gegen einander stehen, müßt Ihr die Eurigen zuvor beweisen und das wird Euch unmöglich seyn. Ohne Anerkenntniß auf guten Glauben des angeblichen Thäters, oder des Verbreiters giebt es kein Wunder. Zu diesen gläubigen Leuten gehören aber jetziger Zeit die Juden keinesweges.

Guadagnolo.

Unser Beweis liegt in Eurem eignen Dokumente das Ihr für göttlich ausgebt und aus welchem uns also frei stehen muß, sogenannte Argumenta ad hominem gegen die Juden zu führen.

Melchisedeck.

Ich sehe schon, Ihr wollt aus dem alten Testamente beweisen, daß Gott in selbigem ein neues Testament errichten zu wollen, offenbart. — Dies leugnen wir und die Schriftstellen, die Ihr für Eure Meinung anführt, müssen nach unserer Hermeneutik ganz anders verstanden werden. Da indessen auf diesem Wege unser Streit nimmermehr zu Ende gebracht werden kann: so berufe ich mich für die Sa-

che der Juden auf die gesunde Vernunft und auf den uns allen gemeinschaftlichen Begriff, von einem allervollkommensten Wesen, welches unveränderlich ist. Von diesem unveränderlichen Wesen rührt unsere Religion her, die Ihr Christen und Muselmänner bis vor ohngefähr 17 Jahrhunderten für die einzige und wahre anerkannt habt. Den Beweis, daß Gott seinen Willen abgeändert, den er außerdem so oft als ewig dauernd verheißen hat, könnt Ihr gar nicht führen, weil Ihr durch selbigen darthun müßtet, daß Nothwendigkeit nicht Nothwendigkeit, Unveränderlichkeit nicht Unveränderlichkeit wäre, welches einen offenbaren Widerspruch enthält.

Guadagnolo.

Es ist Dir nicht unbekannt, daß das mosaische Gesetz niemals völlig zur Anwendung gekommen ist, daß es eine Zeitlang sogar ganz abhänden gekommen war und daß der Jehovah, der jenes Gesetz gegeben, immer der Gott Israels blieb, der die Abänderung geschehen ließ und seinen Willen den Propheten bekannt machte. Hat es hiermit seine Richtigkeit, daß das Gesetz Mosis niemals ganz zu seiner Anwendung gekommen ist, daß sich die Religion Eurer Väter bis zur gänzlichen Zerstreuung des Volkes immerfort abgeändert, daß endlich der von Jehovah angeordnete Gottesdienst aufgehört hat, von welchem die Propheten schon viele Jahrhunderte vorher verkündigt hatten, daß er dem Gott Israels gar nicht mehr angenehm wäre,

— wie Du Melchisedeck nicht leugnen kannst: — so muß die Unveränderlichkeit Gottes von anderer Beschaffenheit seyn, als wir uns vorstellen und wir können also auf unsern von ihr gefaßten Begriff, uns nicht berufen, wenn von Thaten und Handlungen der Gottheit die Rede ist, und es muß also von der richtigen Auslegung des alten Testaments und der gewissen Anwendung desselben auf das neue Testament, das Urtheil zwischen Juden und Christen abhängen. Die ersten Christen hielten das Christenthum bloß für eine Fortsetzung des Judenthums, dem nur der Artikel von einem Messias zugesetzt war, der mit dem Judenthum, wenn er ihm gar als etwas eigenes nicht zugehörte, sehr leicht zu vereinigen war, indem alle Völker zur Zeit der Noth auf einen Befreier hofften, wie auch die Juden zur Zeit des Antiochus Epiphanes thaten und in der Person des Judas Makkabäus einen solchen Befreier erhielten; und gehörte den Juden der Begriff von einem Messias eigen zu: so fällt vollends alle Schwierigkeit weg.

Melchisedeck.

Einen irdischen Messias, dergleichen Judas Makkabäus und Cirus gewesen waren, welcher letztere auch ausdrücklich Christus genannt wird, Jesaias 45. 1, erwarteten die Juden zu Jesu Zeiten und erwarten ihn noch bis jetzt. Die Vulgata hat das Wort Christus ausgelassen; die andern Versionen haben zwar nicht Christus,

jedoch das gleichbedeutende Wort Gesalbter beibehalten, ob sie gleich, wenn sie es auf Jesum deuten wollen, entweder Marchicha, der Messias oder Christos setzen. Z. B. Daniel 9. V. 26. Einen solchen Messias erwarteten unsere Vorfahren. Nach der Erzählung der Evangelisten, hat Jesum auch ein hungriger Haufen, aus Dankbarkeit für erhaltene Speisung ein oder zweimal für seinen Messias anerkannt, ihn seinen König genannt, und sich bereitwillig erklärt ihn fernerhin dafür zu halten, wenn er ihn, wie Moses in der Wüste gethan, fortwährend auf seine Kosten sättigen wollte. Da aber Jesus sich hierzu nicht im Stande sah und die geistliche Nahrung, die er Statt der leiblichen anbot, dem hungrigen Magen nicht genügte, so lief das Volk auseinander. Die Jünger Jesu waren eben der Meinung von dem zu erwartenden Messias, und Christus ließ sie auch dabei, sogar noch nach seiner Auferstehung; ja, er bestärkte sie darin. Apostelgeschichte 1. V. 6. Nur als sie sahen, daß es mit dem leiblichen Reiche des Messias nichts wäre, da verwandelten sie dasselbe in ein geistliches und nannten alle die Fleischlichgesinnte, die ein leibliches Messiasreich erwarteten und sich nicht mit ihrem irdischen Vermögen in das geistliche Messiasreich einkaufen wollten.

Die Juden erwarteten keineswegs einen Messias, der, Statt sie von dem römischen Joche zu befreien, von ihnen selbst zum Tode befördert und ihren Unterdrückern und Feinden überantwortet wer-

den mußte, um nur ihr Joch nicht noch schwerer zu machen, oder sich gar als Sclaven verkaufen zu lassen. Jesus war also das gerade Gegentheil von dem was sie erwarteten, und was ihnen Gott so oft versprochen hatte, — daß er sie nämlich von allen ihren Feinden befreien und selbige ihnen zur Beute geben wollte. Von allen diesen Verheißungen ist keine in Jesu erfüllt; und wenn die Christen jene von einem irdischen Messias redende Prophezeiungen von einem geistlichen verstehen wollen: so sieht doch Jedermann, daß das nicht nur höchst gezwungen ist, sondern auch jede Vorherverkündigung in eine wächserne Nase verwandelt. Hätte die Gottheit bei Eingebung dieser Weissagungen dergleichen Vorstellungen mit ihnen verbunden: so hätte sie solche den Juden schlechterdings bekannt machen müssen, wenn sie sich nicht den gerechten Vorwurf machen wollte, daß sie das von ihr erwählte Volk sich bloß, um es recht unglücklich und elend zu machen, erkoren habe. Diese Vorstellung ist mit den Eigenschaften Gottes, wie die Christen nicht leugnen, unvereinbar. Die Juden können also Jesum nicht für den ihnen versprochenen Messias annehmen, sondern müssen eines andern erwarten, wenn sie einen erwarten wollen.

Daß es mit den Eigenschaften Gottes, z. B. mit seiner Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit, nach welchen er alles Mögliche thun kann und alles Gute thun will, und so auch mit seiner Unveränderlichkeit — eine andere Bewandniß haben müsse, als die

ihnen unsere Theologen und Philosophen geben, das beweiset die Schöpfung der Welt, die ganze Natur und auch die heilige Schrift, — dem ohnerachtet aber wird doch, wenn von Wahrscheinlichkeiten die Rede ist, denn von Etwas Gewissem möchte hier wohl niemals die Rede seyn können, allezeit die Vermuthung z. B. für die Unveränderlichkeit in dem Sinne der Metaphysiker seyn, und hiernach ist die Wahrscheinlichkeit für die Wahrheit des Judenthums grösser als für die Wahrheit des Christenthums und des Türkenthums. Kurz; Christen und Türken räumen die Wahrheit des Judenthums ein; — die Wahrheit ihrer eignen Religionen können sie nicht beweisen, oder haben sie wenigstens noch nicht bewiesen, und es ist also klar, daß dem Judenthum der Vorzug gebühre. Einer der größesten Männer unsers Jahrhunderts, der selbst ein Buch von der Wahrheit der christlichen Religion geschrieben hat, bekennt, daß wenn er zwischen den dreien, in Europa angenommenen Religionen, zu wählen hätte, er sich für die mosaische erklären würde.

Guadagnolo.

Du meinst den Grotius; dessen Glaubensbekenntniß beweiset aber gar nichts. Er will allen Partheien angehören und gehört keiner an; so wie über das Vaterland des Homers sieben Städte stritten: so zanken sich sieben Sekten über den Glauben des Grotius. In Frankreich hatte er, als dortiger Gesandter, einen katholischen und einen re-

formirten Geistlichen um sich, die er recht eigentlich dazu hielt, sich über die Religion zu zanken und nach geendetem Streit über beide zu lachen.

Mahomet.

Und sein Werk von der Wahrheit der christlichen Religion hätte er ungeschrieben lassen sollen.

Achmed.

Das meine ich auch; und Guadagnolo würde seine Mühe besser angewandt haben, wenn er den Mahometismus unangefochten gelassen und etwa einzelne Einwürfe wider das Christenthum aus dem Wege geräumt hätte.

Guadagnolo.

Ich wiederlege auch nur Einwürfe und Einwendungen, die von Nichtchristen, insonderheit von Mahometanern gegen die christliche Religion gemacht sind; ich bin aber weit davon entfernt unsere Religion durch Gründe der Vernunft zu beweisen.

Mahomet.

In diesen Schranken hielten sich auch die christlichen Kirchenväter. Die von ihnen für die Religion geschriebenen Werke sind nicht sowohl Behauptungen derselben, als vielmehr bloß Vertheidigungen gegen die Heiden. Sie suchten die Gründe gegen sie zu entkräften, aber nicht unmittelbar Gründe für

sie festzusetzen. Das Letztere that Grotius und damit, glaube ich, hat er der christlichen Religion mehr geschadet als genutzet: Denn diese angeblichen Vernunftgründe können alle Religionspartheien mit gleichem Vortheile gebrauchen und sie beweisen also nichts, wenn sie auch an sich erwiesen wären, weil die Gottheit mit sich selbst in Widerspruch stehen würde.

Guadagnolo.

Man hat auch unserer Seits die Bemerkung gemacht, daß dergleichen, nach des Grotius Manier abgefaßte Apologieen, nicht allein sehr schlecht beweisen, was sie beweisen sollen, sondern auch dem Geiste des Christenthums ganz entgegen sind, als dessen Wahrheit mehr empfunden, als anerkannt; mehr gefühlt, als eingesehen *) seyn will.

Achmed.

Ist die Religion, die am meisten empfunden und gefühlt wird und welche die Menschen am meisten begeistert, die wahre: so ist die unsrige — wenn sie nicht von allen die meiste Empfindung erregt und am stärksten begeistert — doch ohne Widerrede viel wahrer als die christliche, welche Empfindung und Gefühl viel weniger in Anspruch nimmt, als die unsrige.

*) S. Lessings Kollektaneen. Th. II. S. 305. f.

Melchisedeck.

Der Christ und der Muselmann haben sich von dem Atheisten auf das Eis führen lassen, wo sie beide ausgleiten und fallen müssen. Darf, oder kann die Vernunft über die Wahrheit einer Religion nicht urtheilen, sondern sollen Gefühl und Empfindung darüber urtheilen, die ihrer eigenen Beschaffenheit nach, nicht urtheilen können, sondern nur einen gewissen Zustand des Gemüthes anzeigen, ohne sagen zu können, ob er vernunftmäßig, oder thöricht sey: so öffnet man dem Fanatismus Thür und Thor und das tollste Zeug, das eine verwilderte Einbildungskraft nnr aushecken kann, macht den nämlichen Anspruch auf Beifall, den nur die Wahrheit verlangen kann.

Guadagnolo.

Hat Mahomet uns auf's Eis führen wollen und darauf geführt: — so ist Dein Schluß doch zu voreilig, daß wir nothwendig fallen müssen. Wir könnten uns ja wohl der Piken oder Schlittschuhen bedienen, die uns gegen das Fallen sichern? Ist denn die wissenschaftliche Beweisart die einzige, die der Menschheit angemessen ist? So bald es Gegenstände giebt, die dergleichen Beweise ihrer Natur nach, nicht haben können; so kann die Vernunft auch dergleichen Beweise nicht verlangen. Zu diesen Gegenständen gehört die Religion. Unsere Religionsüberzeugung stützet sich auf einen vernünftl-

gen, moralischen Glauben, den jeder Mensch haben kann und der keine große Bildung oder gar tiefe Wissenschaft voraussetzt, woraus man zugleich die unpartheiische Austheilung der Gaben der Gottheit ersehen kann, indem der gelehrteste und scharfsinnigste Philosoph von Gott und göttlichen Dingen nicht mehr als der ungelehrte und wenig scharfsinnige Mensch von ihnen wissen kann. Dieser moralische Glaube beruht auf das gebietende Gesetz der Vernunft, daß der Mensch so handeln soll, daß sein Wille ein allgemeines Gesetz für alle Menschen werden kann, und dieses Sollen kann nicht gedacht werden, wenn nicht das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, folglich eine Religion vorausgesetzt wird.

Mahomet.

Ihr disputirt nicht über die natürliche, sondern über Eure, jedem von Euch eignen positiven Religion; was Du Guadagnolo vorbringst, kannst Du aber nur von der natürlichen Religion verstanden wissen. Jedoch auch dieser hast Du mit Deinem kategorischen Imperativ keine Stütze gegeben. Was Du das Sollen nennst, entsteht aus dem Verhältnisse worin sich der Mensch in der Gesellschaft befindet und beruhet auf Eigennutz, nämlich im weitläuftigsten Sinne, nicht bloß auf einen Geld- oder gegenwärtigen, sondern auch auf einen entfernten Vortheil, der sowohl Zweck als Grund und Ursache der Handlung seyn kann.

Dein Sittengesetz, Guadagnolo, ist das, was der Verf. des Buchs Tobiä schon vor mehr als anderthalb tausend Jahren gelehrt hat, nämlich: Was du willst, das dir andre thun sollen, das thue du ihnen auch. Dein absolutes Sollen ist außer der Gesellschaft nicht vorhanden: denn wo kein Gesetzgeber ist, da kann auch kein Recht und keine Verbindlichkeit seyn; willst Du Gott zum Gesetzgeber machen, so dreheſt Du Dich in einem Cirkel herum. Soll Deine Vernunft Dein Gesetzgeber seyn: so ist Dir nicht unbekannt, daß die Vernunft nichts mit dem Erfinden zu thun hat, sondern daß sie nur über das ihr Gegebene urtheilt, und daß also eine Gesellschaft vorausgesetzt werden muß, der ein Zwangsrecht zukommt, wenn von Recht und Unrecht die Rede seyn soll. Der Verstand setzt aus den Empfindungen, aus den sinnlichen Wahrnehmungen, Begriffe zusammen; ohne diese kann er dergleichen nicht hervorbringen, ob er gleich die gesammelten oder gemachten Begriffe unter sich zusammensetzen und trennen kann und oft Begriffe vereinigt, von welchen die Vernunft urtheilt, daß sie sich widersprechen und als ein Ganzes nicht zusammen seyn können.

Sollte nicht das Alter, wenn auch nicht einen Beweis, doch aber eine Vermuthung für die Wahrheit einer Religion begründen; doch das Heidenthum ist noch älter als das Judenthum. Des Gro-

tius Manier, die Wahrheit einer Religion zu vertheidigen wird also doch wohl immer die beste bleiben: denn wenn auch alle verschiedenen Partheien ganz gleiche Beweismittel für sich haben, so haben sie doch nicht eine gleich beweisende Stärke, vielmehr muß es eine geben, deren Beweismittel die stärksten sind, und diese würde alsdann von allen die wahrscheinlichste seyn. Und wenn ich nun alles zusammennehme und damit den Grotius, der unserer Religion ein Zeugniß der Wahrheit vor allen andern giebt, vereinige: so dünkt mich, daß jeder Unpartheiische die jüdische Religion für die begründetste von allen übrigen anerkennen muß.

Mahomet.

Grotius scheint mir nicht kauscher zu seyn — denn sonst würde er sich ganz frei für Moses erklärt haben.

Melchisedeck.

Vielleicht fürchtete er sich vor der Beschneidung.

Mahomet.

Einen vorübergehenden Schmerz hat er also mehr gefürchtet, als eine ewige Höllenpein?

Melchisedeck.

Wir stoßen nicht, die da draussen sind, in die Hölle; sie werden in ihrer Art auch selig; — nur an unserm Paradiese haben sie keinen Antheil.

Mahomet.

Wenn Moses die Beschneidung angeordnet hat, um, sein Volk von allen andern zu trennen, und es unter sich destomehr zu vereinigen: so hat er zwar, da Gebräuche und Ceremonien am besten zu solchem Zwecke geeignet sind, kein besseres Mittel ergreifen können; — wenn er aber auch zugleich gewollt hat, daß sein Volk sich über die ganze Welt verbreiten und alle Völker beherrschen und unterjochen soll, wozu schon Abraham Hoffnung machte und in welcher Hoffnung die Juden von den Propheten bestärkt wurden: so steht die Beschneidung dieser Absicht entgegen.

Achmed.

Grotius hält das Judenthum nicht eines Schmerzes werth; — die Juden beschneiden ihre Kinder zu der Zeit, da selbige sich nicht widersetzen können, sondern alles geschehen lassen müssen, was man nur immer mit ihnen vornehmen will, — und der Apostel Paulus, von dem alle jetzige Christen ihr Evangelium bekommen haben, schafft die Beschneidung ab, weil ihrentwegen viele das Christenthum nicht annehmen wollen; — — Die Mahometaner nehmen die Beschneidung erst vor, wenn der zu Beschneidende weiß, was die Operation zu bedeuten hat, im funfzehnten Jahre; und dieses Schmerzes ohngeachtet, machen die von Muselmännern erzeugten Kinder und erwachsenen Fremde, die zum Islam übergehen wollen, gar keine Schwierigkeit

rigkeit diese Operation geschehen zu lassen. Woher kann dieser Heroismus anders rühren, als aus der Ueberzeugung von der Wahrheit des Mahometismus, die sich der Proselyt durch das Lesen des Korans und den erhaltenen Unterricht verschafft hat? Dieser Beweis ist dem Mahometismus eigen und stärker als alle Beweise der Gegner, die der Muselmann mit ihnen gemein haben mag.

Melchisedeck.

Nach Mahomets Aeußerung wird das Judenthum am längsten dauern, weil es durch seine Ceremonieen seine Anhänger von allen Völkern absondert und sie unter sich stärker vereinigt, als irgend ein Volk in der Welt, und es wird also sowohl das Christenthum als das Türkenthum überleben, und also auch über beide Religionspartheien den Sieg davon tragen.

Achmed.

Und das Ansehen des Korans, oder der Glaube an Mahomet, den Propheten, wird länger dauern als das neue Testament und der Glaube an Jesum, weil die Muselmänner keine der Vernunft widerstreitende Geheimnisse z. E. von der Dreieinigkeit haben, und nicht glauben, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens gezeugt, den er auf die Erde gesandt habe, und der von den Juden für seine gut gemeinte Dienste hingerichtet worden.

Der Meinung bin ich nicht. Geheimnisse, Unbegreiflichkeiten, mit der Vernunft streitende Behauptungen, erregen die Neugierde und die Wundersucht, — so wie die Beschneidung bei den Juden, das Vorurtheil, daß sie das auserwählte Volk Gottes sind, am meisten verstärkt, weil die Menschen sich nicht vorstellen können, daß die Gottheit eine so schmerzliche Operation, zumal an ganz jungen Kindern auszuüben, hätte verordnen können, wenn sie nicht dabei etwas ganz besonders, den Menschen unerkennbares, beabsichtigt hätte. Hätten die ersten Christen mit ihren Lehren und Schriften nicht so geheim gethan: so würden sie gewiß weniger Zulauf gehabt haben. Aber ihre geheimen Zusammenkünfte, ihre Bücher, die sie Niemanden zeigten, der nicht von ihrer Gesellschaft war, die sie auch der Obrigkeit vorenthielten, reizten die Neugierde der Heiden: denn, urtheilten diese, hätten sie nichts Geheimes: so würden sie nicht heimlich zusammen kommen; — ein Urtheil, das sich immerfort erhält, so oft es auch falsch befunden ist und so oft sich die Menschen dadurch haben verführen lassen, und wovon ihnen die heimlichen Bachanalien in Rom den deutlichsten Beweis gaben. Manche denken auch wohl, bin ich hintergangen: so mögen andre auch hintergangen werden. — Die Verheißungen, daß wenn die Proselyten getauft seyn würden, ihnen ein großes Licht aufgehen würde, die verschiedenen Grade, die

sie durchgehen mußten, ehe sie zur Taufe gelangten, — und dann vollends wenn sie zum Tisch des Herrn und zu den Liebesmälern zugelassen werden würden, welche letztere auch noch einen Nebenreiz bei manchem hatten, wenn auch alles, was der heilige Epiphanius ihnen nachsagt, falsch und ungegründet ist, — diese Verheißungen erhitzten sie dermaßen, daß wenn sie nun auch keine Aufschlüsse oder Aufklärungen derselben selbst fanden, sie selbige doch bei ihren schon länger eingeweiheten Mitchristen bona fide voraussetzten, mit der Zeit sich auch wohl selbst dergleichen zu besitzen einbildeten und andre in der nämlichen Ordnung zu gläubige und in den Geheimnissen eingeweihete Anhänger des Evangeliums machten, ob sie gleich weiter nichts reelles, als äußere Ceremonieen hatten, mit welchen sie beliebige Vorstellungen und Ungereimtheiten verbinden konnten.

Was die Person des Heilandes betrifft: so will ich nur Folgendes bemerken. Vom Anfange des Christenthums an ward über die Gottheit Jesu unter den Christen gestritten, und als sich einige platonische Juden, vermuthlich zuerst in Alexandrien, zum Christenthum bekannten, da kam diese Lehre besonders in Aufnahme. Das Ideal, das sich Plato von der Welt gemacht hatte, die er für einen Ausfluß der Gottheit hielt, bisweilen auch wohl für Gott selbst und Logos

nannte, ward in Jesu personifizirt, welche Personifizirung den Heiden um so weniger anstößig war, als sie in ihrer Mythologie Söhne und Töchter der Gottheit gehabt hatten. Und da die Neuplatoniker ihrem Ahnherrn es gleich zu thun, sich bestrebten; so wurden sie Wortkrämer, die den von ihm erfundenen Wörtern oder auch andern Wörtern einen beliebigen Sinn beilegten, und damit war das Rüsthaus für die Streiter gar bald überflüssig mit allerlei Waffen angefüllt. Die rechtgläubige Meinung, daß nämlich Jesus wahrer Gott sey, hatte offenbar einen großen Vorzug vor der Meinung derer, die Jesum nur für einen bloßen, obgleich mit außerordentlichen Talenten ausgerüsteten Mann hielten. Der Vernunft mag letztere Meinung gemäßer seyn; allein die rechtgläubige Lehre erhält die andächtigen und inbrünstigen Christen in ihrem Eifer und bestärkt sie darin. Der orthodoxe Glaube giebt dem Christenthum eine Größe, einen Glanz und ein gewisses majestätisches Ansehn. Wenn auch die Meinung der Heterodoxen dem Lauf der Natur besser entspricht und die gegenseitige ihr ganz zuwider ist: so ist doch gewiß, daß der Mensch für das Ausserordentliche, für das Wunderbare immer mehr eingenommen ist, als für die reine Wahrheit, die ihn kalt läßt, dahingegen das Wunderbare ihn erwärmt, und seiner Imagination Stoff zur Bearbeitung darbietet. Hiervon kann sich ein jeder aus eigener Erfahrung sehr leicht überzeugen, sobald er nur auf die Religionsübungen eines Orthodoxen und

eines Heterodoxen seine Aufmerksamkeit richten will. Jener nimmt auf alles Rücksicht, und hütet sich ungemein auch nicht das Geringste zu vernachlässigen, dahingegen dieser sich nur um die Hauptsache bekümmert und auf Nebendinge wenig Acht giebt. In einer Religion, der man einen wundervollen, einen göttlichen Ursprung giebt, muß nothwendig das Ausserordentliche, das Wunderbare, das ihrem Wesen viel angemessener ist, als das Gewöhnliche, das Natürliche, auch stärkern und tiefern Eindruck machen und die Menschen mehr rühren und enthusiasmiren, als die Wahrheit, die ihnen so alltäglich, so langweilig zu seyn vorkommt. Diesen Vorzug und den daraus zu ziehenden Vortheil sahen die scharfsinnigsten unter den Kirchenvätern sehr wohl ein, daher sie die Lehre von der Gottheit Jesu auf alle Weise vertheidigten, die Beweise derselben vermehrten, verbesserten und die Einwendungen der Gegner durch Distinctionen, neue Worte, welchen sie einen beliebigen Sinn beilegten, und Subtilitäten vertheidigten, die nur Producte der spitzfindigsten und scharfsinnigsten Köpfe seyn können. Wenn auch das Dogma wider die Vernunft ist: so muß man doch den Witz bewundern wodurch sie solches bei der Vernunft haben rechtfertigen und vertheidigen wollen. *) Bei alle dem würde man ihre Anstrengun-

---

*) Wahrscheinlich meint Mahomet den Locum de Communicatione idiomatum.

gen und ihre mannigfaltigen Erfindungen, Subtilitäten und Kombinationen ketzerische Hartnäckigkeit und Verstocktheit genannt haben, wenn nicht die schwächere Parthei um Ruhe und Frieden zu erhalten, sich gemäßigter Ausdrücke bedient, und jene Orthodoxen oder Rechtgläubige genannt hätte, wodurch sie ihnen bei dem großen Haufen einen gewaltigen Vorzug einräumte. Die Orthodoxen behielten also die Oberhand, welche ihre anerkannte rechtgläubige Lehre, vorkommenden Umständen nach, auch durch List und Intriguen immer mehr befestigen und den Nachkommen überliefern konnten. Jeder zur christlichen Religion übertretende, um sich wissende und seinen Vortheil zu Rathe ziehende Mensch, nahm die orthodoxe Lehre an, die außerdem auch seiner Eigenliebe und seinem Hochmuth so ungemein schmeichelte: denn daß das höchste Wesen sich eines ihm untergeordneten Wesens zum Unterricht, oder auch zur Erlösung des menschlichen Geschlechts bedienen und solches auf die Erde senden konnte — das schien den Menschen gar wohl angeben zu können; — daß aber Gott seinen Sohn, der mit ihm gleiches Wesens, gleicher Ehre, gleicher Macht ist und durch den die Welt erschaffen war, — sandte, der für die Sünden der Menschen selbst sich verspotten, ståupen ließ, und so gar am Kreuze eines schmählichen Todes starb, — diese Darstellung enthält einen solchen Beweis der Begünstigung und Vorliebe, daß der Mensch auf der Leiter aller Dinge auf der höchsten Stufe zu stehen, sich einbilden muß.

Dieser Einbildung gemäß finden wir auch, daß der Engel in der Offenbarung Johannis Cap. 19. V. 10. nicht leiden wollte, daß ihn Johannes anbetete; — er erklärte ihm ohne Rückhalt, daß er nur sein und seiner Mitbrüder Knecht sey, die das Zeugniß Jesu haben. Diese Ehrfurcht bezeigten die Engel schon vor der Fleischwerdung Jesu Christi und der Erlösung des menschlichen Geschlechts, welches ein Geheimniß war, welches zu ergründen, sie sich vergeblich bemüheten. Sie verehrten es ohne eine Kenntniß desselben zu besitzen, 1 Petr. 1. V. 12. Weder dem Abraham, noch dem Daniel war eine solche Ehre wiederfahren. Der Vater der Gläubigen bückte sich zur Erden vor den dreien Engeln, die ihn im Hayn oder in der Ebene Mamre besuchten und Daniel fiel zur Erden als ihm ein Engel erschien, der Engel hob ihn aber auf und sprach ihm Muth zu. Bis zu der Ehrenstufe der Engel, oder wenigstens bis zur nächsten nach derselben, erhoben die Theologen das menschliche Geschlecht; — aber rechtgläubigere haben es noch weit höher erhoben. Sie beweisen auf eine höchst rührende Weise, daß Gott, als die Engel gefallen, er sie in ihrem unglücklichen Zustande gelassen und auch ohne Gnade und Barmherzigkeit bis in alle Ewigkeit lassen wolle, — daß aber, als der Mensch gefallen, Gott seinen einzigen, von Ewigkeit her gezeugten lieben Sohn, in die Welt gesandt, um durch sein Leiden und Sterben das menschliche Geschlecht zu erlösen. Die ersten Gottesgelehrten machen die

Christen den Engeln gleich, die andern erheben sie aber über alle Engel. *)

Achmed.

Es giebt aber unter den Christen eine Sekte, die Jesum nicht für einen Gott, sondern nur für das vollkommenste Geschöpf ausgiebt, dabei aber doch anbetet und göttlich verehrt, und die eben dieser Meinung wegen sich sehr aufgeklärt zu seyn einbildet und die Einfalt ihrer Mitchristen bemitleidet.

Melchisedeck.

Wenn diese Sekte ihren Glauben aus dem neuen Testamente rechtfertigt: so mag sie das thun; will sie sich aber auf das alte Testament und auf die Vernunft berufen; so verdient sie nur Mitleiden mit ihrer Unwissenheit und mit ihrer Unvernunft. Der Hauptgrundartikel der jüdischen Religion ist die Lehre, daß es nur einen Gott giebt, der seine Ehre keinem andern, er sey, wer er wolle, mittheilen will und der ausdrücklich den Götzendienst mit der Todesstrafe zu bestrafen befohlen hat. Das erste Gebot lautet: „Du sollt keine andern Götter neben mir haben. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht: denn ich, der Herr, dein Gott bin ein eifriger Gott.“ „Du sollt dir keine Gestalt eines Man=

*) Works of Bolingbroke. Vol. IV. p. 506. Ed. 4to. 1754.

nes oder Weibes machen und sollst sie nicht anbeten und ihnen dienen.“ Die Uebertretung dieses Gebots hat Gott allezeit bestraft und sie ist an dem Unglück Schuld, das Israel erlitten hat, wie ihm die Propheten so oft gepredigt und verkündigt haben. Nach der Vernunft enthält die Anbetung eines Geschöpfes die größte Ungereimtheit: denn so sehr sich auch Arianer und Socinianer anstrengen mögen, die von ihnen bei Menschen wahrgenommenen Talente oder Eigenschaften, bei diesem Geschöpfe, das sie dieser Eigenschaften wegen anbeten, auf einen, wer weiß wie hohen Grad zu erheben: so bleibt doch zwischen ihm und dem allervollkommsten Wesen, in welchem alle Eigenschaften unendlich sind, ein unendlicher Unterschied, und jenes Geschöpf bleibt immer ein Mitgeschöpf auch der allergeringsten geschaffenen Thiere.

Guadagnolo.

Rabbi! Du hast wohl geredet. Ein Apologet unserer Religion hat schon auf die natürlichen Folgen der Lehre des Socinus aufmerksam gemacht: *) Er sagt nämlich, daß wenn Christus nicht wahrer Gott ist, die mahometanische Religion eine unstreitige Verbesserung der christlichen Religion, und Mahomet selbst ein ungleich größerer und würdigerer Mann gewesen sey, als Christus; indem er weit wahrhafter, weit vorsichtiger und eifriger für

*) Abadie.

die Lehre des einzigen Gottes gewesen, als Christus, der, wenn er sich auch selbst nie für Gott ausgegeben hätte, doch wenigstens hundert zweideutige Dinge gesagt habe, sich von der Einfalt dafür halten zu lassen, dahingegen dem Mahomet keine einzige dergleichen Zweideutigkeiten zu Schulden komme.

Um diese Widerlegung zu entkräften, giebt es einige unter den Socinianern, so wie es auch ehemals dergleichen unter den Arianern gab, die Homuncionitae genannt wurden, welche Jesum für einen bloßen Menschen halten, auch weder als Gott erkennen und anbeten, noch sonst auf irgend eine Weise mit Gott oder neben Gott, oder in Beziehung auf Gott verehren mögen.

Achmed.

Diese letzten Socinianer sind Mahometaner; die, nach Abadies Lehre, unsern Propheten Eurem Jesu vorziehen; und Du Freund, und Dein College, wenn er mit Dir übereinstimmt, Ihr seyd Muselmänner, — ob Ihr Euch gleich aus Furcht Christen nennt.

Mahomet.

Ihr Muselmänner, macht, ohne daß Ihr es einmal wisset, Eroberungen. Die Euch zu ihrem Glauben bekehren wollen, gehen zu dem Eurigen über.

Guadagnolo.

Ich? und Buonaventura? wir, die wir an einen dreieinigen Gott glauben; — an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, der mit ihm gleiches Wesens von Ewigkeit her gewesen ist, und bis in Ewigkeit seyn wird, — der für uns gelitten hat, für uns gestorben ist, der uns von der Hölle befreiet, uns den Himmel erworben, der sich zur Rechten Gottes gesetzt hat, der kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten und mit welchem wir Christen bis in Ewigkeit herrschen werden? Weil wir sagen, daß diejenigen Socinianer, die Jesum nicht anbeten, ihrem Dogma, daß er ein Geschöpf Gottes, ein Mensch gewesen, mehr consequent räsoniren, als diejenigen, die ihn anbeten und doch nur für einen Menschen ausgeben, — deswegen willst Du glauben, daß wir Muselmänner sind? Wir widerlegen diese Ketzer aus den von ihnen selbst geglaubten Lehren, wir bedienen uns wider sie eines Argumenti ad hominem. Eben aus dieser Ursache bleibt auch Abadie ein gläubiger Christ, ob er gleich den Socinianern beweiset, daß wenn sie folgerecht urtheilen und glauben wollen, sie Mahometaner werden müssen, wie auch einige z. B. Neuser wirklich gethan haben, der eine Vereinigung des Christenthums mit dem Türkenthum stiften wollte, und daher in Konstantinopel zum Islamism übertrat.

Achmed.

Mit Deinem Triumpf-Geschrei, Mahomet! war es also nichts. Die Christen beharren in ihrem Glauben an einen dreieinigen Gott, und an seinen Sohn Jesum Christum; indessen habe ich zu der Vernunft das Vertrauen, daß sie ihren Glauben verlassen und zu dem unsrigen übertreten werden.

Mahomet.

Das Letzte möchte wohl nicht geschehen, wenn sie auch Christen zu seyn aufhören sollten; das Christenthum wird aber auch länger als Mahomets Religion dauern, wovon ich schon vorhin die Ursachen angeführt habe; — Dein Vertrauen zu der Vernunft ist ganz ohne Grund — indem die Menschen sich immer mehr von ihren Vorurtheilen und von ihren Phantasieen werden leiten lassen, als von der Vernunft; auch die allermeisten ihre Stimme nicht verstehen und sie verstehen zu lernen, durch Lug und Trug oder auch mit Gewalt zurückgehalten werden.

Buonaventura.

Ohne mich mit Dir in einen Streit darüber einzulassen, welche von den verschiedenen Religionen sich ihrer Dauer und ihrer Ausbreitung halber am sichersten auf die Vernunft und die Wahrheit verlassen könne, will ich Dich nur an die Weissagungen erinnern, die unter Euch Mahometanern allge-

mein bekannt sind, nach welchen sowohl das türkische Reich als die mahometanische Religion, nach einigen Prophezeiungen, in fünfhundert, nach andern, in tausend Jahren, nach der Weissagung der meisten, aber in kürzerer Zeit untergehen werde.

Achmed.

Wie oft ist Euch Christen nicht vom Anfange des Christenthums, ja selbst von Jesu, der Untergang der Welt prophezeiet worden, die demohnerachtet noch fort besteht? Wunder und Weissagungen gehören in eine Categorie; alle berufen sich darauf, aber Niemand will ihnen trauen. Vernünftige Leute glauben nicht eher an Weissagungen als bis sie erfüllt sind. Wenn aber ein Mathematiker aus mathematischen Gründen, z. B. Sonnen- und Mondfinsternisse, — ein zukünftiges Ereigniß beweiset, dann hat seine Demonstration doch gewiß mehr zu sagen, als Visionen und Träume enthusiastischer Schwärmer oder sogenannter Propheten; — und eine solche Demonstration von dem Untergange des Christenthums ist in ganz Europa bekannt. Nach dieser Rechnung soll die christliche Religion nur noch etwas über zweitausend Jahre bestehen: dann aber völlig zu Grunde gehen.

Guadagnolo.

Nicht zu erwähnen, daß der Beweis dieses Geometers auf dem Grunde ruht, daß die Probabilität einer geschehenen Begebenheit nach den Jahren stu-

fenweise abnehmen und mithin mit der Zeit gänzlich aufhören müsse, welche Behauptung einen offenbaren Widerspruch enthält, weil geschehene Dinge in ungeschehene verwandelt werden müßten, und, wenn nicht die ganze Erde untergehen soll, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, die Beweismittel, die wir jetzt haben, auch nach vielen tausend Jahren vorhanden seyn werden — — beweiset der Mathematiker nach seiner Rechnung, daß das Ende der Welt auch zugleich mit dem Untergange des Christenthums eintreten werde. Also sind dann weder Judenthum noch Heidenthum, noch Türkenthum mehr vorhanden. Den Beschluß seiner Abhandlung macht er mit den von Atheisten und Deisten, also auch von den Mahomedanern sehr zu beherzigenden Worten. „Ein wahrer Christ ist der Weiseste aller Weisen, und die Atheisten und Deisten sind unter allen Narren die allergrößesten Narren. *)

*) Verus Christianus est omnium sapientium sapientissimus, et Athei ac Deistae sunt omnium stultorum stultissimi. Joannis Craig Theologiae christianae principia mathematica. Edidit Titius. Edit. nova 1755.

Innocentius der Zehnte.

1644.

Er hieß vorher Johannes Baptista Pamphilius und ward von Gregorius XV. nebst andern Aufträgen, als Nuntius nach Neapel geschickt. Urban VIII. gab ihn im Jahr 1625. dem Kardinal Francisko Barbarini, als dieser nach Frankreich und Spanien gesandt ward, als Datarius mit, woselbst er unter dem Titel eines Patriarchen von Antiochien und päpstlichen Nuntius verblieb, bis er Kardinal ward. Nach Urbans VIII. Tode ward er am 15. Septbr. 1644 zum Papst erwählt Mit der Donna Olympia Maldachini, der Wittwe seines Bruders, lebte er in sehr vertrautem Umgange. Sie verwaltete die ganze päpstliche Regierung und richtete alles nach ihrem Kopf ein. Kaum hatte er den päpstlichen Stuhl bestiegen, so verjagte er alle von der barbarinischen Familie aus Rom, ohnerachtet sie ihm zur päpstlichen Würde verholfen hatten. Frankreich nahm sich der Barbarini's an; der Papst hingegen fuhr fort ihre Güter sequestiren zu lassen, und ernannte fünf Kardinäle, welche Rechenschaft von den Barbarini's fordern sollten von den Geldern, die sie binnen der Zeit, daß ihr Vetter Urban VIII. den päpstlichen Stuhl besessen, empfangen; und mit ihnen nach Befinden rechtlich zu verfahren. Die Barbarini's gaben ihre Rech-

nungen ein, wider welche der Papst aber viele Einwendungen machte, und ihre Güter sequestriren zu lassen, fortfuhr. Im Jahr 1647 ließ daher der König von Frankreich, Orbitello angreifen. Auch überrumpelten die Franzosen St. Stephano, welches den Papst bewog, etwas gelinder zu verfahren. Als aber der Markgraf von Torrecusa die Franzosen die Belagerung von Ortibello aufzuheben genöthigt hatte: so nahm er seine Bewilligungen zurück. Nun schickte Frankreich eine Flotte nach Italien, welche Piombino und Porto-Longone wegnahmen, welches den Papst wieder etwas geschmeidiger machte. Weil aber die Flotte eines innerlichen Krieges wegen nach Frankreich zurückkehrte: so nahm der Papst auch wieder seine ehemaligen Gesinnungen an, so sehr sich auch die französischen Minister für die Barbarini's intercedirten. Es kam so weit, daß der Papst die Barbarini's schuldig erklärte, sie ihrer Güter und Aemter beraubte und eine große Summe Geldes auf ihre Köpfe setzte. Die Olympia, welcher die Barbarini's nicht, wie sie verlangte, gehuldigt hatten und an allen diesem Hader Schuld war, ward endlich durch ihre Verwandten auf andere Gedanken gebracht. Sie stellten ihr vor, daß es ihr nach des Papstes Tode nicht anders ergehen würde, als sie jetzt mit den Barbarini's verführe. Endlich ward zwischen beiden Familien eine vortheilhafte Heirath vorgeschlagen, welche 1653 zu Stande kam, wodurch der Papst ausgesöhnt

söhnt ward und die Barbarini's mit großen Freuden in Rom empfangen wurden.

Im Jahr 1645 stellte Uladislaus IV., König von Polen das Colloquium charitativum in Thoren an, um die drei Hauptreligionen zu vereinigen. Auf Begehren des Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, wohnte demselben auch der berühmte Georg Calixtus bei, welcher behauptete, daß die Reformirten und Römisch-Katholischen im Grunde des Glaubens mit den Lutheranern einig wären, und daß diese drei Religionen leicht vereinigt werden könnten. Der Hofprediger Bergius in Berlin, den der Kurfürst nach Thoren gesandt hatte, war eben dieser Meinung; allein die übrigen Anwesenden machten große Schwierigkeiten, oder hielten vielmehr die Vereinigung für unmöglich, wegen ihres ganz verschiedenen Glaubensgrundes.

Im Jahr 1650 hielt der Papst der Donna Olympia zu Ehren ein Jubeljahr. Der Landgraf Ernst von Hessen-Kassel stellte 1651 zu Rheinfels ein Religionsgespräch an, auf welchem sich katholischer Seits, unter andern der berühmte Capuciner Magni, Valerianus genannt, von lutherischer Seite aber Haberkorn und Menzer befanden. Das Resultat dieses Gesprächs war, daß der Landgraf nebst seiner Gemahlin zur katholischen Religion übergingen. Er rechtfertigte seinen Uebertritt in einer an den Baron von Boinenburg gerichteten Schrift. Im Jahre 1666 gab er zu

eben diesem Zwecke seinen Catholicum discretum heraus.

Im Jahr 1647 schickte Innocentius X. einige von seinen Ministern zu den Münsterschen Friedensunterhandlungen. Als sein Nuntius Chigi hörte, daß ein großer Theil der geistlichen Güter den Protestanten gelassen werden sollte: so protestirte er feierlich wider den Frieden, und zugleich wider die in den osnabrückschen Tractaten verwilligte Gewissensfreiheit. Der Papst war über die Verhandlungen so erbittert, daß er die ihm mitgetheilten Schriften zerriß, und den Frieden durch eine Bulle für nichtig erklärte.

Die Streitigkeiten zwischen den Jansenisten und Jesuiten wurden noch heftiger als vorher. Die Jesuiten zogen fünf Sätze aus des Jansenius Augustino, die sie dem Papst zur Verdammung einreichten, die auch 1653 erfolgte. Es waren folgende Sätze. 1) Einige Gebote Gottes können unmöglich von den Gerechten gehalten werden, wenn sie gleich willig dazu sind. 2) Der Mensch kann der innern Gnade im Stande der gefallenen Natur niemals widerstreben: denn eines Theils wäre Gott allmächtig, und andern Theils würde er Etwas vergebliches geschenkt haben, wenn der Mensch die Gnade nicht annehmen könnte und die menschliche Kraft also stärker als die göttliche wäre. 3) Daß der Mensch etwas bei Gott verdiene, dazu würde keine völlige, sondern nur eine vom äusserlichen Zwange befreite Freiheit erfordert. 4) Die Se-

mipelagianer hätten sehr geirrt, daß sie geglaubt, es stehe in der Menschen Kräften, die innere vorkommende Gnade anzunehmen oder von sich zu stoßen, 5) Es wäre die Sprache der Semipelagianer, wenn man sagt: Christus habe für die Sünden aller Menschen genug gethan. Die Jansenisten leugneten daß diese Sätze Jansenius behauptet hätte. Einige, welche es mit keiner Parthei hielten, behaupteten, daß man in dieser Materie doch niemals einiges Licht wahrnehmen werde, daß die Lehre von der Gnade zu denjenigen gehöre, daß je mehr man darüber streite, man immer noch ungewisser werde, als man zuvor gewesen ist. Man verglich sie mit dem Pharus bei Messina, wo man allezeit in Gefahr ist, an einer Klippe zu scheitern, wenn man sich bemüht eine andere zu vermeiden. Sie sagten, alles laufe darauf hinaus, ob Adam freiwillig gesündigt habe. Antwortet man mit Ja so ist sein Fall entweder von der Gottheit vorher gesehn oder nicht? Hat die Gottheit ihn nicht voher gesehn: so ist sie nicht allwissend; hat sie ihn aber vorher gesehn: so hätte sie den Menschen ungeschaffen lassen müssen. In dem zweiten Falle, hat Adam nicht freiwillig gesündigt: so fällt alle Zurechnung bei ihm weg und er kann also nicht bestraft werden.

Im Jahr 1655 ging Innocentius X. mit Tode ab, worüber sich das römische Volk freuete, die Geistlichkeit aber trauerte: denn er hatte alles gethan was in seinem Vermögen stand, der Kirche wiederum zu ihrem alten Flore zu verhelfen.

Das Colloquium Charitativum in Thoren.

Am 18. August 1645, nahm diese sogenannte liebevolle Verhandlung ihren Anfang. Der König von Polen hatte seinen Reichskanzler Ostolinski und den Erzbischof in Gnesen, Matthias Lubinski, welcher dabei präsidiren sollte, dahin geschickt. Von Seiten der Katholiken hatten sich Mehrere eingefunden, unter welchen der Jesuit Schönhoff, der berühmteste ist. Von Seiten der Reformirten, waren außer den polnischen Predigern, Bergius gegenwärtig, und von Seiten der Lutheraner hatten sich Doktor Johann Hülsemann der das Directorium für die lutherische Parthei führte, Doktor Bottsack, D. Abraham Calov eingefunden. Calixtus ward nicht für echt lutherisch gehalten; Bottsack nannte ihn einen Synkretisten. Als nun für die Katholiken Schönhoff auftrat, und die Gegner, Lutheraner und Reformirten fragte, welche Punkte oder Artikel in der katholischen Kirche ihnen anstößig wären: so antwortete Hülsemann Namens der Lutheraner: er müsse gegen die Zulassung der Reformirten zu diesem Religionsgespräche förmlich protestiren, indem sie nicht zur Gemeinschaft der augsburgischen Confession gehörten. Dem Doktor Bergius,

der solches behauptete, antwortete er: Borgius bekenne sich zur augsburgischen Confession, wie der Satan zu den Kindern Gottes. Hiob Cap. 1. Und als ihn Calixtus auf die Benennung Colloquium charitativum verwies, — so erwiederte er, daß er mit Wölfen in Schafskleidern nichts zu thun haben wollte, und daß sein Votum unter den lutherischen gar nicht mitgezählt werden könnte. Schönhoff sagte hierauf: Hülsemann hätte ja vorher gewußt, daß eine Vereinigung aller dreien Religionen versucht werden solle; vorzüglich aber die Vereinigung der katholischen mit der ihrigen, und daß ihre eigene besondere Streitigkeiten hier gar nicht hergehörten. Da der Erzbischof äußerte, daß Schönhoff ganz offenbar Recht hätte: so schwiegen die protestantischen Theologen stille. Nun trat Stanislaus Lubieniczki, mit den Deputirten der Socinianer Jonas Schlichting und Martinus Ruarus hervor, welche aber von allen dreien Partheien abgewiesen wurden. Auf Vorhalten des Reichskanzlers Ostolinski, daß die Socinianer sich in Polen sehr vermehrten, der König sie für Glaubensverwandte der Lutheraner und Reformirten hielte, sie auch ihr symbolisches Buch, den rackowischen Catechismus, der Universität Wittenberg dedicirt und in diesem sich ganz klar ausgesprochen hätten, daß sie mit den Protestanten einen gemeinschaftlichen Glaubensgrund, nämlich die Bibel hätten, — wurden sie zugelassen. Schlichting

und Ruar disputirten über verschiedene Lehren, als über die Gnade, die Rechtfertigung, wobei Lubieniezki, von Seiten der Socinianer, die Feder führte, auch nachher diese Gespräche gedruckt herausgab; durch Unterbrechung einer Unterhaltung, die Ruar mit Calixtus hatte, indem Calov behauptete, daß da die Socinianer die Gottheit Christi leugneten, demohnerachtet aber ihn anbeteten, mithin einen Hauptartikel des Christenthums verwürfen, und durch Anbetung Jesu Christi, den sie für einen bloßen Menschen hielten, die ärgste Abgötterei begingen — sie weder zu den Katholiken noch Protestanten gehören könnten, wurden die Gespräche mit ihnen abgebrochen, ob sie gleich behaupteten, daß die Gottheit Christi auf einer Auslegung der heiligen Schrift beruhete und die Katholiken auch Heilige anbeteten, die doch nach aller Meinung weniger als Jesus zu bedeuten hätten.

Dieses Colloquium charitativum war nur ein Vorspiel. Die lutherischen Theologen, besonders Calov, reiseten im größten Unwillen zurück, die katholischen lachten und schrieben sich den Sieg zu, vorzüglich mit aus dem Grunde, daß da die Protestanteu noch über kein Glaubensformular einig geworden und einer der vornehmsten Gegenstände ihrer Unterredung die Einigkeit der Kirche (wie sie sagten) beträfe, sie es für ganz unnütz hielten die Lehre von den guten Werken (bei welchem Artikel sie hielten, als das Getümmel so groß ward, daß

Niemand mehr drauf hörte was der andere sagte, sondern sie sich nur ausschimpften) weiter zu erörtern. Der Erzbischof war der nämlichen Meinung und Calixtus und Bergius äußerten, daß hier schwerlich an eine Vereinigung zu denken wäre, vielmehr daß eine Verlängerung ihres Colloquii, Statt Liebe und Einigkeit zu bewirken, nur noch größern Haß und Feindschaft zur Folge haben möchte. Calixtus ward in Wittenberg von Calov des Indifferentismus beschuldigt, der in Thoren den Mantel auf beiden Schultern getragen hätte; seine Schüler nahmen sich seiner an und machten sich zuvörderst über einige Verse des Calov, die zu viele Füße haben sollten, lustig. Beide Universitäten Wittenberg und Helmstädt standen in offenen Kriege gegen einander. Die Theologen in Rinteln und Königsberg traten auf die Seite des Calixtus und die Wittenberger und Leipziger fochten für Calov. Obgleich die Wittenberger die stärksten waren: so wollten sie doch die weltliche Macht zu Hülfe rufen und den Kurfürsten von Sachsen bewegen, eine Stimmensammlung unter den Theologen zu veranstalten um nach deren Eingang den Calixtus und die Syncretisten, von der Kirche der Protestanten auszuschließen. Sie fanden aber kein Gehör; indessen ließen sie einen sogenannten Consensum repetitum bekannt machen, der neben dem Concordienbuche bestehen sollte, worauf sie den Verdruß hatten, daß die Rinteler nicht nur zu des Calixtus Parthei traten, son=

dern auch öffentlich bekannt machten: „Dieß ist unsere Meinung, daß wir der Reformirten Irrthümer, eigentlich zu reden, nicht für ketzerisch halten; wer damit nicht will friedlich seyn, der lasse es bleiben, und werden es die Herren Wittenberger mit ihrem Anhang dahin nimmermehr bringen, daß wir ihnen zu gefallen der Reformirten Irrthümer für ketzerisch halten.“ Der jüngere Calixtus schrieb eine Widerlegung des Consensus repetitus, welche die Wittenberger durch den Doctor Strauch beantworten ließen. In dieser Antwort hatte Strauch gesagt, daß Calixtus seine Zeit in Italien und Frankreich in Sauf- und Hurenhäusern zugebracht hätte. Dieser setzte dagegen am 14. May 1668 coram Notario et testibus eine Retorsionsschrift auf und hielt sich um so mehr dazu berechtigt, als er zu der Zeit, als er auf Reisen ging, schon verheirathet war, mithin diese Worte: Mirum non est, quod in Gallorum et Italorum tabernis vinariis et fornicibus etiam invenire Lutheranos non potuerit dissentiens, Lügen enthielten. So bald Strauch des Calixtus Retorsion mitgetheilt war; so ließ er sich von drei Juristenfakultäten zu Leipzig, Wittenberg und Jena darüber Gutachten geben, ob es eine rechtmäßige Retorsion wäre, und ob er nicht vielmehr zu retorquiren befugt wäre? Alle drei Fakultäten antworteten für Strauch, weil sie behaupteten, daß das Wort fornicibus keine Injurie enthielte, indem es nicht sowohl Hurenhäu-

ser, als vielmehr das bedeute, was die Franzosen Cavenet oder Cabaret zu nennen pflegten. Strauch gab demnach 1668 heraus: „Abgenöthigte Retorsion auf Friedrich Ulrich Calixti Injurien. In dieser nannte er den alten im Jahr 1656 verstorbenen Calixtus einen Oberhandwerksmeister in der Läster- und Pasquillantenzunft, dessen Briefe mit Saupossen und Verläumdungen angefüllt wären: — der jüngere Calixtus wäre eine Schmeißfliege, ein fauler Esel, ein Schnarchhans, ein Rittmeister von des Obersten Pelagii Regiment, ein Rattenkönig von dem Ungeziefer Aegyptens. Doch dies war den wittenbergischen Theologen noch nicht genug; sie trugen darauf bei dem Kurfürsten an, daß so bald als möglich in den Religionseid eine Clausel wider die Syncretisten und Kirchentoleranz eingerückt, und zu solchem Eid alle, auch weltliche Offizianten, Ministri, durchgehends verbunden seyn sollten; — ingleichen, daß der Kurfürst auch die braunschweigische Herrschaft dahin disponiren möchte, ihre Theologen zu zwingen, daß das Corpus doctrinae Julium *) nicht nur Hypothetice, so fern es der

*) Das sogenannte Corpus doctrinae Julium kam auf des Herzogs Julius Befehl 1576 heraus, und enthielt nebst den drei Hauptsymbolis der augsburgischen Confession und deren Apologie, den schmalkaldischen Artikeln, den beiden Catechismis Lutheri, den Bericht von etlichen vornehmlichen Artikeln der Lehre u. s. w. auch Urbani Rhegii Traktat de formulis caute loquendi.

Schrift gemäß wäre, sondern simpliciter, ohne einige Restriction unterschreiben und beschwören, auch mit Calixto es nimmermehr halten, noch sein und seiner Schriften gedenken müßten. Sie suchten es so gar dahin zu bringen, daß die Calixtiner auf dem Reichstage mit gesammter Hand aus dem Instrumento pacis gänzlich ausgeschlossen, und als eine neue Religion und Secte verstoßen würden. „Unter dem gemeinen Volk," schreibt Calixtus, „ist die Fabel von dem verkündigten Syncretismus so gemein geworden, daß man auf allen Gassen in Fleisch- und Brod-Bänken sich damit schleppt, und die Leute, wenn sie in Predigten von diesem Namen hören, einander fragen, was doch Syndechristen vor Leute und Ketzer seyn mögen?" Die Studenten schlugen und rauften sich untereinander für ihre Professoren. Das Ministerium in Dresden gab zwar den Wittenbergern sein Mißvergnügen über ihre Händel öfters zu erkennen; sie kehrten sich aber daran nicht. Sie ließen von ihren Studenten eine Comödie aufführen, in welcher Calixtus als ein greuliches Ungeheuer auf das Theater geführt ward, mit dem man die schändlichsten Possen spielte. Sie brachten einen feurigen Drachen mit Hörnern und Klauen auf die Bühne, auf dessen Brust des Calixtus Name geschrieben war. Dieses Schauspiel ward am 18. October 1676 bei dem Rectoratswechsel in Doktor Deutschmanns Wohnung gegeben. Sie machten Pasquille gegen einander und machten sich bei

dem gemeinsten Volk lächerlich. Einen helmstädtschen Magister Oswald Stumpf, nannten sie einen Waldochsen, der Oxwaldschen Universität depositorem, einen Hasenkopf, einen Caudicem cum suo Rühdicio, einen Magister Etiam, der sich reimte, wie eine wendische Wagenrunge, auf einen Calixtinischen jungen Kalbskopf. Calixtus hätte Eselsohren 100 Meilen lang, wäre ein ungehobelter Bauer, ein Saurüssel u. s. w. Calixtus hingegen schrieb wider Doct. Scharffen; die Studenten sangen in Wittenberg: Unser lieber D. Scharff, den uns Gott vom Himmel warf." Er wäre deswegen aus dem Himmel geworfen, weil er dem alten Priscian so viel Unrecht gethan. *)

Er ward auch Doctor Schärfgen Acreolus genannt und von ihm gesagt: Scharfius interdum Stumpfius esse solet. Im Jahr 1682 schrieb Calov seine Historiam Syncretisticam, die in Sachsen confiscirt ward; über welches Verfahren er sich von einigen Fakultäten Responsen geben ließ, ob eine Obrigkeit solche Schriften zu unterdrücken befugt wäre? Im Jahr 1685 erschien diese Geschichte abermals, ohne Name des Orts, des Druckers und Verlegers und an ihn selbst dedicirt. Die evangelischen Stände ließen insgesammt in Regensburg die Reichsversammlung ersuchen, den Kur-

*) S. Arnolds Kirch. und Ketz. Hist. Th. II. B. XVII. Cap. 11. §. 11. seq.

fürsten Johann Georg I. zu bewegen, seinen Theologen aufzulegen, mit Schreiben und Predigen gegen die Helmstädter so lange inne zu halten, bis auf ein christliches Colloquium. Die Theologen in Leipzig und Wittenberg machten aber hierauf den Beschluß: „den andern (Helmstädtern und Königsbergern) könnte man wohl zu schreiben verbieten, aber dem heiligen Geiste könnte man nicht das Maul stopfen und dessen Dienern (denen Wittenbergern) durch welche er sich vernehmen ließe, eben so wenig." Nach Calovs Tode im Jahre 1686 schrieb Calixtus der jüngere: „Nunmehr ist die Fackel ausgelöscht, die lange genug denen vorangegangen, welche sich von lauter Zanken und Beißen nähren und von dem erregten Lärm in der Kirche fett werden, auch als Raubvögel den guten Namen derer, die frömmer sind, zerfleischen. Es ist auch ominös, daß Calov kurz vor seinem Tode im Schlaf sich so verbrannt hat, dadurch er gleichsam erweckt worden, vor dem gerechten Richter zu erscheinen. Wie er denn auch nun vor dem höchsten Richterstuhl stehen wird und gegen ihn Calixtus, Hornejus u. s. w.

Religionsgespräch in Rheinfels.

Die Doktoren Haberkorn und Menzer, ingleichen der Capuciner Magni, genannt Valerianus.

Valerianus.

Wenn die Protestanten die Religionsstreitigkeiten nicht als ganz unbedeutende Dinge ansehen, wenn sie nicht die Glaubensartikel, auch die allerwichtigsten z. B. von der Gottheit Jesu, von der Dreieinigkeit, vom heiligen Geiste, vom Abendmale u. s. w. für gleichgültige, weder nützliche noch schädliche Lehren, die man eben so gut annehmen als verwerfen, eben so gut wissen, als nicht wissen darf, — halten wollen: so müssen sie unstreitig einen Richter anerkennen, der durch seinen Ausspruch festsetzt, auf wessen Seite der streitenden Partheien sich die Wahrheit befinde. Die heilige Schrift kann dieser Richter nicht seyn: denn sie kann nicht anders reden, als nach dem Sinne, den man ihr giebt; da nun aber die Religionsstreitigkeiten auf die verschiedenen Auslegungen gegründet sind und die Rechte der Streiter völlig gleich sind: so können die Zänkereien der Christen niemals geendet werden, so lange

über den Sinn der Schrift gestritten wird, woraus man natürlich folgern muß, daß da der Streit nicht geendigt werden kann, alles Polemisiren unnütz und die Glaubensartikel ganz unbedeutende Dinge sind, oder wenn man sie für bedeutend halten will, zu nichts weiter dienen, als Spaltungen, Haß und Verfolgungen zu erzeugen und selbige zu verewigen. Wollte man sagen, daß es nicht darauf ankomme, ob dieser oder jener Glaubensartikel, so oder anders, verstanden werde, wenn er nur im Ganzen angenommen wird: so behauptet man implicite, daß er an und für sich eine ganz gleichgültige Lehre enthalte; und dieses ist es, was im Grunde die Protestanten behaupten, wenn sie sich äußern, daß man einem jeden Christen überlassen müsse, wie er die Glaubensartikel verstehen wolle.

Haberkorn.

Die Protestanten räumen ein, daß aus der Schrift kein Urtheil genommen werden könne, welches einen Religionsstreit zwischen den Christen definitive entscheiden könnte; — sie behaupten aber dagegen auch, daß der Papst, als ein Mensch, der irren kann, und wie bekannt, oft geirrt hat, noch weniger als die heilige Schrift, welche von beiden Partheien als von Gott herrührend, angenommen ist, zum Glaubensrichter geeignet sey. Und das ist eben die Freiheit der Protestanten, daß sie an keinen Ausspruch eines Oberrichters gebunden sind; sondern jeder sein eigener Glaubensrichter

ist, dahingegen Ihr Päpstler Euch unbedingt dem Ausspruch des Papstes unterwerfen müßt, der doch so gut ein Mensch ist, wie jeder andere Christ.

Menzer.

Der Papst ist nicht allein ein trüglicher Mensch, der eben so gut als jeder andere Mensch irren kann, sondern das böse Leben verschiedener Päpste, ist ein augenscheinlicher Beweis, daß Gott keineswegs wolle, daß wir glauben sollen, daß der heilige Geist in ihm wohne. Unser große Gottesgelehrte Calixtus schreibt sehr recht, daß es wider Gottes Weisheit sey, die Religion auf die Gewalt gewisser Leute zu gründen, die so verdorben sind, als die Päpste ganze Jahrhunderte durch gewesen sind.

Valerian.

Die Wege Gottes sind wunderbar, — und die Vorsehung bedient sich oft solcher Mittel zu ihren Zwecken, die nach menschlicher Ansicht verwerflich sind. Es steht sogar noch dahin, ob mehr Gutes, ins Große gehende, durch fromme und tugendhafte, oder durch lasterhafte und böse Menschen in der Welt bewirkt worden, ob letztere gleich die Absicht nicht gehabt haben, die Welt glücklich zu machen. Moses, Samuel und David waren nicht tadelfrei und doch waren sie wichtige Rüstzeuge in der Hand der Gottheit. Die Protestanten müssen also einen besondern Grund anführen, warum sich die Gottheit der Päpste nicht als ihrer Orakel bedienen

könne. Dies haben sie nicht gethan, und der von der Bosheit der Päpste hergenommene Grund, wider ihre untrügliche Auslegung der heiligen Schrift, fällt also von selbst übern Haufen. Eure protestantische Freiheit ist ein Hirngespinnst, indem Ihr die Schrift so verstehen müßt, wie deren Sinn in Euren symbolischen Büchern festgesetzt ist, und weil die Laien an ihre Prediger glauben müssen, welche die Stelle des Papstes vertreten.

Menzer.

David und die Propheten haben sich durch Weissagungen, wie Moses, Josua u. s. w. durch Wunder als Orakel der Gottheit legitimirt. Womit aber legitimirt sich der Papst? Die Succession von Petrus her, ist durch die von den Papisten anerkannte Unterbrechung, und weil die Prätendenten sich untereinander über den Besitz des Stuhls Petri zankten und mehrere zugleich auf dem Stuhl saßen, von gar keiner Bedeutung, gesetzt auch daß Petrus Bischof in Rom gewesen und daß ihm von Christo, mit Ausschluß der andern Apostel, die Kirche anvertrauet wäre, welches doch aus der Schrift nicht erwiesen werden kann.

Valerianus.

Daß Petrus zum Oberhaupte der Kirche von Christo ausersehen, und daß ihm und seinen Nachfolgern das Oberhirtenamt anvertraut worden — beweise ich, für mein Theil, nicht aus der Schrift, sondern aus der Tradition.

Menzer.

Menzer.

Die Tradition verwerfen wir aber, und mithin auch alles was darauf beruhet.

Valerianus.

Ihr geht ein wenig zu geschwinde: denn die Aechtheit und Canonicität der heiligen Bücher kann auch nur aus der Tradition erwiesen werden. Laßt uns über die Vorzüge unsers verschiedenen Glaubensgrundes nicht weiter streiten; nur dünkt mich doch, daß die Protestanten sehr wohl thun würden, und wozu Melanchthon, ja selbst Luther geneigt waren, wenn sie den Papst mit den Katholiken für das allgemeine Oberhaupt der Kirche anerkennten. Staatsmänner lehren, daß nach der Politik, alle christlichen Staaten, zum wenigsten die occidentalischen, nur einen Körper ausmachen, dessen geistliches Haupt der Papst, sein weltliches aber der Kaiser seyn sollte. Einem jeden von ihnen stehe eine gewisse allgemeine Gerichtsbarkeit zu. Der Kaiser sey der geborne Feldherr, Beschützer und Sachwalter, insonderheit wider die Ungläubigen, daher er den Titel der geheiligten Majestät führe, — und Deutschland das heilige Reich *) genannt werde. Und obgleich, sagt ein Politikus, alles dieses nicht aus dem göttlichen Rechte entspringt, so ist es doch ein politisches Lehrgebäude, davon man

*) Caesarini Fürstenerii de jure Suprematus etc. p. 75.

zu wünschen hat, daß es entstehe und unverletzt stehen bleibe *).

Menzer.

Politischer Erörterungen wegen sind wir hier nicht versammelt, sondern um uns darüber zu bereden, ob die protestantische Kirche nicht wiederum mit der römisch-katholischen vereinigt werden könne?

Valerianus.

Und dazu gehört meines Erachtens vor allen Dingen, daß beide Partheien ein gemeinsames Oberhaupt anerkennen.

Menzer.

Der Papst müßte also katholisch und protestantisch zugleich seyn.

Valerianus.

Das könnte er auch sehr wohl seyn. In der katholischen Kirche ist er das Orakel der Gottheit und in der protestantischen ist er der Oberaufseher des äußern Kirchenregiments. Ist nicht der römische Kaiser sowohl der Advokat der protestantischen, als katholischen Kirche, ob er gleich für seine Person nur einer von ihnen angehören kann?

---

*) Leibnitz.

Menzer.

Ich zweifele, daß diese Einrichtung den Protestanten nützlich seyn möchte; — ja ich befürchte sogar, daß sie ein gewisses Mittel werden würde, den protestantischen Glauben nach und nach zu untergraben.

Valerianus.

Dagegen werden die protestantischen Hirten ihre Heerden schon zu sichern wissen.

Menzer.

Wenn nun aber die Hirten selbst dabei gewönnen, wenn sie papistisch würden?

Valerianus.

Wenn dem so ist: so werden wir uns darauf einschränken müssen, ob die Protestanten einen hinreichenden Grund gehabt, die römische Kirche zu verlassen, und das ist es auch, was der Herr Landgraf auf das Reine gebracht zu sehen wünscht.

Menzer.

Einen solchen Grund haben wir allerdings gehabt, die römische Kirche zu verlassen, und wir haben ihn noch, um niemals wiederum zu ihr zurückzukehren. Eure Theologen geben der Schrift einen höchst gezwungenen, und bisweilen einen ganz widersprechenden Sinn, der allen Regeln der Hermeneutik zuwider ist und von der Auslegung der Kirchenväter

ganz verschieden ist, — und die, welche diese Auslegungen nicht annehmen wollen, die setzen sie in das Gefängniß oder lassen sie gar verbrennen. Mit solchen Auslegern des Wortes Gottes haben wir nothwendig brechen und neue Versammlungen anstellen müssen.

Valerianus.

Jenen Vorwurf geben wir Euch ganz zurück. Sind denn Eure Erklärungen weniger gezwungen, weniger von den Auslegungen der Väter verschieden, als die katholischen? Und waren denn die Kirchenväter untrüglich? War Augustin untrüglich, als er die ewige Gnadenwahl deutlich in der Schrift wahrzunehmen glaubte? War Tertullian untrüglich, wenn er der Gottheit einen Körper gab? Wie sauer kommt es Euch an, das von Jesu dem Apostel Petrus Matth. 16. V. 16, 17, 18 gegebene Geschenk, und die Brod- und Weinverwandlung aus der Schrift weg- und die Kindertaufe hinein zu exegisiren? Ich glaube selbst, daß das Primat des Apostels und des Papstes nicht eben aus der Bibel erwiesen werden könne, sondern aus der Tradition dargethan werden müsse und streite daher nicht über eine Auslegung; denn warum soll ich mich auf zweifelhafte Gründe berufen, wenn mir ganz offenbare zu Gebote stehen? Was die Zwangsmittel anlangt, den Erklärungen Credit zu verschaffen: so bedient Ihr Euch ganz der nämlichen, die Ihr aber in der Hand Eurer Gegner, als höchst ungerechte und

grausame Waffen verschreiet. Servet ward seiner Auslegung wegen vom Kalvin verbrannt; Gentilis ward, weil er seiner Auslegung nicht beitrat, enthauptet, ja er ging sogar so weit, daß die Genfer schwören mußten, daß seine Lehre, also seine Auslegung der heiligen Schrift, die wahre wäre, worüber selbst Luther spottete, der aber seiner Seits die Wiedertäufer, weil sie das nicht in der Schrift fanden, was er darin enthalten zu seyn vermeinte, verfolgte und Schuld daran war, daß Tausende massakrirt wurden. Wie grausam haben nicht in diesem Jahrhunderte die Reformirten in den Niederlanden, die sogenannten Remonstranten verfolgt, weil selbige die ewige Gnadenwahl nicht in der Schrift fanden, worin sie Kalvin und Gomarus gefunden zu haben vermeinten. „Wenn" sagt man, „die herrschende Kirche in einem Staate die Obergewalt hat: so ist sie auch jedesmal die verfolgende, (wenn die Regierung die Geistlichkeit nicht kurz im Zügel hält und von den Priestern sich hat weiß machen lassen, daß Dummheit und Unwissenheit die besten und wirksamsten Mittel sind, ihr Volk im Gehorsam zu halten.)" Wenn Ihr Euch darauf beruft, daß es unter Euren Mitgliedern mehrere giebt, welche Eure Auslegungen ungestraft verwerfen: so wißt Ihr, daß es bei uns nicht nur eben dergleichen Leute, sondern auch solche giebt und immer gegeben hat, die die christliche Religion ganz verlassen, ja sogar Atheisten sind, z. B. Politian, Bembo, Pomponatius ꝛc. die demohnerachtet weder eingekerkert, noch verbrannt worden

sind. In keinem Lande in Europa hat es jemals mehr Atheisten gegeben als in Italien. Beide Partheien, Protestanten und Katholiken haben sich also ihrer Auslegungen und ihrer Verfolgungen wegen nichts vorzuwerfen.

Menzer.

Wenn der Glaube eine freie Handlung des Menschen ist: so kann er auch als ein Vernunftwesen selbigen verlassen, sobald er gewahr wird, daß sein Glaube ungereimt sey. Ja er muß es thun.

Valerianus.

Zugegeben. Wer soll aber zwischen den Katholiken und Protestanten Richter seyn? Auf Unbegreiflichkeit einiger Dogmen könnt Ihr Euch nicht berufen, indem Ihr die unbegreiflichsten mit uns gemein habt, z. B. die Dreinigkeit, daß Gott einen Sohn habe u. s. w. Das Mehrere oder Wenigere kann nicht in Anschlag kommen: denn hat man sich erst einer Unbegreiflichkeit ergeben, dann kann die Vernunft nur eine schwache Stimme haben, wenn von andern gleich unbegreiflichen Lehren die Rede ist. Kurz beide Partheien sind gleich gut gegründet. Wenn nun dem so ist, wenn beide Theile Gründe anführen, worüber man bis in Ewigkeit streiten kann — wenn der Katholik dergleichen in der protestantischen und der Protestant in der katholischen findet, was gewinnt nun der Protestant bei seinem Austritte aus der Kirche? mehr Gewißheit? Keineswe-

ges. Ist er mit sich selbst aufrichtig: so muß er sagen, „ich finde es in dieser Kirche, wie in der, welche ich verlassen habe" wo er nicht gar zweifeln muß, ob er nicht in der verlassenen Kirche mehr Beruhigung seines Gemüths gefunden habe, als er in der protestantischen, zu der er übergetreten ist, finden kann. Protestantische Prediger (Saurin) behaupten sogar, daß es nicht allein ein sehr gefährlicher Irrthum sey, wenn man behauptet, daß uns der heilige Geist die Religionswahrheiten deutlich zu erkennen gebe, sondern auch eine Lehre sey, welche von den Protestanten verworfen worden. Sie sagen, die gläubige Seele nehme diese Wahrheiten an, ohne daß sie der Vernunft deutlich sind, und auch ohne Erkenntniß, daß es deutlich sey, daß sie Gott offenbart, und daß die, welche wollen, daß uns der heilige Geist wenigstens das Zeugniß deutlich sehen lasse, welches Gott diesen Wahrheiten gegeben hat, gefährliche Neulinge sind. Wenn nun der heilige Geist selbst die Religionswahrheiten nicht deutlich eingeben will, wie er doch nach seiner Allmacht unstreitig thun könnte: so ist die Dunkelheit einiger gewisser Glaubensartikel keinesweges ein Grund eine Kirche zu verlassen, und das um so weniger, weil nach der Lehre jener protestantischen Theologen, die Dunkelheit vielleicht das rechte Criterium ihrer Göttlichkeit ist. — In dem Streite zwischen den Remonstranten und den Rechtgläubigen seufzten die orthodoxen Theologen, die strengen Verfechter der Gnadenwahl und der Lehre, daß

Christus nicht für alle gestorben, unter der Last der Einwürfe, welche ihrem Systeme ausgesetzt sind; — allein sie änderten ihre Meinung nicht, weil sie keine fanden, die ihnen aus allen Schwierigkeiten helfen konnte. Sie meinten, sie würden weder in der pelagianischen noch semipelagianischen Lehre, die Gnade zu erklären, etwas antreffen, das ihrer Vernunft ein Genüge thäte, und daß sie also lieber bleiben wollten, was sie wären, als in andere Verhältnisse treten, die sie doch von ihren Zweifeln und Bekümmernissen nicht befreien könnten. Habt Ihr nun noch kräftige Gründe, die Eure Desertion aus der Kirche rechtfertigen können?

Weil von den katholischen Theologen keiner auftrat, sondern alle sich als bloße Zuhörer verhielten: so sagte Haberkorn, daß Menzer, dessen Gründe er im Ganzen beistimmte, auch den Streit fortsetzen möchte, obgleich der Kapuziner, aus einer gewissen Anwandlung von Hochmuth und Eitelkeit, die andern protestantischen Theologen mit ihm zu disputiren, aufgefordert hatte.

Menzer.

Der größeste Theil der katholischen Dogmatik ist gar nicht in der Schrift gegründet; — Viele Glaubensartikel sind Menschensatzungen, und wir haben also gute Ursachen uns von diesem Lehrgebäude

loszusagen und die Kirche zu verlassen; eine Kirche, die außerdem den barbarischen Ausspruch thut, daß außer ihr keine Gnade, daß sie die allein seligmachende Kirche sey; eine Aeußerung, die um so auffallender ist, da Ihr, Valerian, eingestehen müßt, daß ihre Lehren sich zum Theil in der Schrift, folglich nicht für beständig angenommen werden können, da sie so mancher Auslegung fähig ist, und dann in der Tradition gründen, die noch unsichrer ist, indem sie eben so gut Lügen und Irrthümer, als Wahrheiten überliefert.

Valerianus.

Einige katholische Theologen mögen in zu großem Eifer, um die Irrenden wieder auf den Weg des Heils zu bringen, sich der Drohung von einer allein seligmachenden Kirche bedient haben; aber die Kirche hat jenes Dogma niemals aufgenommen. Der größeste Kirchenlehrer, Thomas von Aquino, lehrt gerade das Gegentheil, wenn er sagt: „Keiner wird über etwas, so er nicht vermeiden konnte, verdammt. Ein unter Ungläubigen Geborner kann keinen deutlichen Begriff von den Lehrsätzen des Glaubens haben, und wird also nicht verdammt.“ *) Haben nicht Eure Theologen das

*) Nullus damnatur in hoc, quod vitare non potest› sed aliquis natus inter infideles, non potest distincte de fidei articulis cognitionem habere: ergo non damnatur. Comment. in Magistrum sententiarum. Distinct. 25. qu. 5. Art. 1.

Nämliche von der protestantischen Kirche oder Gesellschaft gelehrt, ja lehren sie nicht bis auf die neuesten Zeiten, daß derjenige ein Kind des Todes sey, der um sich mit der katholischen Kirche zu verbinden, den Protestantismus verläßt? *) Die katholische Kirche verdammt Niemand; die draussen sind, wird Gott richten 1. Korinth. 5, V. 12. Wenn die Kirche nach Matth. 18, V. 17, Diesen oder Jenen als Heiden und Zöllner betrachtet: so folgt sie dem Befehl Jesu. Sie will aber hiermit nicht die Menschen zur Hölle verdammen, welche Gewalt sich Gott allein vorbehalten hat.

Die Unfehlbarkeit der Kirche ist aus dem Grunde klar und gewiß, weil sie an die Stelle der Synagoge getreten ist, und diese in Sachen der Glaubens- und der Sittenlehre, nach ausdrücklichen Versicherungen der Schrift unfehlbar war, wofür sie der heilige Geist selbst erklärt hat, 5. Mos. 17, V. 9. 10 und hierauf geht die Ermahnung Jesu, Matth. 23, V. 9. 10. Es thut nichts zur Sache, wenn das Oberhaupt der Synagoge lasterhaft ist. So ein großer Bösewicht auch Kaiphas war: so hatte er doch den heiligen Geist, als er weissagte: „es ist besser, daß ein Mensch stirbt, als daß das ganze Volk umkommt." Die Schrift setzt ausdrücklich hinzu:

---

*) S. Hermes, Sophieens Reisen, wo Herr von Poufaly Julien heirathen soll. Vergl. Penzel's Versuch über die Grundwahrheiten des katholischen Glaubens. S. 7. 8.

„Dies sagte er aber nicht von sich selbst; sondern, weil er desselben Jahrs Hoherpriester war, weissagte er, daß Jesus für das Volk sterben würde. Joh. 11, V. 50. 51. Könnten die Lutheraner beweisen, daß sie, so wie die Kirche an die Stelle der Synagoge getreten wären, dann hätte es mit der katholischen Kirche ein Ende gehabt. Sie besteht aber bis auf den heutigen Tag und Luther muß als ein falscher Prophet anerkannt werden; wenn er öfters versicherte, daß der Papst nicht zwei Jahre mehr existiren würde, und im Jahre 1540 behauptete: „der Papst sey ein vom Teufel besessener Wolf, gegen den man sich aus allen Flecken und Städten zusammenrotten müsse u. s. w.," und nach Melanchthons Ausdruck, die Sturmglocke läuten, um alle Städte zur Rebellion aufzuhetzen — so ist der Papst doch bis jetzt der Kirche sichtbares Oberhaupt geblieben.

Menzer antwortete hierauf sehr weitläuftig und meinte endlich, daß Christus gar keine allgemeine Kirche als nothwendig, vielmehr das Gegentheil als nützlich gelehrt, indem er gesagt hätte, daß man den wahren Gott künftig weder in Jerusalem noch auf dem Berge Garizim, sondern allenthalben, folglich ohne Synagogen, ohne Hohenpriester, und mithin auch ohne Concilien und Papst ehren und anbeten würde, worauf er auf

die Proselytenmacherei kam, welche die katholische Kirche gar heftig betriebe, wobei er ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß der Kapuziner Länder und Meere durchstriche, um Glaubensgenossen zu machen und daß er den Herrn Landgrafen auch zum Uebertritt bewegen wollen, welches dann zu einer Discussion über das Bekehrungsgeschäft Veranlassung gab.

Valerianus.

Ist es nicht des Menschen Pflicht, dem Irrenden den Weg zu zeigen? Und wo ist der Irrthum gefährlicher als in der Religion?

Menzer.

Wer den rechten und wahren Weg weiß, der mag verbunden seyn ihn dem Irrenden zu zeigen, — wenn es klar ist, daß der Irrweg zum Verderben führt. Die Proselytenmacher sind aber unter sich selbst noch uneinig, wer von ihnen den rechten Weg weiß, und ob der Irrweg zum Verderben führe. Und dann ist es noch eine große Frage, ob die, welche den Irrweg wandeln, nicht wenigern Unglücksfällen und dem Verderben weniger ausgesetzt sind, als die, welche auf dem rechten Wege einhergehen. Die Irrenden können keiner der Uebertretungen wegen bestraft werden, die sie aus Unwissenheit begehen; die im Licht wandeln

sind aber für jeden Anstoß, für jeden Fall, verantwortlich.

Valerianus.

Ohne des Befehls Jesu zu erwähnen, daß das Evangelium überall gepredigt werden soll, liegt auch in der menschlichen Natur das Bedürfniß, seine Kenntnisse andern mitzutheilen, — und in der Religion äußert sich dieses Bedürfniß ganz vorzüglich. Wer von seiner Religion recht innig überzeugt ist, der wünscht auch, daß alle seine Mitgenossen von ihr überzeugt seyn möchten, — und hiezu kommt nun noch, daß er glaubt, sich durch Bekehrungsgeschäfte insonderheit bei Gott in Gnaden zu setzen und ihm sich selbst verbindlich zu machen.

Menzer.

Diese natürlichen Gemüthsstimmungen will ich nicht leugnen, und so lange ihre Wirkungen der Gesellschaft nicht schädlich sind, mögen sie auch bestehen. Die Protestanten stoßen auch keinen Katholiken zurück, der zu ihnen übergehen will.

Valerianus.

Sind denn mit der Ausbreitung des Christenthums gefährliche Wirkungen oder Folgen verknüpft?

Menzer.

Ihr schiebt das Christenthum dem Papstthum unter. In so fern das Christenthum Papstthum

ist, haben die Fürsten auf dessen Ausbreitung allerdings ein sehr wachsames Auge zu richten: denn Papstthum führt neben der weltlichen Macht, eine geistliche ein, und zwei verschiedene Gewalten in einem Staate sind ihm niemals förderlich. Diese beiden Mächte sind sich aber schon ihrer Natur nach ganz zuwider. Die weltliche Gewalt hat die zeitliche, die geistliche aber die ewige Wohlfahrt zum Zweck. Es ist natürlich, daß da Letztere einen größern und höhern Zweck als die erste hat, sie auch immer darauf ausgehen wird, sich jene unterwürfig zu machen. Der Papst nennt sich zwar einen Knecht der Knechte Gottes; — aber er will alle Fürsten auf Erden beherrschen, alle sollen ihm, er aber nur Gott, das heißt Niemanden unterthan seyn. Was aus dieser geglaubten Gewalt für nachtheilige Folgen für Fürsten und Völker entstanden sind, und nothwendig entstehen müssen, wenn sie consequent handeln, das brauche ich Euch nicht zu sagen. Ein protestantischer Fürst, dem seine eigene und die Wohlfahrt seines Volks am Herzen liegt, ist daher vollkommen berechtigt, ja sogar verpflichtet, die Proselytenmacherei der Päpstler ernstlich zu untersagen und die Uebertreter dieses Gesetzes als Frevler an der allgemeinen Wohlfahrt zu bestrafen. Fürsten, die es sich zur Ehre und Pflicht machen, gegen alle Religionsverwandten eine gleiche allgemeine Toleranz auszuüben, und die den in ihren Staaten wohnenden Päpstlern sogar Kirchen bauen, halten dem-

ohnerachtet für nothwendig, diesen Letztern das Proselytenmachen zu verbieten *).

Valerianus.

Die protestantische Freiheit besteht demnach darin, daß ihre Anhänger heute bejahen können, was sie gestern verneint haben. — An Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken ist also nicht zu denken.

Menzer.

Eine völlige Einheit in dem Glauben ist nicht nur in der Kirche und überhaupt unmöglich, sondern auch jeder einzelne Mensch ändert seine Meinungen immerfort, und muß sie ändern, weil sowohl seine äußern als innern Verhältnisse sich immerfort abändern. Bloße Ceremonien können nur ein Gegenstand der Kirchengesetze seyn. Das Innere, welches sie vielleicht lebhafter und eindringlicher machen sollen, sind Gedanken, die zollfrei sind. —

Valerianus.

Die Religion bedarf ihrer Ruhe wegen, eines Oberhaupts, eines Papstes. Die Protestanten wollen

---

*) Dieses Verbot gab auch der König von Preußen, Friedrich der Zweite. S. Ueber den Religionszustand in den Preuß. Staaten, von Johann Heinrich Friedrich Ulrich. Bd. II. Br. 21. Vergl. v. Sonnenfelß System der Polizei- und Finanzwissenschaften. Bd. 1. S. 228.

aber lieber Unruhen und Spaltungen ewig dauern lassen, als sich dem Papst unterwerfen.

Menzer.

Ja; das wollen wir. Wir sind Republikaner im Reiche Gottes. Wir wollen lieber unruhig bleiben, als uns unterjochen lassen. Was dem Weltmeere Wind und Wellen sind, die nur die Oberfläche nicht aber den Grund desselben erschüttern, der immer bei allen Stürmen still und ruhig bleibt, — das sind uns Spaltungen und Zwietracht: — denn so wie der Ocean, ohne Wind und Wellen faul, unbeschiffbar, und für seine Bewohner pestilenzialisch werden müßte: so würde auch der Protestantismus in Trägheit und Unwissenheit versinken, wenn nicht in seiner eignen Natur die Ursachen der Aufregung und neuen Belebung vorhanden wären.

Valerianus.

Der Protestantismus ist also der Stand des Krieges, ohne Besiegung des Feindes und ohne Friedenshoffnung. Bella geri placeat nullos habitura triumphos. Ihr Protestanten behauptet, daß Ihr nicht der Moral, sondern der Dogmatik halben zu Felde lieget. Kann aber die Sittenlehre von der Glaubenslehre so getrennt werden, daß sie keinen Einfluß auf einander haben? Soll nicht die letztere der erstern Bewegungsgründe vorhalten, die sie selbst nicht hat? Haben die Dogmen von Unsterblichkeit der Seele, von der Aufer=

Auferstehung, vom Himmel und von der Hölle, vom Verdienste Jesu Christi u. s. w., keinen Einfluß auf den Wandel der Christen? Ist die Glaubenslehre bloß spekulativisch und gar nicht praktisch, und ist es gleichgültig, ob der Protestant sich die Lehren nach seinem Belieben vorstellt, oder sie ganz auf die Seite legt? Die römischen Gladiatoren traten doch nur selten zur Ergötzung des Volks auf den Kampfplatz; die Protestanten verlassen ihn aber niemals, ohne einen Siegeskranz erwarten zu dürfen. Und zu diesem unnützen Spielwerk soll sich die Gottheit offenbart haben!

Menzer.

Setzen denn des Papstes oder des Conciliums Aussprüche einen theologischen Streit außer Zweifel? und hat nicht jeder Schluß oder jede Bulle bloß Kraft, bis auf weitere Ordre?

Valerianus.

Aber sie beendigen doch den Streit bis zur gewissen Zeit.

Menzer.

Und wie beendigen sie ihn? Sie legen den Streitern unter schwerer Strafe ein Stillschweigen auf, und befehlen der ganzen Christenheit für wahr zu halten, was sie nicht für wahr halten kann, wodurch sie alles Gefühl für Wahrheit und Vernunf ersticken, alles Licht auslöschen, und die Völker in der Sklaverei und Dummheit erhalten.

Valerianus.

Der Vorwurf trifft Euch mehr als uns. Vergleicht nur Costnitz und Dortrecht und die Päpste mit den Reformatoren.

Alexander der Siebente.

1655.

Er war aus dem Hause Chigi in Siena, und soll ein Anverwandter des Großsultans Mahomets des Vierten gewesen seyn. Er ward 1599 geboren und Fabius Chigi genannt. Der Papst Julius II. war dieser Familie sehr gewogen, und sie lebte in Rom in großem Ansehn. Paul III. verwies sie aber nach Siena, woselbst sie verblieb bis zu den Zeiten Urbans VIII, unter dessen Regierung Fabius im Jahr 1652 zum Kardinal gemacht, und im Jahre 1655 den 7. April, nach dem Tode Innocentius X., dessen Sekretair er gewesen war, zum Papst erwählt ward. Die Zänkereien zwischen den Jesuiten und Jansenisten wurden immer ärger, und da sich die Ersten auf den Ausspruch des Papstes Urbans VIII. beriefen, der die vermeintlich in des Jansenius Augustino enthaltenen fünf Lehrsätze, verdammt hatte, so leugneten die Jansenisten, daß diese Sätze im Augustino ständen, worauf es die Jesuiten dahin brachten, daß Alexander VII. nicht nur im Jahre 1656 den Ausspruch that, daß die

verdammten Sätze allerdings in des Jansenius Buch enthalten wären, sondern daß er auch im Jahr 1665, eine Eidesformel nach Frankreich schickte, welche die ganze Clerisey unterschreiben sollte und welche Formel dahin ging, daß die fünf Sätze in dem Verstande, wie sie vom Papst verdammt worden, wirklich in des Jansenius Augustino zu finden wären. Am 29. April 1664 ging Ludwig XIV. selbst in das Parlament und befahl die Eidesformel in die Staatsregister einzutragen, das heißt, wie ein französischer Schriftsteller sagt, „ungereimte, wahnsinnige Lehren zu glauben, welche geistliche Thoren oder Betrüger ausgeheckt haben. Alexander VII., Ludwig XIV., das Parlament, die Sorbonne, (die theologische Fakultät) zeigten sich mehr oder weniger mit Narrenschellen behängt".

Nun behaupteten die Jansenisten, daß der Papst zwar in Glaubenssachen, nicht aber in Thatsachen (rebus facti) untrüglich wäre. Sie wandten dies auf Alexanders VII. Ausspruch an, der die verdammten Sätze dem Jansenius beigelegt, da sie doch in des Jansenius Buch nicht zu finden wären. Und eben deswegen hielten sie die verlangte Unterschrift für unnöthig. Einige Jansenisten suchten andere Ausflüchte, sich der Unterschrift zu entziehen. Noch andere behaupteten, daß es gar keine jansenistische Ketzerei gäbe, sondern daß solche eine bloße Erdichtung wäre. Die Jesuiten ihrer Seits behaupteten, daß der Papst in quaestionibus facti

et juris eben die Unfehlbarkeit habe als Jesus Christus. Die Loyolisten ließen nicht ab, und da Ludwig XIV. es mit ihnen hielt: so wurden viele Jansenisten ins Gefängniß geworfen oder des Landes verwiesen.

Der französische Gesandte Crequi hatte bei einer gewissen Gelegenheit die Corsen sehr verachtet; unter andern von ihnen gesagt, daß wenn sie auch gute Soldaten wären, sie doch überaus grausam, rachgierig und räuberisch wären, daher es gekommen wäre, daß man nach ihrem Namen die Seeräuber Corsaren nenne. Außerdem aber war Crequi dem römischen Hofe verhaßt, weil man vermuthete, daß er zu Gunsten Frankreichs die Republik Venedig wider den Papst aufwiegelte. Man hat den Gesandten von diesen und andern Anschuldigungen nicht ganz freisprechen können; indessen war doch die Nachsicht des Papstes gegen seine Leibwache, die aus Corsen bestand und die den Gesandten angefallen, auch etliche Schüsse nach der Carosse, worin seine Gemahlinn saß, und nach seinem eigenen Fenster gethan hatten, höchst strafbar. Ludwig XIV. zog daher Avignon ein und drohete die Ansprüche des Herzogs von Parma auf das Fürstenthum Castro wiederum geltend machen zu wollen. Der Papst forderte alle katholische Fürsten in Europa auf, um sich mit ihm wider Frankreich zu verbinden; aber er fand kein Gehör. Im Jahr 1664 ward dieser Zwist nach einigen Unterhandlungen in Pisa beigelegt. Der Papst mußte

die Corsen abschaffen, und ihnen eine Schandsäule in Rom aufrichten lassen.

Im Jahr 1660 erließ Alexander VII. ein Dekret, in welchem er, unter Androhung des Bannes, befahl, alle Ketzer und selbst alle, die auch nur der Ketzerei verdächtig seyn möchten, — wenn sie auch noch so vornehm, Könige und Fürsten wären, ohne Unterschied und ohne Ansehen der Person, der Inquisition anzuzeigen. Der alte Streit zwischen den Franziskanern und Dominikanern über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, in welchem die Jesuiten zur Ausbreitung des Christenthums auf die Seite der Franziskaner getreten waren, ward wieder erneuert. Alexander wollte ihn beendigen und setzte in einer Bulle fest, daß die Maria durch Wirkung des heiligen Geistes in ihrer Empfängniß vor der Erbsünde bewahrt worden; auch bestätigte er im Jahr 1661 das Fest der Empfängniß; indessen hatte der Papst vergessen in der Bulle festzusetzen, daß die unbefleckte Empfängniß ein Glaubensartikel sey, der unumgänglich von der ganzen Kirche angenommen werden müsse. Weil die katholische Geistlichkeit die verschlagenen Jesuiten über diesen Artikel zu begreifen anfing: so wurde diese Lehre als ein Glaubensartikel von allen Orden, mit Ausnahme der Dominikaner angenommen, auf deren Wahrheit auch auf allen Universitäten, die nicht von Dominikanern regiert wurden, geschworen werden mußte. Die eifrigsten Anhänger der Maria sind

die Jesuiten, wie ihre Jurata solennia beweisen, die jährlich auf den Universitäten gehalten werden, wo die Jesuiten herrschen, und ihre Benennung daher haben, weil sie sich bei derselben zusammen verschworen, die Lehre von der Empfängniß der Maria ohne Sünde bis in den Tod zu behaupten. Gemeiniglich wird dabei eine Rede von einem Jesuiten gehalten. Im Jahr 1716 hielt Franz Neuwerd zu Breslau eine Rede, in welcher er nicht nur die unbefleckte Empfängniß aus dem Grunde behauptete, daß, wenn Maria einige Flecken an sich gehabt — solches die Schuld der ganzen heiligen Dreieinigkeit wäre —, sondern er behauptete auch, Maria sey aus dem Munde des Allerhöchsten herausgegangen, — sie sey die Erstgeborne von allen Creaturen; ja sie müsse als Gottes Mutter auch als eine ewige concipirt werden.

Im Jahr 1666 entstanden in Rußland die Roskolczikken oder die Tumultuanten. Sie selbst nannten sich Isbranicos, d. i. Auserwählte. Den ersten Anstoß, den sie an der Religion nahmen, war, daß die Russen die Gestalt des Kreuzes mit den drei ersten Fingern machen, da sie hingegen behaupteten, daß solche mit dem Daumen und den zwei letzten Fingern gemacht werden müsse. Da die Orthodoxen, d. i., die stärkere Parthei, nicht nachgeben wollte, vielmehr die Geistlichen gegen sie eiferten als Störer der Ruhe und gefährliche Ketzer: so sonderten sie sich ganz ab. Sie gingen in keine Kirche; sie verachteten die Priester, das Abendmahl und

ihren Gottesdienst. Dahingegen hielten sie strenge Fasten, in welchen sie unter sich die Bibel erklärten und selbige ganz allegorisch auslegten. Sie blieben nicht lange in Ruhe. Die Obrigkeit stand wider sie auf und wollte sie mit Gewalt in die Kirche treiben. Da sie der Macht derselben nicht widerstehen konnten, so kehrten viele von ihnen wieder zur Religion zurück, und die übrigen verließen Haus und Hof und begaben sich nach abgelegenen Orten und in die Wälder. Ihre mystischen Erklärungen der Schrift fingen aber bald an auch denen zu gefallen, die nicht zu ihrer Secte gehörten, und von welchen sie heimlich besucht und reichlich unterstützt wurden. Die Clerisey witterte nun Gefahr; zumal da selbst einige junge Geistlichen ihnen in der allegorischen Erklärung der Bibel nachfolgten, die unter dem Volke großen Beifall erlangten. Es ward demnach im Jahr 1721 ein geistliches Reglement publicirt, nach welchem ein jeder Candidatus Ministerii vor der Weihung, öffentlich in der Kirche alle bekannte Versammlungen der Roskolcziken mit Namen verfluchen, und einen Eid ablegen mußte, keine derselben weder zu besuchen, noch zu begünstigen, noch mit einem derselben einen Umgang zu pflegen. Seit dieser Zeit verschwanden nach und nach die Anhänger dieser Sekte, auch hörten die mystischen und allegorischen Erklärungen der Schrift so sehr auf, daß um nicht in das andere Extrem zu fallen, man solche wieder frei gab.

Während der Regierung dieses Papstes gingen verschiedene hohe Personen wieder zur katholischen Religion über, z. B. Königinn Christine von Schweden, die sich nach des Papstes Namen Alexander nannte. Alexander VII. wird seiner Gelehrsamkeit wegen gerühmt; er war auch Dichter, und seine Verse sind gedruckt worden; jedoch beschäftigte er sich größtentheils mit Kleinigkeiten. Einmal wandte er sechs oder sieben Tage dazu an, um zu erforschen, ob mosco von musca, oder musca von mosco herkäme. Ein anderes Mal setzte er eine Belohnung für den Erfinder eines lateinischen Worts aus, welches eine Chaise roulante (einen Rollwagen) eigentlich ausdrücken würde. Er starb den 22. Mai 1667. Ehe er Papst ward, hatte man die beste Hoffnung von ihm: sobald er aber den Stuhl bestiegen hatte: so erschien er als ein Heuchler, daher die Römer von ihm sagten, daß er aus einem Cardinale Santo ein Pontifice Demonio geworden.

Clemens der Neunte.

1667.

Vor seiner Wahl zum Papst hieß er Julius Rospigliosi und war im Florentinischen im Jahr 1599 geboren. Alexander der Siebente

machte ihn zum Kardinal, worauf er nach dessen Tode den 20. Juni 1667 zum Papst erwählt ward. Er erließ dem Volke einige drückende Auflagen. Die Jansenisten wurden etwas gemäßigter, besonders, nachdem die schon von dem Jesuiten Rapin im Jahr 1658 herausgegebene Schrift: Von der neuen Lehre, oder das Evangelium der Jansenisten, erschien. In dieser Abhandlung führt er einen Jansenisten auf, der als Missionarius das Evangelium den Heiden predigt, und seine Lehre von der Gnade ganz aufrichtig bekannt macht: nämlich, daß von aller Ewigkeit her der größeste Theil der Menschen zur ewigen Höllenpein und die wenigen andern zur Herrlichkeit des Paradieses vorher bestimmt worden; daß Gott, der Urheber dieser unumschränkten Vorherbestimmung, um es an keinem Vorwande, seine Urtheile der Verdammung zu beschönigen, fehlen zu lassen, sich gegen die Menschen erklärt habe, daß es nur an ihnen läge sich selig zu machen, daß sie nur das thun dürften, was er ihnen befiehlt: — er drohet ihnen, er vermahnt sie: indessen weiß er sehr wohl, daß er ihnen unmögliche Dinge befiehlt, daß sie nicht die Stärke haben, zu gehorchen, und daß er allen Menschen, ausgenommen seinen Auserwählten, die wirkende, zureichende Gnade versagt, ohne welche es unmöglich ist, sich zu bekehren, ja nur eine gute Bewegung zu haben. — Rapin dichtet, daß die Ungläubigen, welche ein solches Evangelium hören, außerordentlich erstaunen, daß man ihnen eine solche

Abbildung von dem lieben Gott mache, und daß sie fragen, warum er zu solchen Leuten Prediger schicket, die er zur Bekehrung unfähig befindet, wenn er ihnen nicht auch eine Gnade giebt, die er ihnen durch seine ewigen Rathschlüsse hat versagen wollen. Rapins Jansenist antwortet, daß Gott deswegen so handele, um den Menschen alle Entschuldigungen zu entziehen, und sie der Höllenstrafen desto würdiger zu machen. — Man erwiedert, daß ein solcher Bewegungsgrund einem unendlich guten Wesen unanständig und es gar nicht schicklich sey, dem Menschen die Mittel, sich vor Gottes Gericht zu verheidigen, zu entziehen; daß man sagen könne, man sey zu unmöglichen Dingen nicht verbunden, und daß niemals ein Gesetzgeber Strafen aufleget, wenn er nicht voraussetzet, daß die Uebertreter der Gesetze das Vermögen gehabt haben, solche zu halten, weswegen auch die Rasenden nicht bestraft werden u. s. w. Die Jansenisten würden dawider viel haben einwenden und besonders sich einer Widerbeschuldigung bedienen können, indem nach der Lehre der Jesuiten die Schuld der Verdammniß eben sowohl, als nach den Grundsätzen der Jansenisten, auf die Gottheit falle; indessen bestimmte Rapins Abhandlung viele Jansenisten zu der oben erwähnten Unterschrift der fünf Lehrsätze. Jurieu, der der ewigen Gnadenwahl zugethan war, sagt in seinem Buche, Urtheil über die Lehrart die Gnade auszulegen „daß ein Jansenist, welcher den Ungläubigen in Japan

oder China zum ersten Male predigen wolle, nicht so gar dumm seyn würde, mit der Lehre von der Ausrottung des freien Willens oder der unumschränkten Gnadenwahl anzufangen. Er würde gut pelagianisch predigen, daß der Mensch den freien Willen habe, daß von Seiten Gottes jeder Mensch die erforderliche göttliche Gnade zur Seligkeit erhielte, und seinen Jansenismus bis auf die Zeit ersparen, da die Neubekehrten keine Milch mehr nöthig haben, sondern schon starke Speisen ertragen können. Die ewige Gnadenwahl ist ein Geheimniß, das man nur den Starken entdecken muß." Wahrscheinlich würde Jurieu alle seine gehorsamen Zuhörer für Auserwählte erklärt haben, die alsdann sehr gern an die ewige Gnadenwahl geglaubt haben möchten.

So wie die Jansenisten etwas geschmeidiger wurden: so stellte der Papst den Geistlichen auch die Unterschrift ziemlich frei. Den Krieg zwischen Frankreich und Spanien suchte Clemens beizulegen und die Kandier unterstützte er mit baarem Gelde in ihrem Kriege wider die Türken. Ludwig XIV. erlaubte, daß die unter Alexander VII. zur Schande der Korsen errichtete Pyramide wieder umgerissen ward. Eine im Jahr 1667 in Frankreich herausgekommene Uebersetzung des neuen Testaments belegte er aber mit dem Bannfluche, weil der Uebersetzer sich nicht genannt hatte, und folglich, wie er sagte, von Leuten herrührte, die offenbar der Kirche ungehorsam wären. Er hatte

Frankreich vermocht, dem von Türken blockirten Kandia zu Hülfe zu kommen; aber diese Hülfe war ohne Erfolg. Die Stadt ward erobert. Der Schmerz, den er darüber empfand, verkürzte seine Tage und verursachte ihm den Tod, der am 9ten December 1669 erfolgte.

Alle gute und kluge Leute in Rom wünschten, daß der Kardinal Bona Nachfolger dieses Papstes werden möchte. Es ging auch bald folgendes kurzweiliges Epigramm in Rom herum; aber vergebens.

Grammaticae leges plerumque Ecclesia spernit:
Forte erit ut liceat dicere Papa Bona
Vana soloecismi ne te conturbet imago:
Esset Papa bonus, si Bona Papa foret.

Clemens der Zehnte.

1670.

Vorher Aemilius Altieri genannt, ward am 29sten April 1670, nach einem sechsmonatlichen Conclave zum Nachfolger des verstorbenen Clemens IX. erwählt. Dieser hatte ihn auf seinem Sterbebette zum Kardinal gemacht, und als er sich dafür bedankte, antwortete ihm der Papst: „Gott hat Euch dazu bestimmt, mein Nachfolger

zu werden, und ich habe davon sehr gewisse Ahnungen." Obgleich diese Weissagung bekannt war: so wollten die Kardinäle sie doch nicht in Erfüllung bringen. Man wunderte sich über diese Weigerung um so mehr, da Altieri sechs und siebenzig Jahr alt war. Den König Ferdinand III. von Spanien, der wider die Mauren glückliche Kriege geführt hatte, auch im Begriff stand, den Kaiser von Marocco anzugreifen und zum Christenthum zu bekehren, woran er aber durch seinen Tod verhindert ward, — versetzte der neue Papst im Jahr 1671 unter die Heiligen. Dieser Papst, der nach seinem Stande und seinem Alter auf die Eitelkeiten dieser Welt billig Verzicht hätte thun sollen und der Letzte seiner Familie war, war doch äußerst begierig, seinen Namen und sein Wapen auf die Nachwelt zu bringen. Zu diesem Ende verheirathete er seine Schwestertöchter in die Familie der Paluzzi, unter der Bedingung, daß ihre Männer den Namen und das Wapen der Altieri annähmen: denn des Papstes Bruder hatte nur drei Töchter hinterlassen. Altieri wählte das Siebengestirn oder die Plejaden zu seinem Wapen, und wenn er auch für sich keine Hoffnung hatte, daß sein Name einem der Gestirne gegeben würde, so glaubte er doch durch das ihm zustehende Wapen darauf Anspruch machen zu können. Das Siebengestirn heißt bei den Arabern Altieri, und da man selbigem starke Regengüsse und Austretungen der Ströme zuschreibt, so gab es Schmeichler,

welche die Prophezeiung des Erzbischofs Malachias zu Armagh in Irland *), der im zwölften Jahrhunderte lebte, und die Qualitäten der Päpste von Cölestin II. bis Alexander VII. voraus-

---

*) Seine prophetischen Denksprüche gehen bis auf den Papst Urban VI. Im siebenzehnten Jahrhundert sind diese Weissagungen bis auf Alexander VII. herausgekommen und nachher hat man noch vier hinzugesetzt. Der Papst Alexander VIII. hat das Symbolum, Poenitentia gloriosa, welches man darauf hat deuten wollen, weil er den Franzosen gewogen gewesen, auf seinem Sterbebette deswegen Buße gethan, welches er durch die Bulle, die er wider sie herausgegeben, bezeuget haben soll. Der Papst Clemens XI. hatte die Worte Flores circumdati. Den Papst Innocentius XII. sollen die Worte Rostrum in porta bedeuten, weil an dem Tage seiner Erwählung vor allen Thoren in Rom spanische Reiter standen, und weil seine Familie sonst einen Reiher im Wapen geführt. Hierauf folgen noch 22 dergleichen Symbola folgender Päpste, worauf Petrus II. ein Römer, auf dem Stuhl sitzen und das Ende der Welt einbrechen soll. Den Papst Pius VI. trifft der Denkspruch Peregrinus Apostolus. Bekanntermaßen wurde unter seiner Regierung der Stuhl umgestoßen, und der Papst mußte aus Rom wandern. Dem ihm folgenden Papst wird das Symbolum Rapax gegeben und man wird die Erfüllung nicht verkennen, indem Pius VII. seine Gewalt ungemein ausgebreitet hat, zumal da ihm die Auferweckung des Jesuiterordens gelungen ist. Es sind noch 15 Denksprüche vorhanden ehe es zur Gloria olivae kommt, welcher der letzte ist, und mit welchem der jüngste Tag einbricht.

gesagt haben soll, — de flumine magno, von Altieri verstehen wollten. Das alte Wapen der Familie waren Hunde. Während das Conclave zu seiner Wahl dauerte, wurden die Römer auf jene Weissagung sehr aufmerksam gemacht, aber, wie schon gesagt, die Kardinäle kehrten sich nicht daran, und unter dem Volke gab es manche, die sich über den alten Candidaten lustig machten, wozu ihnen die vielfältigen Anwendungen auf verschiedene Dichter manchen Stoff darboten *).

---

*) Nach der Fabel sind Plejades sieben Töchter des Atlas von der Pleiona, nämlich Electra, Halcyone, Celäno, Maia, Sterope, Taygete, Merope, welche letzte einen Sterblichen, den Sisyphus, einen Sohn des Aeolus, des ersten Königs von Corinth, den Theseus als einen Straßenräuber getödtet hat, der zur Hölle verdammt ist, daselbst einen schweren Stein auf einen Berg hinauf zu wälzen, welcher, wenn er bald die Spitze erreicht hat, wieder zurück rollt, so daß seine Strafe niemals ein Ende hat — geheirathet hat, daher sie sich, indem die übrigen Gemahlinnen der Götter geworden sind, aus Schaam versteckt, und der siebente Stern des Siebengestirns oder die Gluckhenne, nicht recht sichtbar ist. Uebrigens befinden sich in den Plejaden weit mehrere Gestirne. Sie heißen auch sonst von ihrem Vater oder ersten Entdecker Atlantis, Atlantiden, imgleichen Hyades, weil es bei ihrem Aufgange zu regnen pflegt. Von den Römern wurden sie Suculae und Vergiliae genannt, weil sie im Frühlinge erscheinen. Der Name Plejades wurde auch sieben berühmten Dichtern gegeben,

Sunt mala, si vere sunt, astra errantia, sed si
Sunt fixa, Alterius non est ulterius.

„Sind diese Sterne Fix- oder Irrsterne? Sind sie Irrsterne, so werden sie Dir die Wahrheit nicht sagen; sind sie Fixsterne: so kommt Altieri nicht weiter.“

Der Papst adoptirte den Kardinal Paluzzi. Des Kardinals Bruder, Angelo, erhielt das Generalat über die Galeeren und der Sohn desselben, Gasparo, bekam das Generalat des Kirchenstaats. Die beiden Letzten heiratheten des Papstes Schwester-Töchter und alle drei nahmen den Namen Altieri und das Siebengestirn in ihrem Wapen an. Er stattete die Mädchen mit den Gütern der Kirche aus, ent-

---

welche zu den Zeiten des Ptolemäus Philadelphus lebten. Diese waren Theocritus, Callimachus, Lycophron, Nicander, Apollonius von Rhodus, Aratus und Homerus der Jüngere. Sie mußten aber öfters andern Platz machen. So wie unter den Sternen, welche Plejades genannt werden, einer dunkler ist als die andern: so war auch ein solcher Stern unter diesen poetischen Plejaden. Diese Sternenversezzungen hatten in Frankreich unter Heinrichs II. und Carls IX. Regierung, so wie auch in Italien zu den Zeiten Urbans VIII. und Alexanders VII. Statt. Die italienischen wurden alexandrinische Plejaden, zur Ehre Alexanders VII., genannt, weil er ihre Werke zum Druck befördert hatte. An satyrischen Zügen auf die Eitelkeit Clemens des Zehnten konnte es also nicht fehlen.

entladete sich aller påpstlichen Geschåfte und übergab sie seinen adoptirten Kindern. Die Rômer merkten bald, daß sie nur einen Schatten von Papst hatten und daß die Kirche von Fremden regiert ward. Das Phantom selbst sowohl, als die, welche in seinem Namen regierten, wurden gleich gut von dem rômischen Volke verachtet. Sonst hat dieser Papst nichts gethan, als daß er seiner Seits zur Verfolgung der Protestanten in Ungarn alles Mögliche beitrug. Er starb im 82sten Jahre seines Alters am 22sten Juli 1676.

Seine adoptirten Kinder errichteten ihm ein schönes Grabmal in der St. Peterskirche in Rom. S. Keyßlers Reisen Th. 1. S. 559.

Innocentius der Eilfte.

1676.

Benedictus Odescalchi war 1611 zu Como, in dem Herzogthum Mailand, woselbst sein Vater ein reicher Wechsler war, geboren. Er studierte die Rechtsgelehrsamkeit, nahm hierauf Kriegsdienste und ward in Deutschland bei der kaiserlichen Armee Offizier. Er nahm seinen Abschied, ging nach Neapel und ward Doctor Juris. Er ließ sich einige Empfehlungsschreiben an den Kardinal Bona geben, die er ihm selbst in Rom überreichte. Bona nahm ihn freundlich auf, rieth ihm aber

sein Glück weiter in Kriegesdiensten zu suchen. Hiezu hatte Odescalchi keine Lust, und als er dem Kardinal eröffnete, daß es ihm an Geld nicht fehlte: so erhielt er von ihm den Rath, sich einen Dienst in der apostolischen Kammer zu kaufen, den er auch unter Urban VIII. erhielt. Nach dem Tode dieses Papstes bemühete er sich um die Gunst der Donna Olympia, die bekanntermaßen über Innocentius X. alles vermochte. Er schenkte ihr sehr schöne Tapeten, spielte zum öftern mit ihr und ließ sich große Summen von ihr abgewinnen. Als er sie eines Tages besuchte, bot ihr ein Goldschmidt einen silbernen Schrank zum Verkauf an. Olympia besah den Schrank, gab aber, in Gegenwart des Odescalchi und mehrerer Herren zur Antwort, daß dieses Silberwerk sehr schön wäre, sie aber, als eine arme Witwe, soviel darauf nicht wenden könne. Odescalchi gab dem Goldschmidt einen Wink, und als dieser das Zimmer verlassen hatte, folgte ihm jener nach. Er fragte ihn nach dem Preise desselben und der Goldschmidt verkaufte es ihm für acht tausend Thaler. Tages darauf ließ er der Olympia diesen silbernen Schrank als ein Geschenk durch den Goldschmidt überreichen. Die Donna gerieth in so große Freude, daß sie den Papst um das Amt eines Kammerschreibers zum Gegengeschenk und hernach um den Kardinalshut bat, welches sie auch durch Vermittelung des Kardinals Palotta erhielt, der den Odescalchi seines guten Wandels und seiner

Geschicklichkeit wegen, lobte; ob es gleich bekannt war, daß er sehr frei und lustig lebte. So bald er jedoch Kardinal geworden war, welches 1647 geschah, lebte er eingezogen. Nach dem Tode Clemens X. ward er am 21. September 1676 auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Bei seiner Wahl ging es im Conclave sehr unruhig zu, und die Höflichkeit ward so wenig beobachtet, daß die Eminenzen Colonna und Maldachino sich Narren und Bestien nannten. Odescalchi nahm als Papst den Namen Innocentius XI. an. Die Königinn Christina war die erste, welche ihm die Füße küßte. Er schaffte den Nepotismus ab; damit sich aber sein Vetter Don Livio Odescalchi nicht über seine Strenge beschweren möchte: so setzte er ihm jährlich 30,000 Kronen aus. In der Folge übergab er sein eigenes Vermögen seinen Nepoten, und behielt sich nur 600 Thaler jährlich bevor, so lange er lebte, zu verzehren. Das päpstliche Einkommen wandte er zur Bezahlung der Kammerschulden und zum Nutzen des Christenthums an. Den fremden Gesandten beschnitt er die Quartierfreiheit. Da in Rom alle Leute von der Nation des Gesandten, unter seinem Schutze stehen, so wohnen sie gewöhnlich nahe bei seinem Hotel, und unter dem Vorgeben, daß sie zu seinem Hause gehören, maßen sie sich alle Freiheiten seines Hausgesindes an. Daher geschieht es denn auch, daß alle in der Nachbarschaft stehende Häuser, ja ganze Straßen, einen Theil der Wohnung des Gesandten

ausmachen und zusammen die Benennung „die Freiheit" führen. Wer sich vor der Justiz fürchtet, der zieht in die Freiheit, und selbst eingeborne Römer machen von dieser Freiheit Gebrauch. Die Unordnung war so groß geworden, daß die größesten Verbrecher daselbst einen Sicherheitsort fanden, und daß die Regierung fast Niemand mehr zur Strafe ziehen konnte. Um solchem Mißbrauch ein Ziel zu setzen, beschloß Innocentius diese Freiheit und selbst des Hotels der Gesandten einzuschränken, und sie nur Leuten aus ihren Gefolgen zu bewilligen. Der Kaiser und der König von Spanien, die ersten, mit welchen man darüber verhandelte, entsagten diesen Privilegien, jedoch mit Vorbehalt ihrer Rechte, wenn Frankreich nicht auch darauf Verzicht leistete. Bei diesem letzten kam es darauf an, wie man es dazu bringen wollte, daß es der Vernunft Gehör gäbe. Das war, wie man weiß, bei dem herrschsüchtigen und hochmüthigen Könige eine sehr schwere Sache. Der Papst führte an, daß seine Nuntien und Gesandten außer dem Bezirk ihres Hauses in Paris keine Freiheit hätten, und daß nur ihr Hausgesinde und ihr Gefolge befreit wären. Die Franzosen fanden es lächerlich, daß sich ein Papst mit Ludwig dem Großen vergleichen wollte, und behaupteten, daß die Gesandten, die man nach Rom schickte, und die, welche sich die Souveraine unter einander schickten, sehr verschieden wären. Kurz; Ludwig wollte seine Gesandten in dem Besitze ihrer alten Freiheit be-

schützen, und die Zänkerei ward von beiden Theilen sehr heftig betrieben *). Der französische Minister, Marquis de Lavardin, ließ sich lieber in den Bann thun, als daß er, wie er sagte, seinem Herrn und der Ehre der französischen Nation etwas zuwider erlauben sollte; allein der Papst blieb standhaft, und da das Recht auf Seiten des Papstes und des römischen Volks gar zu klar war: so ließen sich auch die französischen Gesandten nach und nach einige Einschränkungen gefallen; indessen ist bis auf diesen Tag die Quartiersfreiheit fremder Gesandten nirgends so groß als in Rom. Die Simonie in der Kirche suchte der Papst auszurotten, und verordnete daher vier Kardinäle, die derjenigen Leben und Wandel untersuchen mußten, welche nach Bisthümern strebten. Die Huren wollte er gar nicht mehr in Rom leiden; als man ihm aber vorstellte, daß einige seiner Vorgänger schon den nämlichen Willen geäußert hätten, daß man sich aber überzeugt habe, daß sie zu den nothwendigen Uebeln gehörten, so begnügte er sich mit einer schärfern Aufsicht über selbige. Spiele aller Art, und besonders die Kartenspiele, waren ihm verhaßt: — er verbot sie; aber man spielte nicht weniger als vorher. Der Polizei befahl er auf die sogenannten Baroni ein Augenmerk zu

*) Frankreich nahm dem Papst die Grafschaft Avignon, rief seinen Gesandten Lavardin zurück und appellirte an ein General-Concilium.

haben, daß sie ihre Gläubiger nicht betrögen. Weil die Königinn Christina durch den Krieg den größesten Theil ihrer Einkünfte verlor, so gab ihr Innocentius ein jährliches Gehalt von 12,000 Kronen.

Der Papst hatte kaum den Stuhl bestiegen: so ging auch der Lärm mit den Jansenisten wieder los; denn Ludwig XIV. erklärte auf Antrieb einiger Jesuiten, welchen er sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, — daß des Clemens IX. Nachsicht nicht für immer, sondern nur für eine Zeitlang entscheidend seyn sollte. Die Jansenisten wandten zwar dagegen ein, daß des Clemens IX. nachgelassene Freiheit ohne Einschränkung ertheilt worden, und daß die Untrüglichkeit des Papstes bei einer solchen Abänderung höchst verdächtig gemacht würde. Allein die Bedrückungen und Verfolgungen fingen wieder von neuem an, daher viele Jansenisten nach Holland flohen, die von den dortigen Katholiken gut aufgenommen wurden. Da die orthodoxen Reformirten, nach dem Dortrechtschen Beschluß des Augustinus Lehre von der Gnade als die wahre angenommen hatten, so machte sich auch die kleinere Anzahl Katholiken wenig Bedenken, dieser Lehre beizutreten, indem sie sich bei der herrschenden Religion dadurch beliebt machten. Die holländischen Katholiken sind bis jetzt noch Schüler des Jansenius, daher sie von dem Papste für Schismatiker geachtet werden. Ludwig XIV. war nicht damit zufrieden, daß die männliche Clerisey

dem Jansenismus ausdrücklich entsagte, sondern auch die weibliche Geistlichkeit sollte sich dieser Ketzerei entäußern. Die Nonnen im Port-Royal des Champs, nahe bei Paris, wurden besonders dazu aufgefordert, indem dieses Kloster ein Hauptsitz jansenistischer Frömmigkeit geworden war, und in dessen Nachbarschaft mehrere Jansenisten wohnten. Da die Nonnen sich standhaft an die Erklärung Clemens IX. hielten, so ward das Kloster aufgehoben und die Nonnen wurden in andere Klöster vertheilt; der Jansenismus ward aber nicht ausgerottet. Die Dominikaner hörten zwar auf gegen die Jansenisten zu streiten; die Jesuiten aber wurden dafür desto hitziger, zumal als einige des Jansenismus verdächtige Beichtväter, sehr viele Frommen, besonders aus dem weiblichen Geschlecht, zu Beichtkindern bekamen und die Jesuiten bisher die Beichtväter der Vornehmen und Reichen allein gewesen waren. Der Papst mischte sich in diesen Streit nicht, wozu seine Abneigung gegen die Jesuiten vielleicht am meisten beitrug und keine der streitenden Partheien auf seinen Ausspruch sich berief. Die Jansenisten hatten die Bulle Clemens IX. für sich, und die Jesuiten trauten dem Papst nicht. Wegen Besetzung der geistlichen Pfründen, nämlich der Bisthümer und Erzbisthümer, war zwar schon zwischen Leo X. und Franciscus I. ein Concordat geschlossen; allein man wollte darin die Entscheidung der Frage, wer während der Vacanz, ob der König oder der Papst die

Einkünfte ziehen sollte, nicht deutlich finden, ob es gleich nicht zweifelhaft war, daß nach diesem Verein der König oder das Kapitel zwar die Bischöfe wählen, der Papst aber die Annaten haben sollte. Weil weder der König noch der Papst nachgeben wollte, beide Theile aber eine Spaltung besorgten: so ward der Streit suspendirt. Der König ernannte die Bischöfe und Erzbischöfe, und der Papst war mit dem zufrieden, was ihm einige Neuerwählte sandten, welches das Parlament geschehen ließ. Als einst mehrere Kardinäle den Papst inständigst baten, dem Könige nachzugeben, er aber unerschütterlich blieb: so fragten sie ihn, was er denn thun würde, wenn der König eine starke Armee nach Rom schickte? Hierauf antwortete er, daß er sich stark genug fühlte ein Märtyrer zu werden. Eine große Freude hatte er über die Gesandtschaft des Kaisers von Siam. Der Papst glaubte, daß das ganze Reich sich bald bekehren würde, oder gar schon bekehrt hätte *). Die Hauptursache der Sendung betraf aber Handelsangelegenheiten; jedoch erfuhr er, daß die Missionarien bei dem Kaiser sehr angesehen wären. Nicht lange darauf ward aber der Kaiser, seiner gar zu großen Gütigkeit wegen gegen selbige, vom Thron gestoßen, und seinem Nachfolger ward das, was in Japan geschehen war, zu Gemüthe geführt: „Diese Leute,

*) La Loubere Rélation de Siam. Tom. II. p. 136. Tachard Voyage de Siam. Liv. IV. p. 407.

die Missionarien," sagte man ihm, „wollen anfangs nichts mehr, als daß man sie bloß dulde; in kurzer Zeit aber werden sie die Aemter mit uns theilen, und darauf unsere Herren werden wollen. Anfänglich schätzen sie sich glücklich, wenn man sie nicht umbringt; hernach höchst unglücklich, wenn sie weniger Freiheit haben als die andern; — und dann noch unglücklicher, wenn sie nicht die Einzigen sind, welche herrschen." Die Siamer, ob sie gleich sehr viele Götter und Priester, Talapoins genannt, haben, so geben sie doch einem Missionarius, der mit ihnen von der christlichen Religion reden will, sehr gern Gehör, so wie auch die Priester thun, wenn ihnen die Missionarien etwas schenken. Daß die christlichen Missionarien kein sonderliches Glück in Siam machen, rührt daher, weil die Siamer allen Religionspartheien gleiche Religionsfreiheiten geben. Türken giebt es hier sehr viel; Franzosen, Portugiesen, Spanier, Engelländer, Holländer, Perser, Chinesen haben ihre Faktoreien. Außer der hieraus nach und nach entstehenden Gleichgültigkeit, ist es auch ein Hauptartikel der siamischen Religion oder der Lehre des Sammonocodom, daß die Menschen in einer jeden Religion selig werden, wenn sie nur tugendhaft leben. Die Talapoins lehren zugleich, daß kein gut Werk sey, welches nicht im Himmel belohnt, und auch keine Sünde, welche nicht in der Hölle bestraft werde. Sie erkennen aber keine andern Teufel, als die Seelen gottloser Menschen; jedoch dau-

ert die Höllenstrafe nureine Zeitlang; wenn die abgelaufen ist, kehren sie wieder zur Erde zurück und gehen in einen Menschenleib oder auch in einen Thierleib. Vom Sammonocodom sagen die Talapoins, daß sein Bruder Thevathat sich mit ihm entzweit habe. Weil er aber nicht vermögend gewesen, ihn seiner Gottheit zu berauben; so habe er eine neue Religion erdacht, aus welcher sehr viele Secten entstanden; auch daß die Christen ihre Religion von diesem Thevathat, welcher Jesus Christus sey, bekommen und der deshalb weil er seinen Bruder Sammonocodom verfolgt habe, in der Hölle gestraft werde. Hierdurch suchen sie das Volk von der christlichen Religion abzuschrecken.

Im Jahr 1680 verstarb die Jungfer Bourignon *), die sich in ganz Europa bekannt ge=

---

*) Antoinette Bourignon ward am 13. Januar 1616 in Ryssel, wo ihr Vater Kaufmann war, geboren, aber so häßlich, daß man einige Tage berathschlagte, ob man sie nicht als eine Mißgeburt ersticken sollte. Weil ihre Eltern sich öfters zankten: so bekam sie sehr früh einen großen Widerwillen gegen den Ehestand. Sie betete an einsamen Orten gar oft: „Mein Gott, mein Gott! gieb, daß ich mich niemals verheirathe.“ Ihr Gebet war also sehr verschieden von dem des heiligen Augustin: „Gieb mir, o Herr, die Enthaltung und Keuschheit; allein gieb mir dieselbe nicht so gar geschwind.“ Ihrer Abneigung gegen den Ehestand ohnerachtet, versprach sie ihr Vater mit einem jungen

macht und unter ihre Verehrer einen Fenelon, einen Poiret, ja sogar einen Thomasius zählte;

Menschen. Um der Vollsteckung zuvor zu kommen, nahm sie am Ostertage 1636 die Flucht, in der Absicht, in eine Wüste zu gehen, und sich allda einzig und allein mit Gott zu beschäftigen. Sie kleidete sich als ein Einsiedler; in einem Dorfe im Hennegau hielt man sie an, weil man argwohnte, daß sie eine Frauensperson wäre. Sie war in die Hände eines Soldaten gefallen, aus welchen der Pastor des Orts sie befreiete; und weil er an ihr den Geist Gottes zu bemerken glaubte, so sprach er ihrentwegen mit dem Erzbischof von Cambray, dem Fenelon, der ihr das Einsiedlerleben abrieth, und sie nöthigte, zu ihrem Vater zurückzukehren. Sie sah sich bald mit den alten Vorschlägen vom neuen gequält, welches sie abermals zur Flucht nöthigte. Sie besuchte den Erzbischof wieder und erhielt von ihm die Erlaubniß, eine kleine Gemeinschaft auf dem Lande, mit einigen andern von ihrer Gemüthsart aufzurichten; er zog aber kurz darauf sein Wort zurück, welches sie zwang nach Ryssel zurückzukehren, allwo sie viele Jahre in großer Einsamkeit lebte, wobei sie jedoch eine Mannsperson so heftig in sich verliebt machte, daß sie zur obrigkeitlichen Hülfe ihre Zuflucht nehmen mußte, die ihr zwei Mann Wache gab, bis er endlich versprach, sich niemals wieder bei ihr sehen lassen zu wollen. — Sie hat noch mehrere Verfolgungen gehabt, nur sind sie nicht alle so bekannt geworden, als die des Offiziers von der Reiterei, der sich ihrer in einem Dorfe bemächtigte, da sie sich etwa in ihrem zwanzigsten Jahre in einen Einsiedler verkleidet hatte, deren oben erwähnt ist. Der Neffe des Pfarrers zu St. Andreas, nahe bei Ryssel hatte sich gleichfalls in sie verliebt, und zwar so sterblich, daß er

doch Thomasius besann sich bald, und sagte öfters, er hätte an sich selbst eine Erfahrung gehabt, wie

---

beständig um ihr Haus herum ging, und ihr seine Leidenschaft mit Worten, Seufzen und Schreien entdeckte. Die Jungfer drohete, ihr Haus, das in einer Einöde des Kirchspiels lag, zu verlassen, wenn man sie nicht von diesem Ungestümen befreiete. Der Oheim jagte ihn aus seinem Hause. Hierauf verwandelte sich die Liebe dieses jungen Menschen in Wuth; er schoß einige Male durch die Kammer der keuschen Einsamen mit seiner Flinte, und als er sah, das er hierdurch nichts gewinnen konnte: so sprengte er aus, daß er sich mit ihr verheirathen würde. Dies Gerücht ging in der ganzen Stadt herum. Die Andächtigen wurden dadurch geärgert und droheten die Bourignon zu beschimpfen, wenn sie dieselbe auf den Gassen anträfen. Die Prediger mußten daher von den Kanzeln bekannt machen, daß nichts an dieser Heirath wäre. Allem Ansehn nach ist sie darüber nicht böse geworden, daß man dem Volke bekannt gemacht hat, daß sie einigen Mannspersonen so liebenswürdig vorgekommen ist, daß sie auf das heftigste sie zu heirathen gewünscht haben. Sie war entschlossen ihrem Erbtheile zu entsagen: sie änderte aber ihren Entschluß und nahm auch die Erbschaft ihres Schülers, des von Cort, an. Mit ihren geistlichen Gaben ging sie sehr verschwenderisch um. Sie hatte eine eigene Buchdruckerei und sie ließ ihre Schriften französisch, holländisch und deutsch drucken. In Gent hatte sie im Jahr 1662 Offenbarungen Gottes, in welchen sie große Geheimnisse erfuhr. Vorher war sie in Ryssel Aufseherinn eines Hospitalklosters, wo sie 1658 auch selbst das Klostergelübte ablegte. In diesem Hospital war die Hexerei so allgemein, daß auch die allerkleinsten Mädchen

weit es die Einbildungskraft treiben könne, welches er sonst nicht geglaubt, sondern für Lug und Trug

---

ein Bündniß mit dem Teufel hatten. Die Obrigkeit in Ryssel zog die Bourignon deshalb zur Verantwortung; sie leugnete die Hexerei; die Richter aber glaubten sie, oder thaten wenigstens so, als wenn sie selbige glaubten, und sie hielt es also für das Beste zu entweichen. Von Gent begab sie sich nach Amsterdam, wo sie ihr Buch von dem Lichte der Welt drucken ließ. Ihre Unterredungen mit Gott waren daselbst sehr häufig; sie hatte Gesichte, die ganz außerordentlich waren, z. B. Gott stellte ihr im Geiste, ohne Beihülfe der leiblichen Augen, welche unter der Last einer so großen Herrlichkeit hätten erliegen müssen, die Schönheit der ersten Welt und die Art und Weise vor, wie er sie aus dem Chaos hervorgebracht. Alles war glänzend, durchscheinend, mit Lichtstrahlen und mit einer unaussprechlichen Herrlichkeit umgeben. Gott ließ ihr auf gleiche geistliche Art den Adam, den ersten Menschen, erscheinen, dessen Körper viel reiner und durchsichtiger, als das Krystall, und, so zu sagen, ganz leicht und flüchtig war; — in welchem, und durch welchen, man die Ge- Gefäße und Ströme des Lichts sah, welches von innen und außen, durch alle seine Schweißlöcher und Adern drang; welche in denselben alle Arten des flüssigen, von den allerlebhaftesten und durchsichtigsten Farben, nicht allein von Wasser und Milch, sondern auch von Luft, Feuer und andern Elementen herumtrieben. Adams Bewegungen gaben einen bewunderungswürdigen Wohlklang von sich; alles gehorchte ihm, nichts widerstand ihn, und nichts konnte ihm schaden. Er war von einer viel größern Leibesgestalt, als die jetzigen Menschen; die Haare waren kurzkraus, schwärzlich; die

gehalten haben würde. Die Anhänger der Bourignon erzählten, daß die merkwürdigsten Zeitbe-

---

Oberlippe mit einem kleinen Barte bedeckt; und anstatt der viehischen Glieder, die man nicht nennt, war er so beschaffen, als unsere Körper in dem ewigen Leben wieder hervorgebracht werden sollen, und wovon ich, wie sie sagte, nicht weiß, ob ich es sagen darf. In dieser Gegend befand sich der Bau einer Nase von gleicher Gestalt als im Gesichte, und dieses war eine wunderbare Quelle des unvergleichlichsten Wohlgeruchs; von da sollten auch die Menschen entspringen, deren ersten Anfang er allesammt in sich hatte: denn es befand sich in seinem Bauche ein Gefäß, darinnen kleine Eier erzeugt wurden, und ein ander Gefäße mit einem Saft angefüllt, welcher diese Eier fruchtbar machte. Und so bald der Mensch in der Liebe seines Gottes feurig wurde, so verursachte die Begierde, in der er sich befand, daß es auch andere Kreaturen geben möchte, welche diese große Majestät lobten, liebten und anbeteten, daß dieser Saft in eines oder etliche von diesen Eiern mit einer unbegreiflichen Wollust ausfloß, und dieses fruchtbar gemachte Ei ging einige Zeit hernach durch diesen Gang, in Gestalt eines Eies, von dem Menschen, und bereitete kurz darauf einen vollkommnen Menschen aus. Auf diese Art wird in dem ewigen Leben eine heilige und unendliche Zeugung seyn, eine ganz andere, als welche die Sünde, vermittelst des Weibes eingeführt hat, welches Gott von dem Manne gebildet hat; indem er aus den Lenden des Mannes dasjenige Gefäß nahm, welches die Eier in sich faßte, welches das Weib jetzo besitzet, und in welchem die Menschen noch jetzt in ihm, nach den neuen Entdeckungen der Zergliederungskunst geboren werden. Der erste Mensch, welchen Adam durch sich allein,

griffe ihres Lebens, z. E. ihre Geburt, ihr Anfang des Bücherschreibens und ihr Tod durch Cometen

---

in seinem Stande der Herrlichkeit, hervorbrachte, wurde von Gott zum Thron der Gottheit und zum Werkzeuge erwählt, durch welches sich Gott den Menschen in der Ewigkeit mittheilen wollte. Dieses ist Jesus Christus, der Erstgeborne, nach der menschlichen Natur, Gott und Mensch zugleich."

Da sie alles von der Inspiration erwartete, so achtete sie die Bibel nicht sehr; die Vernunft aber gar nicht. Sie unterredete sich mit einigen Cartesianern z. B. Heydam, Burmann, die aber mit ihr eben so wenig zufrieden waren, als sie mit ihnen. Die Methode der Philosophen war gar nicht ihre Sache: sie wollte von der Vernunft nichts wissen, und wenn man ihr sagte, daß es unmöglich wäre, ohne Vernunft von irgend einer Sache Etwas mit Wahrheit zu sagen, daß selbst Lügen und Schwärmereien, des Vehikels derselben bedürften, wenn sie Eingang finden sollten: so antwortete sie, daß dieser Irrthum der allerschlimmste und verfluchteste unter allen Ketzereien sey, die jemals in der Welt gewesen, und eine förmliche Gottesverleugnung oder Verwerfung Gottes wäre, an dessen Stelle sich die verderbte Natur auf den Thron setzte, — daß die Krankheit der Philosophen daher käme, weil sie alles mit ihrer Vernunft begreifen, und der Erleuchtung des göttlichen Glaubens keinen Platz einräumen wollten, welcher eine Gefangennehmung unserer Vernunft, unsers Witzes und unsers schwachen Verstandes erfordert, damit Gott in demselben dieses göttliche Licht ausbreiten und wieder lebendig machen könne: ohne welches Gott, nicht allein nicht recht erkannt wird, sondern er und seine wahre

bezeichnet worden; aber man hat dagegen bemerkt, daß Cometen für Vorbedeutungen böser Zeiten geachtet würden.

Den

Erkenntniß, durch diese Wirkung unserer Vernunft und unsers verderbten Geistes aus der Seele verjagt werden; welches eine wahre Art der Gottesverleugnung, oder der Verwerfung Gottes ist." Sie schimpfte gewaltig auf alle diejenigen, welche behaupteten, daß ein Christ nach der Lehre des Apostel Paulus, Gott auf eine vernünftige Weise dienen müßte, und in ihrem Buche Zeugniß der Wahrheit hechelt sie die Prediger gewaltig durch, welche einen andern Weg zur Erlangung einer Religion, als die Inspiration lehrten. — Die Prediger lehrten und behaupteten dagegen, daß man Leute geköpft und verbrannt hätte, deren Meinungen lange nicht so schädlich als der Bourignon ihre wären, welche die Menschen verrückt machten. Das Volk trat auf die Seite seiner Seelsorger und die inspirirte Jungfer mußte aus einer Stadt in die andere fliehen. Der Pöbel hielt sie für eine Hexe. Der Baron Lutzburg gab ihr in Ostfrießland seinen Schutz; indessen war sie auch hier nicht sicher und begab sich daher nach Holland, woselbst sie den 30. October 1680 in Franecker verstarb. Geistesverwandte hat sie, besonders seit des Origenes Zeiten, gehabt, und wird sie auch immer noch haben. Die Bourignon rühmte sich eines häufigen Umgangs mit Gott, und gab alle ihre Geistesproducte für vom Geiste Gottes inspirirt aus; aber an wirkliche Hülfsleistung dachte sie gar nicht; sie hielt sich sogar dazu nicht verbunden, sondern zeigte sich vielmehr sehr geizig. Sie hatte ihrem Erbtheil zu entsagen

Den Streit wegen des Officii Deae genetricis, der Gottesgebährerin, oder das Absingen gewisser Gebete, zur Ehre der Jungfrau Maria, — ob solches schon in den ersten Jahrhunderten Statt gefunden, oder eine Erfindung neuerer Zei-

---

sagen beschlossen; als es aber zur That kommen sollte: so nahm sie ihr Wort zurück, wozu sie drei Gründe der Andacht bewogen. „Ich bin verbunden," sagte sie, „meine zeitlichen Güter lieber selbst zu haben, als sie denen zu geben, welchen sie nicht gehören, und welche sie zum Bösen anwenden könnten." Der zweite Grund dispensirte sie von aller Mittheilung. „Außer diesen" sagte sie, „hat mir Gott zu erkennen gegeben, daß ich sie zu seiner Ehre nothwendig haben werde." Dies war der dritte Grund. „Die wahrhaften Armen," äußerte sie, „sind so selten, daß man sie in einer andern Welt suchen muß: denn die Beisteuern, die man in unsern elenden Zeiten giebt, dienen öfters zu mehreren Sünden. Also ist derjenige, welcher mehr jährliches Einkommen hat, als er braucht, verbunden, seinen Hauptstamm zu vermehren, damit er denselben nachmals, bei sich ereignender Gelegenheit, zu desto größerer Ehre Gottes anwenden könne." Den guten Werken schrieb sie aber demohnerachtet eine große Verdienstlichkeit zu; nur sie selbst glaubte ihrer entübrigt seyn zu können, weil sie sich mit Gott vereinigt zu seyn einbildete und der heilige Geist durch ihren Mund redete. Ihre äußere Gestalt änderte sich nicht so wie bei den meisten Menschen. Sie brauchte keine Brille, und als sie über sechzig Jahr alt war, würde man ihr kaum vierzig Jahre angesehen haben, ob sie gleich ihr ganzes Leben in Furcht und Unruhe zugebracht hatte und äußerst häßlich war.

ten sey, erklärte Innocentius XI. für unbedeutend, auch wollte er viele Indulgentien oder Ablasse, welche von Sixtus IV., Eugen III., Johann XIII., Leo X., Gregorius XV. gegeben, nebst denen welche auf 80,000 Jahre gültig, und von einer alten Tafel abgeschrieben seyn sollten, die sich in der lateranischen Kirche befunden, nicht für gültig erklären, womit, besonders einige Kirchen, die dergleichen auf viele Millionen Jahre oder gar bis in Ewigkeit zu ertheilen, ein Recht erhalten hatten, nicht zufrieden waren. Ein Wagestück dieses Papstes war es, daß er 65 Moralsätze der Jesuiten verdammte, von welchen auch andere Katholiken behaupteten, daß sie die ganze christliche Sittenlehre übern Haufen würfen, wogegen sie, welches sie schon zu Clemens VIII. Zeiten gethan hatten, öffentlich lehrten, daß es kein Glaubensartikel wäre, daß der Papst des Apostels Petrus rechtmäßiger Nachfolger sey, imgleichen, daß man seine Beichte dem Beichtvater auch schriftlich überreichen könnte. Der Papst verwarf auch des Mariana Buch de rege et regis institutione, in welchem behauptet wird, daß der, welcher nach dem Wunsche des Volks einen Fürsten umzubringen gesucht hat, nicht als ein Verbrecher bestraft werden könne *). Ein anderer Je-

*) Qui votis publicis favens, cum (Principem) perimere tentaverit, haud quaquam inique eum fecisse existimabo.

suit Namens Lessius spricht den Fürsten Muth ein, daß sie nämlich nichts zu besorgen hätten, wenn sie gleich von dem ganzen Volke für Tyrannen gehalten würden, wenn nur das Volk gelehrter und ansehnlicher Männer Rath folgte, wie Mariana verlangt, dergleichen die Jesuiten wären *) Sie behaupteten, der Papst könne eine ganze königliche Familie ausrotten, und mit Gewalt, vermittelst der Waffen, einen andern katholischen Herrn in ein Land setzen, wenn die rechtmäßigen Regenten Ketzer würden **).

Die Triple-Alliance zwischen dem Kaiser, den

---

*) Principibus nihil periculi imminet, quando totius populi sensu pro Tyrannis habentur; si populus sequatur doctorum et gravium virorum, quod Mariana exigit, consilium, jique sunt Jesuitae.

**) Quodsi omnes de stirpe regia haeretici sint, tunc devolvitur ad regnum nova regis electio: nam juste a Pontifice omnes illi successores regno privari possunt, quia bonum fidei conservandae, quod majoris momenti est, ita postulat. Quodsi etiam regnum infectum esset, Pontifex et supremus judex in causa fidei, assignare posset catholicum regem., pro bono totius regni, et ipsum vi armorum, si opus esset, introducere: nam bonum fidei et religionis hoc exposcit, ut supremum ecclesiae caput tali regno de rege provideat et jura regni transgrediatur. Vasquez in Disput. super Summ. S. Thomae. T. II. disp. 169. Cap. 4. p 123. N. 42. 43.

Polen und Venetianern wider die Türken, beförderte Innocentius; auch verwilligte er große Geldsummen. Die am grünen Donnerstage gewöhnliche Excommunication der Ketzer und insonderheit der Protestanten, wollte er nicht verrichten, daher er sich zu der Zeit allemal krank stellte. Die Aufhebung des Edicts von Nantes in Frankreich, worauf Ludwig XIV. die Dragonerbekehrung der Reformirten anordnete und dadurch einen großen Theil seiner fleißigsten Unterthanen verlor, mißbilligte er so öffentlich, daß sich nicht nur jesuitisch Gesinnte, sondern sogar selbst Protestanten wunderten. Indessen war seine Mißbilligung mehr eine Wirkung seines Zorns gegen die Franzosen, als einer guten Gesinnung gegen die Hugenotten.

Der Doktor Michael de Molinos, der Haupturheber der Quietisten und großer Beförderer der mystischen Theologie, ward von Innocentius XI. sehr geschätzt. Er räumte ihm einen besondern Pallast ein, und legte auch sonst seine Liebe gegen ihn an den Tag. Die Mönche, und besonders die Jesuiten haßten den Molinos, zumal da er in seiner Manuduct. spirit.: die Nothwendigkeit der äußerlichen gottesdienstlichen Handlungen verwarf und dagegen auf eine stille Uebung des innern Gebets, Unterdrückung aller Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, und Nothwendigkeit der reinen Liebe Gottes drang. Die Jesuiten widersprachen ihm heftig, und da es nicht an Beispielen, die öffentlich bekannt wurden, fehlte, daß

dieser geistigen Liebe eine fleischliche Liebe gar oft zur Seite stehe, so ward Molinos seiner Lehre wegen eingezogen, und ihm zuerkannt, daß er nach öffentlich abgelegter Kirchenbuße in ein ewiges und enges Gefängniß eingesperrt werden sollte, wobei ihm auferlegt ward, daß er täglich zweimal den Rosenkranz, und einmal den Glauben beten, wöchentlich dreimal fasten, jährlich einmal beichten, und so oft es seinem Beichtvater belieben würde, communiciren sollte. Dieses Urtheil ward am 9ten September 1687 vollzogen. Er mußte in der Kirche in einem Bußkleide und mit einer Wachsfackel in der Hand, öffentliche Kirchenbuße thun, und die ihm vorgelesenen Theses widerrufen. Nachgehends brachte man ihn in sein Gefängniß. Von dem Priester, der ihn bis dahin begleitete, nahm er mit diesen Worten Abschied: „Lebt wohl, mein Pater! wir werden schon einander am jüngsten Tage wieder sehen, und alsdann wird es bekannt werden, wer unter uns wird Recht haben." Er brachte in seinem Gefängnisse 9 Jahr zu und starb darin 1696 im 56sten Jahre seines Alters.

Der Graf Vespiniani und seine Gemahlin, imgleichen Don Paulo Rochi, der Beichtvater des Fürsten Borghese und noch 67 andere Personen, wurden als Molinisten eingekerkert und mehr als 200 wurden zur Untersuchung gezogen. Als aber darüber in ganz Italien ein großes Aufsehen entstand: so begnügte sich die Inquisition mit der Bestrafung des Molinos und setzte die andern

wieder in Freiheit. Gegen den Papst, der das Urtheil des Molinos mit großem Widerwillen unterschrieben hatte, wurden die Jesuiten äußerst aufgebracht; so daß sie ihn zwar nicht als Papst, aber doch als Benedict Odescalchi, einen Ketzer nannten. Die Inquisitores sandten auch zwei Deputirte, den Papst über seinen Glauben zu examiniren, welches dem Innocentius XI. zwar äußerst auffiel, dem er sich aber doch fügen zu müssen glaubte. Er starb den 12. August 1689 im dreizehnten Jahr seiner Regierung, von den Römern, und überhaupt von den Layen, bedauert, dahingegen die Clerisey über seinen Tod frohlockte *). Bei Eröffnung seines Körpers fand man zwei Nierensteine, von welchen der eine neun Unzen und der andere sieben Unzen wog, und dennoch hatte er in seinem Leben niemals über Steinschmerzen geklagt. Um sein Grab in der Peterskirche hat man ein Gitter gemacht, wobei das Volk sonst täglich auf den Knieen lag.

Weil er der Sohn eines Wechslers war und am Matthäus Tage zum Papste erwählt ward: so

*) Mit der Clerisey stimmte Ludwig XIV. überein. Der Inhalt seines Schreibens an das Conclave vom 24. August 1689 ist: „daß, da die Bedürfnisse der Kirche einen Papst erforderten, der den Nutzen derselben zu Herzen nähme, Gott Innocentius XI. aus der Welt genommen habe, der gegen die Kirche übelgesinnt, oder unvermögend gewesen, zu ihrem Besten zu arbeiten."

sagte Pasquin an dem nämlichen Tage: Invenerunt hominem sedentem in telonio.

Gegen die freie Bekleidung der Frauenzimmer war Innocentius XI. sehr aufgebracht. Im Jahre 1683 ließ er eine Verordnung ausgehen, die allen Jungfern und Frauen gebot, die Schultern und den Busen bis an den Hals, und die Arme bis an die Hand, mit einem tüchtigen und undurchsichtigen Zeuge zu bedecken, bei Strafe, daß diejenigen, die innerhalb sechs Tagen nicht gehorchten, ipso facto im Bann seyn sollten, und daß sie auch in der Todesstunde niemand, als der Papst lossprechen könnte. Die Beichtväter, die sich unterstehen würden, sie von diesem Banne loszuzählen, sollten selbst darin verfallen, und allen, sowohl geistlichen als weltlichen Strafen unterworfen seyn, wie es Sr. Heiligkeit gut dünken würde, welchen zeitlichen Strafen auch die Väter, die Ehemänner, die Herren und andere Häupter der Familie, wegen der Erlaubniß oder Nachsicht unterworfen seyn sollten. Dergleichen Verordnungen sind öfters gegeben; bis auf den heutigen Tag aber haben sich die Moden erhalten. Was Tacitus von den Sterndeutern sagt, daß sie nicht gelitten werden sollen, aber doch immer beibehalten werden, das kann man auch von der Kleiderpracht sagen. Auf die Freudenmädchen war der Papst nicht weniger ungehalten; er wollte sie aus der Stadt jagen; — wenn sie aber aus dem einen Thor herausgebracht waren, so kamen sie durch ein anderes Thor wieder hinein. La Fontaine

prophezeite ihm, dieser Härte wegen, einen baldigen Tod:

> Rom wird ihn bald beweinen müssen,
> Weil er die Hurerei verbeut. u. s. w.

Burnet sagt von Innocentius XI.: „Dieser Papst verstand nichts als die Finanzen und die Wechselgeschäfte; eine Kenntniß, die er aus seiner Familie mitbrachte, die dadurch reich geworden war. Für den Stuhl Petri waren diese Talente allerdings viel werth: denn die apostolische Kammer war äußerst verschuldet durch die großen Verschwendungen seiner Vorgänger, und es war die höchste Zeit, daß ein so ökonomischer Papst als Innocentius XI. gewählt ward. Als er Kardinal ward, mußte er einen Sprachlehrer annehmen, um nur so viel Latein zu lernen, die große Messe lesen zu können. Von der Theologie verstand er gar nichts, welches mich an einen Jesuiten erinnert, den ich bisweilen bei dem französischen Gesandten antraf. Als wir an einem Tage auf die Untrüglichkeit des Papstes zu sprechen kamen: so gestand mir derselbe: „daß Altieri in seinen letzten Jahren ganz kindisch geworden, und daß man mit einer guten Dosis Glauben versehen seyn müsse, um an die Untrüglichkeit dieses Papstes glauben zu können; doch" setzte er lachend hinzu, „je schwerer eine Sache zu glauben ist, desto größer ist das Verdienst des Glaubens." Wenn Innocentius die Jesuiten haßte und große Stücken auf die Jan=

senisten hielt: so rührte solches nicht daher, als wenn er den Gegenstand ihrer Zwietracht gekannt hätte, sondern weil die Ersten Ludwig XIV. in seinen Unternehmungen unterstützten, und der König die Jansenisten nicht leiden konnte.

Lock, Bossuet, Leibnitz, Calov, Orobio, Beza, Cuper und Jurieu.

Jurieu.

In Thoren hat man die Religionsverhandlungen, meines Bedünkens, nicht am rechten Orte angefangen, und das ist vielleicht Schuld gewesen, daß sogar nichts ausgemacht ward und die Streitenden nur noch erbitterter gegen einander wurden.

Calov.

Was war daran Schuld, daß dieses Colloquium charitativum ein Odiosum und ganz unnütz ward? — weiter nichts, als daß man vorher nicht festgesetzt hatte, wer ein Recht hätte zu dieser Unterredung zugelassen zu werden. So viel Recht als Calixtus dort mit zu sprechen hatte, eben so viel Recht hatten auch die Heiden, Juden und Türken.

Jurieu.

Und warum hätten diese nicht zugelassen werden

dürfen? Es hätte ja seyn können, daß sie zu uns übergetreten wären.

Calov.

Von gesetzten und ehrlichen Juden, Heiden und Türken ist ein so schneller Uebertritt nicht zu vermuthen; nur Indifferentisten, — nehmen, gleich dem Chamäleon alle Farben oder Religionen an, je nachdem sie ihnen am besten behagen, und sie sich in selbigen am meisten gefallen. Solche Wetterhähne sind die Gleichgültigen und die Latitudinarier, die im Grunde gar keine Religion haben: oder des Nutzens wegen eine dergleichen heucheln. Wenn Heiden, Juden und Türken sich wirklich zur Zulassung gemeldet hätten, so würde man sie jedoch in allen Fällen eher haben aufnehmen können, als den helmstädtschen, ungläubigen Religionsmenger, der allen Partheien Recht giebt — folglich die eine so gut, wie die andere als falsch verwirft.

Jurieu.

Man hätte das Colloquium charitativum mit Prüfung und Untersuchung der menschlichen Vernunft anfangen und festsetzen sollen, wie weit selbige in Glaubenssachen mitzusprechen habe.

Calov.

Das hätte man allerdings thun sollen, und dann hätten die Socinianer so gut, wie die Latitudinarier, abgewiesen werden müssen.

Lock.

Sollten diese Abgewiesene keine Vernunft haben? oder sollten sie selbige nicht gebrauchen können, oder nicht gebrauchen wollen?

Calov.

Das will ich nicht sagen; aber das behaupte ich, daß sie selbige zuviel gebrauchen, und eben dieses Zuviels= oder Mißbrauchswegen, qualificiren sie sich nicht zur Aufnahme in die Gemeinschaft wahrer, recht=gläubiger Christen. Evangelium und Vernunft sind wie Licht und Finsterniß entgegengesetzt. Wo diese ist, kann jenes nicht seyn. Nur, wenn gegen die Ungläubigen gestritten, oder die Göttlichkeit der heiligen Schrift gegen Heiden und Türken vertheidigt werden soll; dann wird sie gebraucht; sobald aber dieses geschehen ist, dann muß sie sich schlechterdings der Schrift unterwerfen. Und das folgt aus ihren eigenen Vernunftschlüssen, wenn sie sich nicht vernünftiger als Gott selbst zu seyn dünken, folglich nicht wahnsinnig seyn will: denn wenn bewiesen ist, daß die heilige Schrift von Gott herrührt, so muß die menschliche Vernunft der göttlichen nothwendig nachstehen. Die Vernunft dieser Leute maßt sich eine Gewalt an, wozu sie kein Recht hat und die mit ihr selbst im Widerspruch steht, wenn die heilige Schrift von Gott herrührt, wie deutlich dargethan ist.

Orobio. (sachte)

Ob die Vernunft solches wohl jemals dargethan haben mag? habe darthun wollen? und darthun können?

Calov.

Sie will über die Schrift disponiren und den Ausspruch thun, der wie vielste Theil der christlichen Religion wahr oder falsch sey. Kann denn Gottes Wort eine solche Behandlung der verdorbenen menschlichen Vernunft ertragen?

Orobio. (sachte)

Welche verdorbene Vernunft doch die Göttlichkeit der heiligen Schrift dargethan haben soll, deren Göttlichkeit also von einer verdorbenen Vernunft dargethan wird.

Calov.

Können rechtschaffene Theologen und fromme Seelsorger eine solche Geringschätzung des Allerhöchsten ruhig mit ansehen? Indifferentisten, Calixtianer; ja, die können es; aber kein Heide, kein Jude, kein Türke kann es. Die calixtische Vernunft versuche einmal so etwas mit dem Koran, und man wird ihrem Besitzer die Ohren abschneiden und beide zum Teufel jagen.

Orobio.

Also die türkische Vernunft beweiset die Gött=

lichkeit des Korans, und die christliche die Göttlichkeit der Bibel, und Beider Vernunft, der Christen und der Türken, beweiset die Ungöttlichkeit der Bibel und des Korans, nämlich gegenseitig.

Calov.

Was Heiden und Türken Vernunft nennen, ist Vorurtheil und Irrthum, wie unsre Vernunft vollkommen beweis't; sobald sie den Zend oder den Koran prüft.

Orobio.

Die heidnische und türkische Vernunft behauptet und thut eben das in Rücksicht der Bibel; was soll aber aus der christlichen Vernunft werden, wenn die Christen untereinander die Vernunft für falsch erklären, wie es z. B. oft geschieht, wenn die Neologen diesen oder jenen Glaubensartikel für vernunftwidrig ausgeben; was sollen denn Juden, Heiden und Türken mit der christlichen Vernunft anfangen? und was sollen die Christen selbst von ihr halten und urtheilen?

Calov.

Was sie wollen — ; Genug, daß die Schrift uns lehrt, daß die Vernunft durch den Sündenfall verdorben ist —

Orobio. (sachte)

Also, sowohl die Vernunft der Juden, Heiden und Türken als der Christen ist verdorben, und doch

soll die christliche beweisen, daß die türkische falsch sey, dann kann ja dieser Beweis auch nichts taugen?

Calov.

Und daß uns Gott sein Wort nicht hätte offenbaren dürfen, wenn Adam nicht gefallen wäre, woraus handgreiflich folgt, daß die Vernunft schweigen muß, wo die Schrift redet, und daß es ihr nicht geziemt, die Befehle ihrer Herrschaft zu kritisiren und über solche ein Urtheil zu sprechen, und noch weniger zu verlangen, daß wenn ihr die Gebote und Lehren Gottes nicht anstehen, sie ihnen einen falschen beliebigen Sinn geben könne.

Orobio.

Spinosa hat in seinem Tract. Theol. Polit. aus der Beschaffenheit des mosaischen Gesetzes und aus der Einsetzung des Christenthums bewiesen, daß das Aeußere, sowohl im Judenthum als im Christenthum, nur in der Absicht gegeben worden, um Gehorsam zu erhalten, — die Verhältnisse in den Staaten sich oft ändern, — die Auslegung sowohl des alten als des neuen Testaments von den Regierungen abhänge, — und daß diese Freiheiten auch sowohl die Leviten als die Apostel gehabt und sich derselben bedient haben und die Theologen sich immerfort bedienen müssen. Jesus verbietet z. B. allen Krieg; — aber kein christliches Volk hat sich von jeher an dieses Verbot gekehrt, weil der Staat, der es befolgen wollte, bald

zu Grunde gehen müßte. Wenn nun die Gottheit den Untergang des Volks oder des Staats nicht will: so ist es klar, daß die Vernachlässigung eines Gebotes, dessen Befolgung solchen zur Folge haben würde, in dem Willen Gottes selbst gegründet sey.

Calov.

Unsere Zusammenkunft ist zufällig; — unsere Unterhaltung hat weder die Form, noch die Absicht eines Religionsgesprächs — —

Orobio.

Das geht auf mich; und ich danke Euch, daß Ihr mich an Euren Belehrungen Antheil nehmen lassen wollt, wie ich aus Eurer Rede folgere; und da ich von den andern gegenwärtigen Herren die Erlaubniß zum Mitsprechen habe: so denke ich, daß Ihr meine Bedenklichkeiten, Zweifel und Fragen auch nicht übelnehmen werdet.

Es sind in diesem Jahrhunderte so viele Religionsgespräche in allen Ländern von Europa gehalten, um die Anhänger der drei verschiedenen christlichen Religionspartheien mit einander wieder zu vereinigen; — aber an eine Vereinigung der Juden mit den Christen, daran hat Niemand gedacht. Die Christen setzen immer voraus, daß weil die Juden ganz unrecht haben, mit ihnen kein Vergleich, in welchem beide Theile von ihren Ansprüchen Etwas ablassen, — getroffen werden könne; und doch bekennen sie zu gleicher Zeit, daß das Judenthum

das Fundament ist, auf welches das Christenthum ruhet. Was ist denn im Judenthum so äußerst anstößig, daß an dessen Vereinigung mit dem Christenthume gar nicht gedacht werden kann? Die Jünger Jesu waren Juden, so wie es ihr Meister gewesen war und bis zum Tode blieb. Die ersten Christen, nämlich die Jünger des Petrus, des Jacobus und des Johannnes waren Juden, und der Unterschied zwischen ihnen und den übrigen Israeliten bestand bloß darin, daß sie glaubten, daß Jesus der Messias gewesen wäre. Die ersten christlichen Bischöfe in Jerusalem, deren, wenn ich nicht irre, Eusebius siebenzehn zählte, waren alle beschnitten und dem Gesetze Mosis zugethan.

Beza.

Den höchsten Grundsatz der christlichen Religion, daß nur ein Gott ist, daß derselbe ein Geist ist, und daß die, die ihn anrufen, im Geist und in der Wahrheit anrufen müssen, — — diese Hauptgrundlehren haben wir allerdings mit den Juden gemein.

Orobio.

Und um die andern Lehren, welche den Christen eigenthümlich sind, — um die, dächte ich, ließe es sich handeln; zumal, wenn Juden und Christen sich davon überzeugen wollten, daß sowohl die Ceremonieen der Juden als der Christen nebst dem Glauben der letztern, nur dazu dienen sollen, die Menschen gegen das Sittengesetz gehorsam zu ma=

chen. Die Wahrheit, daß das Gesetz und das Evangelium mit den erzählten Umständen und Wundern bekannt gemacht worden, gehört weder zum Wesen des Judenthums, noch des Christenthums und bleibt also dem Urtheil eines jeden Juden und Christen überlassen, so wie auch ein jeder Glaubensartikel. Wer ein guter Bürger ist, der ist ein guter Christ und ein guter Jude.

Beza.

Zu einer solchen Entsagung werden sich weder die Juden noch die Christen verstehen: denn was Ihr als gleichgültige Dinge ansehet, das halten sie für den Grund und die Ursache ihres Glaubens und ihrer Religion. Sowohl Moses als Christus legitimirten sich als Gesetzgeber oder Lehrer durch Wunder. Sind also die Wunder gleichgültig, so sind es die Gesetze und die Lehren gleichfalls.

Orobio.

Eure Folgerung ist falsch. Die Wahrheit der Lehren ist von den Wundern ganz unabhängig. Sobald jene als wahr eingesehen und erkannt werden: so bedarf es keiner Wunder weiter, wie uns unsere eigene Erfahrung überzeugt. Die Wunder dienten nur dazu, den unwissenden Haufen auf das Gesetz oder die Lehre aufmerksam zu machen. Weil das einfältige Volk das Heilsame und die Güte der Gesetze und Lehren nicht einsehen konnte: so mußte Moses sowohl als Christus, — welcher letztere

sich selbst darüber beschwert, daß sie nur immer Zeichen und Wunder haben wollen, die Lehren aber nicht gehörig erwägen, — sagen, daß die Gottheit die Urheberin ihrer Gesetze und ihrer Lehren wäre, von welcher sie gesandt würden, selbige dem Volk bekannt zu machen. Sobald aber das Volk klug genug ist, die Nützlichkeit und Vortreflichkeit der Gesetze und Lehren einzusehen — dann bedarf es auch dieses Vehikels und dieses Vorgebens nicht mehr. Indessen will ich bemerken, daß eine jede Wahrheit, wenn sie auch evident bewiesen wäre, doch einem Staatsgesetze nachstehen müsse.

Calov.

Wo bleiben dann die Glaubensartikel?

Orobio.

Wenn es dergleichen mehrere giebt, als Juden und Christen mit einander gemein haben, nämlich daß es nur einen Gott giebt — so gehören solche zu den Ceremonieen und sind bloß äußerliche Zeichen einer Religion. Die eigentlichen Gesetze Mosis waren nur für das Land Kanaan bestimmt: sobald die Juden aufhörten Einwohner dieses Landes zu seyn, so hatte auch ihre Verpflichtung auf dieses Gesetz ein Ende. Die Propheten lehren es deutlich genug, z. B. Jesaias Kap. 1. Kap. 58, daß die Ceremonieen ganz unwesentliche Stücke, und wenn die Lehren selbst gefaßt sind, eine wahre Last sind, die die Israeliten ohne Nutzen drücket. Eben dieses

lehrt auch Christus; und durch sein Beispiel, daß er mit den Heiden aß, wollte er die Juden lehren, daß ihr Separatismus, der an aller Feindschaft zwischen den Juden und andern Nationen Schuld war, indem ihr Staat unter der römischen Herrschaft doch nur noch ein Schatten war, aufhören müßte. Die Taufe, das Abendmahl, die letzte Oelung, die Feste sind eben dergleichen äußerliche Zeichen und können also eben so gut mitgemacht als unterlassen werden, wenn nur das Sittengesetz beobachtet wird, so fern es den Staatsgesetzen nicht widerspricht. Die moralischen Gebote Jesu waren zum Theil nur für den ihm anhängenden Haufen bestimmt. Dieser bestand aus armen Menschen, daher er, um ihrem Hochmuth zu schmeicheln, ihnen allein den Himmel verspricht, und ihnen befiehlt, Unrecht zu erdulden, weil sie dafür im Himmel, welcher ihr eigentliches Vaterland wäre, desto herrlicher belohnt werden würden. In einem Staate würde die Ausübung vieler moralischen Lehren Jesu dessen Untergang und Zerrüttung zur nothwendigen Folge haben, und sie müssen also der Wohlfahrt des Staats gemäß erklärt werden.

Calov.

Sind denn das Osterlamm und die Beschneidung nicht zwei von Gott selbst eingesetzte Sakramente?

Orobio.

Wenn es in der Bibel heißt, daß Moses mit dem Jehovah gesprochen, wie ein Freund mit

einem Freunde redet, und Moses alles, was er den Israelitn gebietet, von Gott unmittelbar gehört und empfangen habe: so gab er diese unmittelbare Unterhaltung mit Gott bloß vor, um seinen Gesetzen ein desto größeres Ansehn zu geben. Numa machte es eben so und Zoroaster gleichsfalls. Eines ähnlichen Kunstgriffes bedienen sich bis auf diesen Tag diejenigen, welche, um das Volk Etwas zu lehren, oder auch zu betrügen, vorgeben, daß sie von unbekannten Obern gesandt werden. Ist die Absicht, die unter solchen Mummereien erreicht werden soll, gut und heilsam, so lassen sie sich entschuldigen; — nur müssen die, welche sie gebrauchen, oder deren Nachkommen so redlich seyn, daß wenn der Zweck erreicht, oder das Volk von der Güte der Lehren durch deren eignes Wesen überzeugt ist, — sie den getriebenen Hocus Pocus selbst aufdekken. Wird diese Belehrung unterlassen oder wohl gar verboten: so werden diese Nebendinge die Hauptsache, zumal da selbige in die Sinne fallen und die Einbildungskraft des Volks beschäftigen. So ist es bei Juden, Christen und Türken hergegangen.

Was die Beschneidung und das Osterlamm der Juden anlangt: so ist klar, daß das Letzte zur Erinnerung an ihre Dienstbarkeit in Aegypten, und das Erste zur Absonderung von allen Völkern dienen sollte, woraus ein gegenseitiger Haß entstand. So bald aber der jüdische Staat ein Ende hatte: so hätten diese Ceremonien auch ein Ende haben sollen: denn der Genuß des Osterlamms war den Juden nur

ein Fest, als sie in Kanaan, als Herren, an ihre Knechtschaft in Aegypten denken konnten, — und die Beschneidung, welche den Separatismus beförderte, ward ihnen sogleich schädlich, als sie unter allen Völkern zerstreut wurden. Die Juden waren thöricht genug, diese Ceremonieen beizubehalten, und so ihren Separatismus und ihren Völkerhaß, der aus jenem entstand, bis auf diesen Augenblick fortzupflanzen. Man sagt, daß sie zur Zeit des Kaisers Hadrian diese Ceremonieen haben aufgeben wollen, daß aber der Haß gegen die Christen sie davon zurück gehalten habe.

Beza.

Ohne zu einem Wunder Zuflucht zu nehmen, ist es schwer zu erklären, wie die Juden nach der Zerstörung ihres Staats und der Zerstreuung des ganzen Volks unter allen Völkern — ohne eine Unterstützung von irgend einer Macht — vielmehr von allen Mächten verachtet und gehasset — sich selbst allein, als ein von allen Völkern verschiedenes Volk haben erhalten können, da doch die Verfassung der Aegypter, Babylonier, Griechen und Römer, viel mächtigerer Völker, längst abgeschafft und verschwunden und von ihren Religionen keine Spuren mehr vorhanden sind.

Orobio.

Daß die Juden nach einer so lange schon bestehenden Zerstreuung, und ohne ein eignes Reich, noch

jetzt als ein besonderes Volk vorhanden sind, ist kein Wunder, da sie sich von allen Nationen so sehr abgesondert haben, daß sie allen verhaßt worden sind, und zwar nicht bloß durch ihre äußerlichen Gebräuche sondern auch durch das Zeichen der Beschneidung, welches sie auf das Gewissenhafteste beobachten. Daß sie aber auch sogar durch den Haß der Nationen erhalten werden, hat die Erfahrung gelehrt. Als Ferdinand V., König von Spanien, die Juden zwang, entweder sich zur Religion des Landes zu bekennen, oder aus dem Reiche zu gehen, nahmen sehr viele die römisch = katholische Religion an; weil denen, die zu dieser Religion übergingen, alle Rechte und Privilegien eingeborner Spanier ertheilt wurden; und weil sie dadurch aller Ehrenstellen fähig wurden, so vermischten sie sich bald mit den Spaniern, so daß nach kurzer Zeit kein Ueberbleibsel und kein Andenken von ihnen mehr vorhanden war. Eine andere Bewandniß hatte es mit denen, die der König von Portugal zur Annahme der katholischen Religion zwang. Diese lebten, ohngeachtet sie zur Landesreligion bekehrt waren, dennoch beständig von allen andern abgesondert; weil sie nämlich der König für unfähig zu allen Ehrenstellen erklärt hatte. Das Zeichen der Beschneidung kann so viel vermögen, daß ich versichert bin, dieses einzige allein werde die jüdische Nation bis in Ewigkeit erhalten; ja, wenn die Grundsätze ihrer Religion ihre Herzen nicht verzärtelten und sie zur Faulheit einladeten, so würde ich ohne Umstände

glauben, daß sie, bei sich ereignender schicklichen Gelegenheit, ihr Reich wieder aufrichten würden. Wenn ein Mensch an seinem Leibe ein Wahrzeichen hat, das nicht unkenntlich gemacht oder weggeschafft werden kann, und das bloß seiner Religion wegen, so wird er niemals geneigt seyn, selbige ohne förmlichen Beweis von ihrer Falschheit, oder ohne großen zeitlichen Vortheil zu verlassen *).

Beza.

Nicht weniger auffallend ist es, daß die Juden während ihrer Staatsverfassung, so oft Götzendiener geworden sind; — da sie hingegen nach Auflösung derselben und nachdem sie in der ganzen Welt zerstreut worden, immer fest an an ihrem Jehovah gehangen, von Götzendienst sich völlig geheilet, ja für ihre Religion die härtesten Verfolgungen und Martern ausgestanden haben.

Orobio.

Der Mensch, und besonders der große Haufen ist zum Götzendienst immer sehr geneigt, — das heißt, die Gottheit unter einem sinnlichen Bilde zu verehren und nach und nach auch wohl das Bild selbst als seinen Gott anzubeten. Zur Zeit der Richter wurden die Juden von ihren Nachbaren, denen

*) Spinoza's philosophische Schriften Bd. 1. S. 81. The Miscellaneus works of M. John Toland. Vol. II. P. 448.

sie nachahmten, zum Götzendienst verführt. Diese Völker, welche viel klüger als sie waren, brachten sie natürlich auf die Gedanken, daß sie auch in der Religion wohl klüger seyn möchten, und hiervon überredeten sie sich um so leichter, da der Götzendienst viel wohlfeiler und auch viel bequemer war, als ihr Gottesdienst, indem es ihnen bei aller Dummheit doch nicht entgehen konnte, daß das jüdische Volk bloß der Leviten und Priester wegen in der Welt vorhanden war. Das Gesetz Mosis war fast ganz unbekannt, welches man aus Micha's Beispiel B. der Richter Cap. 17 V. 13 schließen kann. Daß die Bequemlichkeit zum Götzendienst beigetragen, kann man aus Kap. 18 V. 31 folgern.

Die Könige hatten keine Ursache mit den Leviten zufrieden zu seyn, so wenig wie mit den Propheten, die das Volk immer gegen sie aufhetzten; und sie konnten sich also leicht einbilden, daß es der Gottheit nichts verschlagen könnte, an welchem Orte sie angebetet würde, und ob es mit oder ohne Bild geschähe. Ging nun der König mit seinem Beispiele voran: so folgte das Volk sehr gern nach, wovon die Christen selbst zum Exempel angeführt werden können. Die Fürsten, die zu Luthers oder Calvins Lehre übertraten, deren Unterthanen wurden auch gar bald lutherisch oder reformirt. Hiezu kommt, daß das Gesetz erst zu Josias Zeiten aufgefunden ward, nachdem es lange verloren gegangen war.

Daß Verfolgung und Marter nur dazu dienen,

die Menschen hartnäckiger zu machen, sie mit ihren Kindern in der Religion zu bestärken und sie desto pünktlicher auszuüben, ist eine ganz bekannte Sache. Wollte zur Zeit ein Jude ein Götzendiener seyn, so würde er von seinen Mitgenossen eben so vermieden werden, als er jetzt von den Fremden vermieden wird, und er würde also ganz isolirt für sich leben müssen.

Calov.

Es ist doch wohl nicht Euer Ernst auf diesen Fuß, nämlich, daß Ihr weder das alte noch das neue Testament als Gottes Wort annehmet, Euch in die Gemeinschaft der Christen aufnehmen zu lassen? Deisten, oder gar Indifferentisten können keine Mitglieder der Kirche Christi seyn; und der Kaiser und die Fürsten in Deutschland sind in Gemäßheit des westphälichen Friedens verbunden, keinen andern als Katholiken oder Protestanten in ihrem Lande eine Religionsübung zu verstatten. Eure Genossen, die Juden, sind auch viel zu ehrlich, als daß sie Christen zu seyn, heucheln, und Indifferentisten werden könnten.

Uriel a Costa.

Daß ein Christ und vollends ein Theologe, den Juden das Zeugniß der Ehrlichkeit giebt, dafür müssen wir beyde Euch im Namen aller Juden einen großen Dank abstatten.

Jurieu.

Ihr meint, daß man Euch mit Unrecht einen Vergleich abgeschlagen; aber das ist ungegründet. Man vergleicht sich nur, wenn man seines Rechtes nicht ganz gewiß ist. Die Christen sind aber von ihrem Rechte, nämlich daß ihre Religion die rechte wahre sey, vollkommen überzeugt.

Uriel a Costa.

Und doch werfen sie selbst alle so genannten Beweise wechselsweise übern Haufen. So wie Ihr die Beweise des Nicol für die katholische Kirche übern Haufen gestoßen habt: so hat Nicol die Beweise für die reformirte Religion vernichtigt und Ihr und Eure Gegner habt nichts mehr dargethan, als daß Eure wechselseitigen Angriffe und Vertheidigungen zum Pyrrhonismus führen, und daß die christliche Religion von der Beschaffenheit sey, daß kein Mensch durch Beweise von ihrer Wahrheit überführt werden kann, indem sie, von den wechselseitigen Bestreitungen abgesehn, die Fassungskraft nicht nur des gemeinen, unwissenden Menschen, sondern auch des allergelehrtesten und scharfsinnigsten sehr weit übersteigen. Eure Beweise sind am Ende bloße Recriminationen oder Gegenbeschuldigungen, ohne daß Ihr im Stande wäret die Euch entgegengesetzten Beweise zu widerlegen, ohne nicht zugleich auch Eure eigene Beweise zu vernichtigen. Bei diesen Umständen dächte ich, daß die Juden wohl vom Vergleich

sprechen könnten, und vielleicht mit besserm Grunde als Ihr und die Papisten, indem Ihr Eurer Seits von den Juden verlangt, daß sie gewisse Dogmen glauben sollen, über welche Ihr unter Euch selbst streitet und zweifelhaft seyd, ob sie in der Schrift gegründet sind und aus der Tradition, die ein großer Theil von Euch verwirft, nur dargethan werden sollen.

Bossuet.

Orobio's Ansinnen kann, wenn er es im Ernste meint, nicht ein Gegenstand theologischer Untersuchung seyn — sondern muß von der Politik erwogen werden.

Jurieu.

Was der Jude da schwatzet von Beweisen, die sich untereinander umstoßen und zum allgemeinen Religionszweifel führen sollen, habe ich alles widerlegt.

Bossuet.

Ich will die Gründe nicht wiederholen, welche Arnold, Nikol und Maimburg für den Katholicismus und wider Euch, Jurieu, geltend zu machen gesucht haben — —

Jurieu.

Und die ich alle widerlegt habe, selbst wenn sie offenbare Lügen in die Welt hineingeschrieben haben,

wie z. B. Maimburg, wenn er sagt, daß die Marcioniten ihre Märtyrer gehabt.

Bossuet.

Ueber diesen Verstoß des Maimburg, wenn er einer ist, hättet Ihr nicht so viel Aufhebens machen sollen, zumal da Eusebius, auf den er sich bezieht, erzählt, daß alle Secten ihre Märtyrer hätten, und daß das Marterthum also nichts beweiset.

Jurieu.

Mag seyn; ist es denn aber nicht eine Lüge, wenn er schreibt: „der Kurfürst von Sachsen habe Luthers Leichnam mit großer Pracht nach Wittenberg bringen lassen, wo ihm ein Grabmal von weißen Marmor, mit den Statuen der zwölf Apostel umgeben, aufgerichtet worden, gleichwie er in Rücksicht auf Deutschland der Dreizehnte gewesen?

Bossuet.

Diese ungegründete Nachricht gereicht doch Luthern nicht zur Schande, — und man würde sie gewiß nur bei einem seiner Anhänger, nicht aber bei einem seiner Widersacher vermuthet haben.

Jurieu.

Von Melanchthon schreibt er, daß er aus einem kleinen Dorfe in der Unterpfalz gebürtig und von geringem Herkommen gewesen, da doch sein

Vater Kriegsbaumeister gewesen ist, und seiner Geschicklichkeit halber sowohl beim Kaiser Maximilian I., als andern deutschen Fürsten ungemein beliebt gewesen ist.

Bossuet.

Würde es dem Melanchthon eine Schande gewesen seyn, wenn er einen weniger berühmten Vater gehabt hätte? oder würde man es ihm nicht vielmehr als ein besonderes Verdienst anrechnen müssen, wenn er sich aus der Niedrigkeit so hoch erhoben hätte? Diese Dinge sind Kleinigkeiten.

Jurieu.

Ich rede hier nicht von dem Apologeten, sondern von dem Geschichtschreiber Maimburg. Ein Geschichtschreiber, der solche offenbare Schnitzer macht, verdient allerdigs getadelt zu werden. Wer in unwichtigen Sachen die Wahrheit vernachlässigt, von dem kann man auch vermuthen, daß er sie in wichtigen gering schätzt, und so könnte ein lügenhafter Geschichtschreiber auch leicht ein falscher Apologet einer Religion seyn, die auf Thatsachen gegründet werden muß.

Bossuet.

Ihr seyd ein hitziger Kämpfer für die Reformirten gegen die Katholiken, — und doch wünscht Ihr gar sehr eine Vereinigung der Lutheraner und

der Reformirten, — und ich möchte gern alle drei Partheien mit einander vereinigen. Könntet Ihr nicht mit mir gemeinschaftliche Sache machen? Das Disputiren über den Glaubensgrund und über einzelne Lehren, wird uns nie zu diesem Zwecke kommen lassen, vielmehr nur immer weiter uns von selbigem entfernen. Wenn aber in dem Verhältnisse zwischen unsern dreien Glaubensbekenntnissen selbst ein Grund der Wiedervereinigung läge; — denn dünkt mich würde eine genaue Untersuchung dieses Verhältnisses das beste Mittel seyn, die Spaltungen aufzuheben.

Jurieu.

Dieses Verhältniß ist mir unbekannt. Ein Papist und ein Protestant können, ihres verschiedenen Glaubensgrundes und eines sichtbaren Oberhaupts wegen, von der einen Seite, welches die andere Seite verwirft, niemals vereinigt werden.

Bossuet.

Der Lutheraner Niehuß, der Theologie studiert, am Hofe in Weimar eine ansehnliche Bedienung, mit einem guten Gehalte hatte, verließ den Hof und seine einträgliche Bedienung, und ging in der Stille nach Cölln woselbst er katholisch ward. Das Verhältniß anlangend: so sind die verschiedenen Glaubensartikel nicht von dem Gewichte, daß sie die Trennung rechtfertigen.

Jurieu.

Den lutherischen Predigern zum Possen, die ihn nicht hatten befördern wollen, ward Niehuß katholisch.

Bossuet.

Und warum nicht befördern wollen? weil er des Martinus und Caselius Schüler gewesen war. Jene Parthei wollte, daß ein Theolog weder ein Philolog, noch ein Philosoph seyn sollte, und verschloß daher allen denjenigen den Eingang zu den Kirchenbedienungen, welche Philologen, unter Anführung des Caselius, und Philosophen durch den Martinus geworden waren. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Niehuß, der eine gute Bedienung hatte, bloß aus Rache katholisch geworden sey; zumal da Isaac Vossius, dessen Urtheil man doch nicht leicht verwerfen wird, von ihm sagt, daß er ein scharfsinniger und ein gelehrter, und zugleich ein sehr höflicher und angenehmer Mann gewesen. Er erzählt von ihm, daß er gewünscht, sich mit ihm unterreden zu können, und sich gegen ihn erklärt, daß er wiederum ein Protestant werden wollte, wenn ihm ein Lutheraner oder Calvinist irgend einen unzweifelhaften Beweis von der Wahrheit seines Glaubens geben könnte. Er wolle ihm die Wahl der Materie, wenn er etwa gewisse Artikel wider ihn vertheidigen wollte, selbst überlassen, um diejenigen wählen zu können, in welchen er sich am stärksten zu seyn, einbildete.

Jurieu.

Das Argument des Niehuß, welches die Protestanten von der Wahrheit der katholischen und von der Falschheit des protestantischen Glaubens überzeugen soll, ist die alte, von Tertullian schon gebrauchte und von ihm selbst widerlegte Vermuthung, die aus dem Besitze in dem bürgerlichen Rechte für das Recht des Besitzers entsteht. „Die römische Kirche,“ sagt Niehuß, „ist im Besitz der Lehre von der Untrüglichkeit und Oberherrschaft des Papstes, — von der Anbetung der Heiligen, von der Transsubstantiation u. s. w. und hat also die Vermuthung des Rechts für sich, — dahingegen die Protestanten beweisen müssen, daß diese Lehren alle falsch sind und jene sich entweder mit Gewalt, oder heimlicher Weise (vi, clam, vel precario) in den Besitz derselben gesetzt habe.“ Tertullian und Calixtus haben schon längst bewiesen, daß der Besitz, er sey so alt, wie er wolle, für, oder wider eine Behauptung, nichts erweisen könne. Der Glaube an Gespenster ist älter als irgend ein Dogma der christlichen Religion, und doch giebt es keine Gespenster. Die Heiden sind älter als Juden und Christen, also ist die Vielgötterei die wahre Lehre. Wollt Ihr das einräumen?

Leibnitz.

Der Besitz begründet nur eine Vermuthung, die

die so lange dauert, bis der Andere diese Vermuthung durch Thatsachen oder Beweise geschwächt, oder ganz vernichtigt hat. Behauptet Jemand, daß eine Parthei ohne Grund ausgetreten sey, so muß die ausgetretene Parthei beweisen, daß sie die Gesellschaft mit Gründen verlassen habe und in diesem Falle könnte man die Protestanten zu seyn vermeinen, wenn es hier nicht auf Kenntnisse, Wissenschaften, Cultur und Vernunft ankäme, die, weil sie beständig fortschreiten, — und die Religion eine Sache eines jeden einzelnen Menschen ist, und von dem Willen abhängt, der durch jene Kenntnisse bestimmt wird, kein Gegenstand, eines ein Recht gebenden Besitzes, seyn kann.

Jurieu.

Gesetzt, der Besitz könnte Etwas entscheiden: so würden doch die ungeheuren Mißbräuche, die in der katholischen Kirche geduldet werden, imgleichen die der Vernunft offenbar widersprechenden Lehren, als z. B. von der Untrüglichkeit eines trüglichen Menschen, des Papstes, von der Brodverwandelung u. s. w. die Lossagung der Protestanten von der römischen Kirche hinlänglich rechtfertigen. Die katholische Kirche legt es bloß auf das Aeußerliche, auf das in die Sinne fallende an. Sie besteht aus lauter Ceremonien; der Unterricht im Glauben oder in der Lehre ist nur Nebenwerk. Die Predigt ist unbedeutend;

nur Messe, Prozessionen, Walfahrten u. s. w. die gar nicht zur Religion gehören, sind das, woran sich der Katholik halten muß, und welches ihm den Himmel verleihet. Von allen diesen Dingen sagt Gott, was er im alten Testamente von den Ceremonien und Opfern der Juden äußerte, Jesaias Kap. 1. V. 11 u. f. daß er keinen Gefallen daran habe.

Leibnitz.

Alles, was unsere Aufmerksamkeit rege macht, was in uns fromme Schwünge erzeugt, ja alles, was die Andacht süß und angenehm macht, verdient unsern Beifall. Was in der geistlichen Beredsamkeit den Geist zur Betrachtung der göttlichen Größe und Güte mächtig emporhebt, uns die Tugend liebenswürdig und das Laster verabscheuungswürdig darstellt, das müssen wir lieben und hochachten: wenn aber ein Bombast hervorschwillt; wenn die Zuhörer mehr die Zierlichkeit der Redensarten, die rhetorischen Figuren, die Zierlichkeit der Geberden, die Gelehrsamkeit des Redners oder auch wohl die Vorzüglichkeit seiner Gestalt zu loben und zu preisen hingerissen werden, — als zur Liebe Gottes, zur Erkenntniß der Sünde und Besserung des Lebens; — wenn mehr der Redner als Christus dem Geiste vorschwebt; wenn die Verzierung des Heiligthums in ein Theatergepränge umgewandelt wird; wenn die heilige Musik mehr die Ohren lüstern macht, als fromme

Gemüthserhebungen hervorbringt, so verdirbt man die Andacht durch diesen profanen Prunk.

Demungeachtet glaube ich, daß Gott das Klangspiel, die schmelzenden Harmonieen, die prachtvollen Hochgesänge, die geistliche Beredtsamkeit, das Geleucht, das Rauchwerk, die kostbaren Kleider, die von Edelsteinen funkelnden Gefäße, oder die sonstigen Geschenke, die Statuen und Bilder, welche die Frömmigkeit erwecken, die Regeln der Architektur und Perspective, die öffentlichen Prozessionen, den Schall der Glocken, die mit Teppichen bedeckten Straßen und was sonst die fromme Ergießung des Volks für die Ehre Gottes erfand und von Einigen in ihrer finstern Einfachheit verachtet wird — keinesweges verschmähe. Dies wird durch die Vernunft, und auch durch die Erfahrung bestätigt. Denn die Erstlinge von allen Dingen und Künsten, und um mich so auszudrücken, die erstgepflückte Blume, gehört Gott zu: und die ganze Dichtkunst, welche gleichsam eine göttlichere Beredtsamkeit, und die Sprache der Engel ist, kann nicht besser angewandt werden, — wie es denn auch bei ihrer Entstehung geglaubt ward, und jetzt noch seyn sollte, — als wenn sie im Hochgesange sich erhebt und Gottes Lob mit höchst möglicher Würde besingt. Das nämliche Urtheil soll von der Musik gefällt werden, welche der Dichtkunst Zwillingsschwester ist; und nirgendwo zeigen die berühmtesten Architekten ihre Kunst, und die Fürsten ihre Pracht passender, als bei dem Bau der Tempel und Dome

und anderer Denkmäler, welche zur Ehre Gottes und zu frommen Zwecken errichtet werden. Wir haben in der heiligen Schrift Gottes Beispiel selbst, auf dessen Befehl Moses die Stiftshütte und Salomon den Tempel bauen ließen; und wir lesen, daß David, Gesang, Hymnen, Harfen und Zymbeln, das Lob Gottes zu besingen, gebrauchte; und obschon es keinen gottgefälligeren und ihm würdigeren Tempel giebt, als ein reines Herz, keine angenehmere Musik als ein brünstiges Gebet, kein duftenderes Rauchwerk als der Geruch der Heiligkeit, keine verdienstvollere Geschenke als Almosen, und selbst ein profaner Schriftsteller (Horaz) statt Goldes im Heiligthum, Gerechtigkeit und Gradheit des Herzens vorzieht: so dürfte doch bloß darum das Aeußerliche nicht vernachläßigt werden, weil es dem Innern nachstehen muß: gleichwie die uns inwohnende Vernunft uns lehrt, Freunde und Fürsten nicht nur durch Thaten und Handlungen, sondern auch mit Worten und Gebehrden und allen Liebes- und Ehrenbezeugungen zu überhäufen; daher verweiset es der Herr denjenigen, welche das von einer köstlichen Salbe angefüllte Gefäß zu seiner Ehre nicht ausgeschüttet haben wollten, als wäre der Werth zum Besten der Armen viel schicklicher verwandt worden: denn Gott hat den Sterblichen genug Reichthümer gespendet, daß sie dieser zwiefachen Pflicht Genüge leisten können: und sehr weislich hat das fromme Alterthum bestimmt, daß ein Theil der kirchlichen Einkünfte (nach dem Unterhalte des Klerus) für die Armen und Liebes-

werke; der andere zur Errichtung der Dome und Bestreitung anderer Unkosten solcher Art dienen sollte *).

Lock.

Von einem platonisirenden Philosophen kann man wohl erwarten, daß er von der Gottheit mehr zu erzählen weiß, als ein sokratisirender, der von Gegenständen, die über seine Fassungskraft sind, nichts zu sagen weiß, und sich damit tröstet, daß ihre Beschaffenheit selbst ein Beweis ist, daß sich der Mensch mit ihnen nicht beschäftigen soll. Allein der Antropomorphismus wird der Religion mit der Zeit mehr schaden als der Socratismus; indem jener aus der Gottheit ein sich selbst widersprechendes Ding, ein Nichts macht; dahingegen dieser die Gottheit bestehen läßt wie sie ist. — Das äußere Gepränge im Gottesdienst wird nur gar zu leicht bald, wie die Erfahrung lehrt, für die Hauptsache genommen. Die Propheten der Juden eiferten dawider, und daß Jesus das Salben der Frau wider seine Jünger vertheidigte, that er nicht seiner selbst und des kostbaren Oels, sondern der Frau wegen, die ihm dadurch ihre große Liebe bezeigen wollte, welcher es als verachtend geschienen haben würde, wenn er nach

---

*) S. Leibnitzens System der Theologie, herausgegeben von Andreas Roes und Nikolaus Weiß. Mainz, 1820. S. 113 u. f.

dem Rath der Jünger, das Oel hätte verkaufen lassen und das gelösete Geld den Armen geben wollen.

Uriel a Costa.

Der Geschmack der Juden und der Platoniker waren sich sehr ähnlich; nur daß die Bilder und Gleichnisse der Letztern feiner waren. Die Imagination war bei den Ersten wie bei den Andern ihre Leiterin; aber darüber wundre ich mich doch, daß Ihr, Leibnitz, die Ihr bei Eurer Rückreise aus Frankreich den Spinoza persönlich kennen gelernt und seinen theologisch-politischen Traktat oder Hobbesius Leviathan gelesen habt, noch einen Unterschied zwischen dem Verkündiger und dem Urheber des mosaischen Gesetzes, und daraus zwei besondere Subjecte machen könnt.

Leibnitz.

Die empirische Philosophie, die sich über die Sinnenwelt nicht erheben kann, wird uns auch nie Aufschlüsse über die Geisterwelt geben können. Das Reich der Ideen, das doch nothwendig eher seyn muß, als die nach Ideen gemachten Dinge, kann keine als eine Philosophia paupertina hintenansetzen oder gar verachten wollen. Wenn diese Weisheit alle transcendentale Dinge, mit Verachtung, platonische Ideen oder gar Träumerei nennt, und sich selbst alles weiteren Denkens, als über die in die Sinne fallenden Dinge, begiebt, so werden die Denker sich darüber beruhigen; nur müssen sie von ih-

nen nicht verlangen, daß selbige sie für Richter in Dingen anerkennen sollen, von welchen sie nichts wissen, und auf welche Unwissenheit sie sich sogar etwas zu gute thun.

Mit Spinoza habe ich nur von den Begebenheiten damaliger Zeiten gesprochen; und wenn Moses sich fälschlich für einen Gesandten Gottes ausgegeben hat: so ist dieses nicht der Gegenstand unseres Disputs; und wenn ich mich recht erinnere, so habt Ihr vorhin selbst zu verstehen gegeben, daß die Schrift nach den Umständen erklärt werden müsse, und daß die orthodoxe Erklärung einer andern, die aber der Wohlfahrt des Staats besser zusagt, nachstehen müsse.

Im Ganzen genommen sind Katholiken und Protestanten einig, daß die Religion gewisser äußerer Gebräuche bedürfe. Die Protestanten behaupten aber, daß die Katholiken deren zu viele, und diese, daß die Protestanten deren zu wenige haben. Das Mittlere würde also auch hier das Beste seyn, und ich sehe also nicht, warum nicht ein Vergleich Statt finden könnte. Lebte Calixtus noch, — wäre Jablonski gegenwärtig, sie würden mich gewiß unterstützen.

Was die Bilder in den Kirchen und die Anbetung der Heiligen anlangt, so sind erstere zwar in dem mosaischen Gesetze verboten; allein diese Bilder gehören eben so zu den Ceremonieen wie die Prozessionen, Gesänge u. s. w., von welchen, wie Orobio sagt, die Regierungen nach Umständen dispo-

niren können. Bekanntermaaßen gab es Löwen und Cherubinen in dem Tempel Salomonis, zu welchem Gott selbst den Riß gemacht hatte, und welche Cherubinen, der kurzen Flügel wegen, welche die Römer für Eselsohren ansahn, die Juden in den Ruf brachten, daß sie Esel anbeteten. Für den Gebrauch der Bilder streiten sowohl der offenbare Nutzen, als auch die Vernunft. Die Maler- und Bildhauerkunst sind eine große Wohlthat Gottes, uns die Gegenstände deutlich und lebhaft zu machen, und welche Gegenstände verdienen wohl mehr eine deutliche und lebhafte Erkenntniß als die religiösen? Die Anbetung der Heiligen ist nicht nur sehr verschieden von der Gottesverehrung, indem sie Dulie heißt, dahingegen die Gott allein zukommende Anbetung Latrie genannt wird, — sondern sie ist auch eine Verehrung Gottes selbst, nämlich eine mittelbare. — Wollte nicht Johannes (Offenb. Joh. Cap. 19, V. 10) als ihm ein Engel erschien, solchen anbeten? Der Engel schlug zwar aus Demuth die Ehrenbezeigung aus, — aber nicht anders, als wenn der Papst, wie es sehr häufig geschieht, von dem Fußkuß dispensirt. Luther hält das Lesen der Leben der Heiligen für höchst erbaulich, und er war mit dem Bilderstürmer Karlstadt garnicht zufrieden, weil die Heiligen, welche die Leser nachahmen sollen, ihnen dadurch vergegenwärtigt werden. Die Kirchenversammlung von Trient hat sich so vernünftig erklärt, daß kein Protestant den Katholiken wegen der Verehrung der Heiligen etwas Nachtheiliges nachsa-

gen kann. Die Bildnisse Christi, der jungfräulichen Gottesgebährerin und anderer Heiligen, soll man vorzüglich in den Tempeln haben und beibehalten, ihnen die gebührende Ehre und Ehrerbietung erweisen: nicht, als glaubte man, es wohne in ihnen die Gottheit, oder eine Kraft, weshalb sie sollen verehrt werden, oder als sollte man etwas von ihnen erbitten, oder sein Vertrauen auf die Bildnisse setzen, wie es sonst bei den Heiden geschah, welche auf die Götzen ihre Hoffnung setzten: sondern, weil die Ehre, welche denselben erwiesen wird und vor denen wir unser Haupt entblößen und uns niederwerfen, wir Christum anbeten, und die Heiligen, welche sie vorstellen, verehren. — — — Durch die Geschichte der Geheimnisse unserer Erlösung, welche durch Gemälde oder andere Vorstellungen abgebildet werden, wird das Volk unterrichtet und bestärkt in den Glaubensartikeln, zu deren Erlernung und beständigen Ausübung wir verpflichtet sind: dann entspringen aus allen heiligen Bildern große Früchte, nicht nur, weil das Volk an die Wohlthaten und Gunstbezeigungen, welche ihm von Christo ertheilt worden, erinnert wird; sondern auch weil die göttlichen Wunder durch die Heiligen und heilsamen Beispiele den Augen der Gläubigen vorgestellt werden: auf daß sie für dieselben Gott danken, und nach dem Beispiele der Heiligen ihr Leben und ihre Sitten einrichten und zur Anbetung und Liebe Gottes und Uebung der Frömmigkeit angefeuert werden. Nach-

her wird noch angeführt, daß das Concilium die Mißbräuche abgeschafft wünscht *).

Vor dem Bilde des Gekreuzigten sich niederwerfen, und denjenigen, welchen es vorstellt, verehren, kann nach meiner Ansicht nichts Böses seyn; der Nutzen aber ist offenbar; denn es ist bekannt, daß die Gefühle dadurch wunderbar erweckt werden. Der heilige Gregorius der Große hat dieses öfters gethan; und die, welche sich zur Augsburger Konfession bekennen, sind diesem Gebrauche nicht ganz abhold.

Bossuet.

Wenn bei Nennung des Namens Jesu sich alle Knieen im Himmel und auf Erden beugen sollen: so kann es auch nicht unrecht seyn, wenn man sich vor das Kreuz beugt und es verehrt, zumal, da selbiges den Sohn Gottes deutlicher darstellt als der bloße Schall von einem gewissen Worte.

Leibnitz.

Nur müssen die Menschen recht unterrichtet werden, daß sie nämlich das Kreuz oder das Bild nicht für den Gekreuzigten selbst nehmen, wie sich einmal zutrug. Ein Soldat hatte seine Fahne verlassen, und ward deswegen zum Galgen verurtheilt. Schon stand er vor demselben, und den letzten Ausspruch

*) S. Leibnitz. S. 137. f.

der Gnade oder des Todes von dem protestantischen Fürsten, in dessem Solde er stand, erwartend, benetzte er mit seinen Thränen ein aus Silber gegossenes Bild des Gekreuzigten, zwischen Hoffnung und Furcht schwebend; als er aber hörte, daß er begnadigt worden, küßte er ganz freudenentzückt sein Bild, und rief aus: „du bist es, dem ich mein Heil zu verdanken habe, du hast mich aus dem Rachen des Todes gerissen, du hast mich befreiet!“ Bis dahin ist nichts zu tadeln; da aber einer von den angesehnsten aus den Umstehenden (beinahe waren sie aber alle Protestanten) ihn gleichsam zurechtweisend, bemerkte: „doch gewiß nicht dieser, welchen du in der Hand hältst, sondern jener, welcher für uns gelitten hat“ küßte sodann der Soldat das Bild mit gedoppelter Inbrunst und sagte auf französisch: denn er war ein geborner Franzose: celui-ci aussi, (dieser auch). Allen Umstehenden grauſ'te es bei diesen Worten, gleichsam als gäbe es zwei Erlöser, einen lebendigen und einen silbernen; und einer versicherte mich, noch nie habe er die Abscheulichkeit der papistischen Abgötterei (denn so reden diese, welche unglücklicher Weise im Irrthum sind) klarer gesehen. Meiner Seits glaube ich, daß dieser Unglückliche in einer so großen Geistesverwirrung, das, was er sagte, nicht genug überdacht hatte, und sein Irrthum ist mehr in den Worten als in dem Geiste gewesen.

Uriel a Costa.

Die Freudenmädchen bedecken jedesmal ihren

hölzernen oder silbernen Gekreuzigten, wenn sie von ihren Liebhabern Besuch erhalten, und nehmen die Decke nicht eher ab, als bis der Galan sie wieder verlassen hat. Sie glauben also fest, daß das Bild hören und sehen könne, so gut wie Euer Soldat, der seinem silbernen Christus seine Errettung zu verdanken haben wollte. Dieser Mißbrauch ist schwer zu verhüten: denn die öftere Uebung dieser Ceremonieen und die Sinnlichkeit des Menschen erzeugen das Bedürfniß eines äußern Dinges, woran er seine Gedanken anreihen kann und verführen ihn gar leicht, das vorstellende Ding für das Vorgestellte zu nehmen; aber ich sehe auch nicht ein, was daraus für ein Schaden entsteht, zumal da jeder Mensch, wenn er nicht ein Nichts anbetet, sich Gott selbst als ein körperliches Wesen vorstellt: denn daß Jemand von einem Geiste eine positive Vorstellung haben könnte, glaube ich nicht. Die Verfasser der heiligen Bücher haben dergleichen nicht gehabt. Da nun sowohl den Schreibern der Bücher des alten als des neuen Testaments nichts so sehr am Herzen lag, als die Abgötterei auszurotten; diese aber ihren Grund in den sinnlichen Vorstellungen von gewissen Mächten und über die Welt erhabenen Wesen hat: so würden sie gewiß sich bemüht haben, uns einen Begriff von einem Geiste zu geben, wenn sie solches gekonnt hätten. Durch ihren Anthropomorphismus beweisen sie ganz klar, daß ihnen dieser Begriff eben so gut als andern Menschen gemangelt habe, woraus denn wieder folgt, daß die Abgötterei, in so fern daraus

für den Nebenmenschen kein Schaden entsteht, eine sehr gleichgültige Sache sey; und dieses um so weniger, als alle Menschen Abgötterer seyn müssen, weil Keiner einen wahren Begriff von einem Gotte haben kann. Das Verbot der Abgötterei steht mit dem nothwendigen Anthropomorphismus im klaren Widerspruch.

Daß Moses auf die Abgötterei so erbost war, daran war vielleicht Schuld, weil er selbst von den Juden für ihren Gott geachtet seyn wollte; diese wollten aber lieber ein Kalb als ihn, als ihren Gott anbeten. Er sagt auch ziemlich deutlich, daß jenes sein Bestreben gewesen sey, indem er den Juden verkündigt, daß Jehovah gesagt: „Du sollst der Gott der Israeliten und Aaron soll dein Hohepriester seyn."

Bossuet.

Um noch einmal an die Heiligen zu erinnern, so ist es ganz ausgemacht, wie auch Bellarmin bemerkt, daß jede religiöse Verehrung auf Gott, als das letzte Ziel und Ende sich beziehen müsse *). Die Protestanten müssen nicht deswegen der Kirche den Prozeß machen, weil sie nicht sogleich alles, was sie nachdrücklich und ernstlich mißbilligt, heben kann.

Leibnitz.

Um nicht die Verehrung Gottes mit der Ver-

*) Exposition de la Doctrine de l'eglise cathol. p. 117.

ehrung der Heiligen zu vermischen, — ist es rathsam, einige äußerliche Zeichen für Gott allein aufzubehalten, und Wörter hinzuzufügen, durch welche der unermeßliche Unterschied angezeigt wird, und es jedem einleuchtet, daß alle Würde und Gewalt in den Heiligen von der göttlichen Gnade und dem Verdienste Christo herkommen. Wenn wir klug sind, so werden wir, wie der heilige Augustin sagt, vieles in der Kirche ertragen können; welches, wofern es mit Klugheit geschieht, zu seiner Zeit mit Nutzen verbessert werden kann. Daher handeln einige Protestanten weder recht noch liebevoll, wenn sie der Kirche die heidnische Abgötterei anschuldigen *).

Calov.

Die Heiden verehrten ihre Götter als dem höchsten Gott untergeordnete Wesen, und sie sind also von den Heiligen der Christen in nichts unterschieden, als daß jene der Heiden — Götter, Dii, die der Christen aber, glückselige Wesen, Divi genannt werden.

Leibnitz

Das ist eine unbillige Anklage. Die Götter und vergötterten Vorfahren der Heiden waren dieser Ehre unwürdige Menschen. Von den Heiligen ist aber bekannt, daß sie Freunde Gottes sind. Die

*) Leibnitzens System. S. 190.

Verehrung der Heiligen bezieht sich auf Gott, der sich durch die Bitten der Heiligen bewegen läßt, — Die Götter der Heiden wurden aber nicht als Diener, sondern als Jupiters Gehülfen verehrt.

Calov.

Die Anklage ist nicht unbillig, sondern gerecht; zumal da es klar ist, daß die Christen ihren Heiligen-Dienst nach dem Götzendienst eingerichtet haben. Von der Freundschaft, die zwischen Gott und den Heiligen geknüpft seyn soll, weiß man nichts. Durch ihre Werke haben sie solche nicht erhalten können, wenn man nicht annehmen will, daß die Gottheit an ein der Welt ganz unnützes, müßiges Leben und an Qualen und Martern ein Vergnügen habe. Mehrere Heilige waren große Bösewichter; einige wurden von einem Papste kanonisirt und von dem Gegenpapste ihrer Heiligkeit beraubt. Herkules, Theseus ꝛc. wurden vergöttert, weil sie den Menschen wirklich Gutes gethan hatten, dergleichen man den christlichen Heiligen nicht nachrühmen kann.

Bossuet.

Die wahre Verehrung der Heiligen besteht in der Nachahmung ihrer Tugenden.

Leibnitz.

Die Hauptsache von dem Unterschiede der heidnischen Götzen und der christlichen Heiligen besteht darin, daß die Heiden weder in ihrem Jupiter,

noch in irgend einem andern ihrer Götter, das unendliche und höchst vollkommene Wesen genugsam erkannt haben. Darum waren alle ihre Götter, die höchsten nicht ausgenommen, nichts anders als Götzen.

Uriel a Costa.

Von einem unendlichen und höchst vollkommenen Wesen haben die Christen keinen bessern Begriff als die Heiden, die ihren Jupiter den Besten, den Größten, den Vater der Götter und der Menschen nannten, und sich zwangen zu vergessen, daß der nämliche Jupiter auch der Urheber alles Elends, aller Schmerzen und alles Bösen wäre, deren er sie hätte überheben können, wenn er sie in ihrem Nichts gelassen hätte, welches Nichts, rein herausgesprochen, auch der allergrößesten und unaussprechlichen ewig dauernden Freude und Herrlichkeit sehr weit vorzuziehen ist, indem man jene Herrlichkeiten weder vermißt, noch sie begehrt. — —

Leibnitz.

Der Gedanke einer Vernichtung ist so schaudervoll, der Güte, Weisheit und Allmacht Gottes so sehr zuwider, daß sich kein Mensch demselben überlassen, noch eine Widerlegung einer solchen Behauptung fordern kann.

Lock.

Einer Theodicee bedürften wir doch wohl; und daß die Nichtexistenz schauderhaft sey, indem bei ihr

gar

gar nichts empfunden wird, ist mir nicht einleuchtend.

Leibnitz.

Das heißt mit einem Worte; das bloße reine Nichts ist mehr werth als das ganze große Weltgebäude mit seinen Myriaden Sonnen und Planeten, und allen ihren Bewohnern.

Lock.

Auf die Bewohner kommt es nur an; es wäre denn, daß Ihr den Weltkörpern auch ein Leben mit Bewußtseyn schenken wolltet, als in welchem Falle ihnen aber auch die Nichtexistenz nicht schauderhaft vorkommen kann.

Leibnitz.

Alles lebt — und eine jede Monade hat eine dunkle Vorstellung von der Welt, und aus ihr kann, wegen des allgemeinen Zusammenhangs, die ganze Welt vorgestellt werden.

Lock.

Und wenn die Welt mathematisch unendlich ist: so denke ich, daß auch diese überaus große Anzahl Monaden mit Grunde kein Grauen ergreifen kann, wenn sie an ihr Nichtdaseyn denken: denn sich vor Etwas fürchten, was nicht vorhanden ist, das scheint mir ungereimt zu seyn.

Leibnitz.

Durch die Vergleichung des Zustandes, da man empfindet, mit dem Zustande, da man nicht empfindet, entsteht der Schauder vor dem Nichtseyn. Wir wünschen immer empfinden zu können; und die Verdammten in der Hölle wollen lieber die ewige Höllenpein leiden, als vernichtet seyn, wie angesehene Theologen behauptet haben.

Lock.

Damit fällt denn der Vorwurf weg, daß die Gottheit den Satan und die Hölle mit allen verdammten Menschen nicht vernichten wolle; und die Behauptung gewisser Philosophen — daß wir in den Feuerströmen der Hölle uns wie die Fische im Wasser befinden werden, erhält dadurch einige Wahrscheinlichkeit, nämlich in dem Reiche platonischer Ideen.

Cuper.

Wenn die transcendentalen Philosophen ihre Imaginationen auf dieser Höhe, wo sie alles überschauen und an allem Antheil nehmen, — wo das Widrige sich als das Angenehme darstellt, — erhalten können: so werden sie gewiß von den allermeisten Menschen weit glücklicher geschätzt werden, als diejenigen, die mit einer so feurigen Phantasie nicht begabt sind. Aristoteles steht tief unter dem Plato, und Jacob Böhme gilt weit mehr als Franz Baco. Diese fruchtbare Imagination weiß sich aus allen Labyrinthen herauszufin-

den. Die sich selbst widersprechendsten Begriffe erhalten in ihr eine Realität. Dreieinigkeit, Auferstehung und Brodverwandlung sind sehr mögliche Dinge; was sich am meisten widerspricht, ist ihrer Grübelei das Angenehmste und Interessanteste. Sie nennt dergleichen Unmöglichkeiten, Geheimnisse und bemitleidet die Vernunft, welche dergleichen Phantasieen für Undinge erklärt.

Leibnitz.

Ihr Socinianer widerlegt die orthodoxe Parthei immer aus natürlichen Gründen, wenn Ihr mit Ihnen über Trinität und Gottheit Jesu streitet; wie ich aber dem Wissowatius deutlich gezeigt habe, ist dieses ganz unstatthaft. Unsere bisherige Logik ist nur für einen Theil unserer Kenntnisse, eine Wissenschaft der Regeln, nämlich für den natürlichen; nicht aber für den positiven, der nach andern Regeln untersucht und beurtheilt werden muß. Wenn die Socinianer dieses erwägen wollten: so würden sie bald sehen, daß die rechtgläubigen Theologen die angefochtenen Dogmen so scharf bewiesen haben, daß kein billiges Gemüth an der Gründlichkeit ihrer Beweise etwas auszusetzen finden wird. Die christliche Religion aus vernünftigen Gründen, aus erklärbaren Gründen glauben, heißt nicht glauben. Das einzige Buch, welches im eigentlichen Verstande jemals für die Bibel geschrieben ist und geschrieben werden kann, ist kein anderes, als die Bibel selbst, und aus ihr müssen also die Lehren oder Regeln einer

Logik positiver Wissenschaften, eben so abstrahirt werden, als Aristoteles seine Dichtkunst aus der Iliade und der Odyssee abstrahirte.

Cuper.

Wenn nur von Wahrscheinlichkeiten, von Beweisen aus Zugeständnissen die Rede ist: dann ist eine dergleichen Logik allerdings in ihrer Sphäre, — wenn aber von Gewißheit die Rede ist, — wenn die Principia einer positiven Wissenschaft selbst in Anspruch genommen werden, dann kann sich diese Wissenschaft nicht auf ihre besondere Logik berufen, ohne einen offenbaren Cirkel zu begehen, den sie aus sich selbst nicht rechtfertigen kann *). Und dies ist der Fall, in welchem sich Socinianer und Rechtgläubige befinden. Eure neuen Erfindungen in der Logik sind daher wider die Socinianer unbrauchbar. Freilich bestreiten sie auch den Sinn, den die Orthodoxen den Sprüchen für ihre Meinung beilegen. Dies geschieht aber mehr des Anstandes und einer günstigen Aufnahme wegen, — als daß sie ihrer Exegese einen Vorzug geben wollten. Ihre Hauptgründe sind aus der Vernunft genommen; — sind diese von den Orthodoxen widerlegt: so werden sie die theologischen oder biblischen Argumente gar leicht aufgeben.

Leibnitz.

Die Socinianer treiben ihre Verwegenheit so

*) Arcana Atheismi revelata. Auct. Francisco Cupero. 1676.

weit, daß sie nicht nur das Geheimniß der Dreieinigkeit bestreiten, sondern auch sogar die natürliche Theologie angreifen: denn sie sprechen der Gottheit das Vorherwissen zukünftiger, zufälliger Begebenheiten ab, und sie leugnen auch die Auferstehung der Todten.

Cuper.

Das Vorherwissen künftiger zufälliger Begebenheiten sprechen ihr einige Socinianer ab, weil sie dafür halten, daß der Wille, wenn er frei seyn soll, durch nichts als durch sich selbst determinirt seyn müsse, und daß es also bei diesen Begebenheiten, die ganz zufällig sind, die bloß von der Willkühr abhängen, an Gründen fehlt, aus welchen die Gottheit die künftige Begebenheit im voraus erkennen könnte.

Leibnitz.

Das ist aber eine Ungereimtheit, wenn man einen freien Willen ohne determinirende Gründe verlangt. Der Wille soll sich ohne Gründe bestimmen; er soll etwas wollen, weil er es will, und ohne zu wissen, warum er es will und zu welcher Absicht er es will. Daß die Absicht zu den bestimmenden Gründen gehöre, wird wohl Niemand leugnen.

Cuper.

Aber es giebt viele unter den Lutheranern und Reformirten, die eben so denken, wie jene So-

cinianer, und doch der Gottheit das Vorherwissen künftiger, zufälliger Begebenheiten nicht absprechen, indem sie vermeinen, daß der Gottheit, ihrer Allwissenheit wegen, alles beständig gegenwärtig seyn muß, ohne es durch die Gründe erforschen zu dürfen. — Die meisten Socinianer sprechen ihr aber jenes Vorherwissen deshalb ab, weil sie es mit dem moralischen Bösen in der Welt nicht in Uebereinstimmung bringen können, und ohne sich auf eine Widerlegung der Gegner einzulassen, welche sich auf die Zulassung berufen, gleich gerade heraus erklären, daß wenn die Gottheit das Böse vorhergesehen hätte, sie nach ihrer Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit und Barmherzigkeit die Welt unerschaffen hätte lassen müssen, indem im entgegengesetzten Falle, die Schuld des Bösen von ihr nicht abgewälzt werden könne. Die Socinianer wollen lieber in der Gottheit einen Mangel der Wissenschaft zugestehen, als einen Fleck in ihrer moralischen Beschaffenheit dulden.

Leibnitz.

Das physikalische Böse sowohl, wie das moralische, ist nur nach unserer Ansicht der Dinge vorhanden. Aus beiden entsteht unzählig viel Gutes, und wir werden uns im zukünftigen Leben davon auf das Vollkommenste überzeugen.

Cuper.

Die Provokation auf das künftige Leben ist un=

stattþaft: denn anderer Gründe zu geschweigen, müssen wir vielmehr nach der Analogie behaupten, daß es dort eben so hergehe wie hier auf Erden, zumal, da Ihr außerdem noch eine Hölle annehmt, die ewig dauern soll. Wenn Ihr nicht mit Worten spielen, sondern einräumen wollt, daß Wirkungen nothwendige Folgen von Ursachen sind, und daß sie keine andere Beschaffenheit erhalten können, als ihnen die Ursachen verleihen: so könnt ihr unmöglich behaupten, daß Etwas Gutes aus dem Bösen entstehen könne, obgleich mit dem Bösen Etwas Gutes verbunden seyn kann, welches seiner Natur nach auch Gutes hervorbringt. Die Berufung auf Erreignisse, die Eure Behauptung unterstützen sollen, ist ohne Grund: Denn eines Theils entstehen die guten Ereignisse durch den Zusammenfluß mehrerer, mit den bösen Ursachen zusammentreffenden guten Ursachen, — und andern Theils sind jene Ereignisse viel weniger als diejenigen, die aus den bösen Ursachen hervorkommen. Gesetzt aber auch, es gäbe nur eine einzige Kreatur in der ganzen Welt, die unglücklich, elend und böse wäre: so hätte selbige mit Grunde das größeste Recht zu fragen, warum sie Gott nicht in ihrem Nichts gelassen hätte.

Leibnitz.

Mir fallen hierbei die schönen Verse des Joseph Skalizer ein, die er wahrscheinlich bei Gelegenheit der Streitigkeiten des Arminius und Gomarus gemacht hat:

Ne curiosus quaere causas omnium;
— — — — — — —
quae Magister optimus
Docere non vult, erudita inscitia est.

Cuper.

Plato könnte wohl so in seiner Theosophie gedacht haben; — Aristoteles aber vergönnt es nur den Tragödienschreibern, sich von einer Gottheit aus der Noth reißen zu lassen.

Die Auferstehung der Todten, die vielleicht in der Bibel nicht gelehrt wird, indem Paulus nicht von diesem unsern jetzigen, sondern von einem verklärten Leibe redet — hätte des Aufhebens nicht verdient, was so viele Theologen darüber gemacht haben.

Leibnitz.

Einige Socinianer haben aber auch die verderbliche Meinung, die menschliche Seele sey ihrer Natur nach sterblich. — —

Cuper.

Vermuthlich aus dem Grunde, weil sie von einem Wesen, das nicht körperlich ist, gar keinen Begriff haben und daher den Menschen nicht in zwei Theile theilen, in einen bekannten und in einen unbekannten, welchen Letztern ihre Gegner alle die Wirkungen des Menschen beilegen, die sie aus dem ersten, ihnen bekannten Theile, nicht erklären können.

Leibnitz.

Die Auferstehung der Todten wird unter die schwierigen Artikel des christlichen Glaubens gerechnet, weil der Körper ein Theil unendlich vieler anderer Körper geworden ist und also die Frage unbeantwortlich ist, wer von diesen Körpern auferstehen soll? Ich halte dafür, daß sich in einem jeden Körper eine gewisse Substanz befindet, die einem jeden durch die Geburt zu Theil wird, die immer besteht, und weder durch Nahrung vermehrt, noch durch Ausdünstung verringert wird, obgleich sie in den Kindern zusammengezogen, in den Erwachsenen aber durch eine größere Masse des annehmbaren und unveränderlichen Stoffes ausgedehnt wird.

Cuper.

Andere Philosophen behaupten, daß die Verwesung das Mittel sey, einem verklärten Leibe das Daseyn zu geben, und daß dieser Leib so gar bisweilen auf den Gräbern sich wie ein Irrlicht sehen lasse.

Orobio.

Nach unserer, der Juden Theologie, befindet sich in dem Rückgrade eines jeden Menschen ein Beinlein (Lus) welches unverweslich ist, und dieses ist es, woraus der menschliche Körper nach dem Tode bestehen wird. Dieses Beinlein, Tarvadakraf, ist so hart, daß es durch nichts zermal-

met werden kann. Der Kaiser Hadrian, der sich bekanntermaßen in der Hölle befindet, fragte einst den Rabbi Jehoscha, was es mit der Auferstehung der Todten für eine Bewandniß habe? und erhielt die Antwort, daß der Körper aus dem Lus entstehen würde, welches Beinlein unverweslich wäre. Da Hadrian die Festigkeit desselben bezweifelte: so ließ Jehoscha eins dergleichen holen. Man wollte es in der Mühle mahlen, es ließ sich aber nicht zermahlen; man warf es ins Feuer, aber es verbrannte nicht, — man legte es ins Wasser, aber es erweichte nicht, — man brachte es auf einen Amboß und da schlug einer mit einem Hammer mit solcher Stärke auf dasselbe, daß der Amboß sich theilte, und der Hammer zerspaltete, — dem Beine aber mangelte nichts.

Calov.

Jüdische Fratzen. —

Orobio.

Was sind denn die, welche Leibnitz und Cuper vorbringen? christliche Weisheit?

Calov.

Die Lehre von der Auferstehung der Todten gehört zu den Geheimnissen, und es ist Vorwitz dergleichen Geheimnisse erforschen zu wollen.

Cuper.

Die Antitrinitarier wollen von Geheimnissen nichts wissen.

Orobio.

Woran sie sehr unrecht thun.

Cuper.

Es kommt der Vernunft gar zu sauer an, sie unter dem Glauben von dreien Personen in einer Substanz und unter dem Glauben eines Gottmenschen gefangen zu nehmen, und sie meinen, daß wenn Calvin außer der Transsubstantiation, auch die Dreieinigkeit, die hypostatische Vereinigung, die Erbsünde, die ewige Gnadenwahl, die Ewigkeit der Höllenstrafen rc. abgeschafft hätte, er noch viel größern Zulauf gehabt haben würde.

Orobio.

Im Anfange wohl; aber mit der Zeit würde er sich über die Zusammenschmelzung seines großen Haufens sehr gewundert haben. Die Geheimnisse mögen den Theologen wohl bisweilen Kopfbrechens machen; — allein die Laien sind dabei völlig ruhig. Man müßte träumen, wenn man sich einbildete, daß Bürger und Bauern von einem schweren Joche befreiet würden, wenn man ihnen des Glaubens an dergleichen Artikel erließe. Unwissende Leute bewundern nichts so sehr, als wovon sie nichts begreifen,

— und wenn ihnen nun vollends gesagt wird, daß ihnen dieses Unbegreifliche als eine besondere Gnade Gottes dargeboten wird — so vereinigt sich mit der Wundersucht und Geheimnißkrämerei noch die menschliche Eitelkeit. Die Unbegreiflichkeit gewisser Materien giebt ihnen die größeste Anmuth. Daß Ihr Unitarier die Geheimnisse verwerfet, das ist vorzüglich Schuld, daß Eure Sekte so wenig in Italien als in Polen sich ausbreiten wird. Sehr klug habt Ihr gethan, daß Ihr die Anbetung Jesu, die der Ehre eines einzigen Gottes, der seine Ehre keinem Geschöpfe geben will, höchst nachtheilig ist, beibehalten habt, ob Ihr gleich dafür mit Grunde für inconsequente Theologen und Philosophen gehalten werdet. Der Davidisse und Franken, die ihrer Consequenz wegen von Euren Widersachern für gute Philosophen geachtet werden, wird es nicht viel mehr geben. Die Heiden sagten, daß das Verborgne, das Geheimnißvolle die Gottheit viel majestätischer zeige und ein Bild ihrer Natur sey, in so fern sie unsern Sinnen verborgen ist.

Lock.

Ein anderer Grund der geringern Ausbreitung des Socinianismus ist auch, daß ihre Lehrer dem Volke weniger schmeicheln als andere Sekten, indem sie einen ganz uneingeschränkten Gehorsam gegen die Fürsten lehren. In England würde der Socinianismus sich gar leicht ausgebreitet haben, wenn Socinus nicht gelehrt hätte, daß

ein, sich wider seinen Fürsten empörendes Volk, kein christlich Volk seyn könnte. Dieses Dogma hält Prediger und Schriftsteller in Furcht, nicht wider Dreieinigkeit, Gottheit Jesu und Persönlichkeit des heiligen Geistes zu predigen und zu schreiben, um nicht Socinianer zu heißen, und durch diese Benennung sich nicht den Haß des Volks auf den Hals zu ziehen. Forstern bekam es sehr übel, daß er in seiner Widerlegung des Tindals die Pastoralklugheit aus den Augen gesetzt hatte. Man nannte ihn nicht nur einen Socinianer, sondern auch seine Predigten wurden für socinianisch und ketzerisch gehalten, und von der Zeit an nur von wenigen besucht. *)

Calov.

Vom Papst haben wir noch gar nicht gesprochen.

Leibnitz.

Ich habe meine Meinung, die mit der des Melanchthon ziemlich überein kommt, und welcher auch Luther bei ruhigem Gemüthe nicht abhold war, wenn er äußerte, daß der Papst nur nicht der Denkfreiheit und der Lehre entgegen wäre, er ihm nicht zuwider seyn wollte, wenn die Protestanten ihn als

*) Dieser Anachronismus kommt hier in keine Betrachtung.

das Oberhaupt der Hierarchie und der Kirche anerkennen wollten, — — schon gesagt.

Calov.

Das werden sie nimmermehr thun.

Leibnitz

Doch alsdann werden sie es thun, wenn es ihr eigner Vortheil erfordern wird, wenn aus ihren verschiedenen Lehren Rotten entstehen, die nicht mit Gründen, sondern mit Fäusten streiten und auch die ruhigen Christen mit Gewalt zur Theilnahme auffordern und zwingen. Die ganze Nation mit ihren Fürsten wird bei der Rückkehr zur Kirche gewinnen. Der Adel wird den Glanz seiner Familie erhalten, indem die jüngern Söhne mit den fettesten geistlichen Pfründen versehn und die Töchter in den reichsten Klöstern und geistlichen Stiftungen untergebracht werden. Die Bürger und Bauern können ihre Kinder auf gleiche Weise versorgen, und Uebervölkerung, welche nach dem Urtheile der größesten Politiker; z. B. des Aristoteles, das größeste Unglück ist, das einen Staat treffen kann, kann in einem Staate, in welchem so viele Menschen ihr Leben bloß der Gottheit widmen, gar nicht entstehen. Ich will der vielen Ergötzlichkeiten, die mit dem Katholicismus verbunden sind, und die der Protestantismus entbehren muß, ingleichen des großen Ein-

flusses der Ceremonieen in die Beständigkeit und Fortdauer des Katholicismus nicht erwähnen. Die Einfachheit des protestantischen Gottesdienstes muß bei seinen Anhängern eine Schlaffheit im Glauben nothwendig erzeugen, da der Mensch sinnlich und zur Geistigkeit wenig gestimmt ist, auch diese, ohne den Vehikel des Sinnlichen, in eine Leerheit, oder in einen Mysticismus ausartet, der der Vernunft weit mehr zuwider ist, als alle äußerliche Gebräuche und Uebungen. — — Wären die Menschen bloß vernünftig und reichte ihre Vernunft hin, die Glaubenswahrheiten, zum Beispiel von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Jesu, vom heiligen Geiste, von den Gnadenwirkungen Gottes nach Unterschied der Subjekte, von den ewigen Höllenstrafen u. s. w. zu begreifen und zu ergründen: dann könnten sie der äußern Gebräuche überhoben seyn. Weil sie das aber nicht vermögen: so bedürfen sie einer Hülfe um jene Glaubensartikel fest zu halten und mit denselben einen ihrer Schwachheit angemessenen Sinn zu verbinden. Aus diesem Grunde haben auch alle Völker, so wenige Glaubensartikel sie auch haben mochten, einen äußern Gottesdienst gehabt und haben ihn noch. Wie prachtvoll und mit wie vielen Ceremonieen und Uebungen war nicht der Gottesdienst der Juden versehen, und dieser war von Gott selbst angeordnet. Selbst die Politik der Fürsten, findet bei einem Oberhaupte der Kirche ihre Rechnung. In protestan-

tischen Staaten sind alle Prediger sich gleich, und keiner hat das Privilegium sich auf eine göttliche Inspiration, oder einen besondern Beistand Gottes zu berufen; nun ist es aber unmöglich, daß wenn ihnen z. B. die Frage vorgelegt würde, ob ein Fürst, als ein wahrer Christ, in einem gegebenen Falle, einen Krieg anfangen dürfte, oder unterlassen müßte? selbige übereinstimmend beantworten könnten, zumal da ein jeder seinen Ausspruch, sowohl für als wider, mit Stellen aus der heiligen Schrift würde bestärken können. Bei der Gleichheit des Ansehns würde der geringste Theil, oder gar ein einziges Individuum, sich darauf berufen, daß man Gott mehr als den Menschen gehorchen müsse und daß seine Gegner die Sache Gottes, des zeitlichen Interesse wegen, verriethen. Eines solchen Widerspruchs muß sich der protestantische Fürst immer gewärtig seyn. Wo aber ein Papst ist, da fällt ein solcher Widerspruch ganz weg, indem er nach dem Beispiele der Priester und Propheten des alten Testaments, von den Gesetzen Gottes dispensiren, sie nach Gefallen und nach vorkommenden Umständen, ruhen und schlafen lassen und sie wieder erwecken kann.

Calov.

Ihr macht den Fürsten vom Papst abhängig.

Leibnitz.

Nicht mehr und nicht weniger als es der protestantische

stantische Fürst von den Päpstchen ist; nur mit weniger Gefahr für ihn und für sein Volk.

Lock.

Das Volk weiß so ziemlich wohl, wenn es auf seine zeitliche Wohlfahrt ankommt, was zu seinem Frieden dient und kehrt sich an die Aussprüche weder des Papstes, noch der Prediger, sie mögen mit biblischen Sprüchen, oder mit Bullen, oder mit Concilienschlüssen belegt seyn oder nicht. Nur sein Interesse bestimmt ihn sich darauf zu beziehen, oder sich in seiner Meinung zu bestärken. Die Geschichte der Schweizer, der Venetianer, der Franzosen, die deutsche Reichshistorie und unsere eigne Geschichte liefert davon die besten Beweise.

Leibnitz.

Erfahrungsbeweise können nimmermehr Vernunftbeweisen gleich geachtet werden und auf diese, aus der Natur des Menschen hergenommenen Beweise, berufe ich mich. Nur diese haben in der natürlichen Religion Gültigkeit; jener muß sich kein wahrer Philosoph bedienen. Baco lehrte schon, daß eine seichte Philosophie zur Irreligion verleite, eine tiefer geschöpfte aber wieder zu Gott und Religion zurückführe.

Lock.

Er lehrte aber auch, daß wenn wir in der Religion oder in der Theologie, nicht eingebildete

Fortschritte machen wollten, wir den eiteln Wortkram, hinter welchem sich die Unwissenheit versteckt, Hypothesen, welche der Natur, die uns bekannt ist, nicht ähnlich, folglich bloße von einer feurigen Einbildungskraft erzeugte Chimären oder Sophistereien sind, auf die Seite legen müßten. Er behauptete sogar, daß wirklich a priori bewiesene Wahrheiten, durch die Erfahrung bestätigt werden müßten. Der Mönch, Roger Baco, hat dieses schon zweihundert Jahre früher gelehrt, und hätte man ihm gefolgt, so wären wir gewiß weiter, als wir jetzt sind, — gesetzt auch, daß wir weder Monaden, noch eine vorherbestimmte Uebereinstimmung der Seele und des Körpers, noch eine Sternenmusik hätten. Wir würden aufgehört haben über Gegenstände philosophiren zu wollen, die bloß Erzeugnisse der Imagination sind, welchen man aber, weil sie an sich nichts sind, einen hochklingenden Titel, transcendentale Dinge, gegeben hat, wodurch sich unwissende und leichtgläubige Menschen betrügen und verführen lassen, diesen Hirngespinsten nachzugrübeln und sich am Ende wohl gar einzubilden, daß etwas mehr dahinter, als ein bloßer Wortschwall seyn müsse. Vernünftige Leute sollten sich schon durch den Titel, transcendentale Dinge, abschrecken lassen, mit ihnen in Verbindung treten zu wollen. Sie wissen ja, was das für Leute sind, die sich überstiegen haben.

Orobio.

Ihr zielt auf sein Opus Magnum *) von welchem Spinoza sagte, daß es ihn an Des-Cartes zweifeln gelehrt, und ihn selbst gegen seine eigene Demonstrationen, nach geometrischer Manier mißtrauisch gemacht, da er deren Richtigkeit mit der Erfahrung nicht belegen können. Duo sunt modi cognoscendi, scilicet per argumentum et experimentum. Argumentum concludit, et facit nos concludere quaestionem, sed non certificat, neque removet dubitationem ita ut quiescat animus in intuitu veritatis, nisi eam inveniat via experientiae. Quia multi habent argumenta ad scibilia, sed quia non habent experientiam, negligunt ea, neque vitant nociva, nec persequuntur bona. Si enim aliquis homo, qui nunquam vidit ignem, probavit per argumenta sufficientia, quod ignis comburit et laedit res, et destruit, nunquam propter hoc quiesceret animus audientis, nec ignem vitaret, antequam poneret manum, vel rem combustibilem ad ignem, ut propter experientiam probaret, quod argumentum edocebat. Sed assumta experientia combustionis certificatur animus et

---

*) welches Samuel Jebb zuerst 1733, in Folio, in London herausgegeben hat. p. 116.

requiescit in fulgore veritatis, quo argumentum non sufficit, sed experientia.

Gesetzt also, die Metaphysiker träumten nicht, sondern lehrten wirklich Wahrheiten: so würde man ihnen, ihrer Demonstrationen ungeachtet, doch nicht eher trauen, als bis sie selbige durch die Erfahrung bewährt hätten. Man lasse z. B. einen Geometer eine Mühle bauen: sie wird allen Demonstrationen gemäß erscheinen, nur wird sie den einzigen Fehler haben, daß sie nicht geht, so wie es Eurer Maschine ging, mit welcher Ihr das Wasser aus den tiefsten Gruben in Bergwerken schöpfen wolltet. „Hätte," äußerte Spinoza, „die Gottheit des Plato oder anderer Weltweisen gewollt, daß die Menschen von ihr eine, einem Menschen ähnliche Vorstellung haben sollten: so würde sie sich nicht auf Argumenta, wie Baco es nennt, verlassen, sondern sie sinnlich von ihrem Daseyn überzeugt haben. Dies hat sie unterlassen, und es ist ihr also nicht allein nichts daran gelegen, ob die Menschen etwas von ihr glauben oder nicht glauben, sondern es scheint auch daß sie dergleichen Kenntnisse dem menschlichen Geschlechte gar nicht nützlich erachtet habe."

Leibnitz.

Die armselige Philosophie, die sich nicht über die Erfahrung heraufschwingen kann, ist also genöthigt zu behaupten, sie wisse nicht, daß ein Gott

sey, weil sie ihn weder sehen, noch hören, noch riechen, noch schmecken, noch fühlen kann.

Lock.

Welches doch alle Mystiker können, so sehr sie auch mit der Vernunft entzweiet sind. In unserm Katechismus wird nicht gefragt, ob wir wissen, daß Gott sey, sondern ob wir an Gott glauben.

An den Unterschied zwischen Wissen und Glauben scheint Ihr nicht zu denken. Nehmt Eure mathematischen Kenntnisse aus, und fragt Euch denn, was Ihr wisset? und Ihr werdet über die Geringfügigkeit desselben Euch wundern. Erinnert Euch, daß der Glaube unendlich vieler Grade fähig ist, daß er bald vermehrt, bald vermindert werden kann, ohne jemals Gewißheit zu erhalten, — bedenket, bedenket, daß Eure methaphysischen Demonstrationen, auf Definitionen beruhen, deren Object Ihr in der Wirklichkeit nicht nachweisen könnt und vielleicht Chimären sind — und Ihr werdet mit den Empirikern gemäßigter verfahren.

Leibnitz.

Ich kehre zu der von den Protestanten verworfenen Hierarchie zurück; und bemerke, „daß wenn die Schlachtordnung der Kirche, wie bei einem Lager recht gestellt, die Posten, die Obsorge und Aemter der Geistlichen und Religiösen ausgetheilt, wenn die Regeln der Stiftungen beobachtet

werden: so kann nicht leicht etwas schöneres, etwas vortrefflicheres, noch zur Beförderung der göttlichen Ehre, zum Gewinnste der Seele, und zur Ausübung der Nächstenliebe, wirksameres, ausgedacht werden." *).

Lock.

Wenn doch das Wörtlein wenn, nicht wäre?

Leibnitz.

Fehlt denn das Wenn bei irgend einem andern Institute, das von Menschen seine Einrichtung oder sein Betrieb erhalten muß?

Alexander der Achte.

1689.

Peter Ottoboni, aus Venedig gebürtig, erhielt unter Urban VIII. das Amt eines Auditors oder Beisitzers bei der Rota Romana. Innocentius X. gab ihm im Jahr 1652 den Cardinalshut. Der damalige Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich trug nicht wenig zu seiner

*) Leibnitzens System der Theologie. S. 331. 333.

Wahl bei, da Frankreich den Kardinälen sehr deutlich vorstellte, daß Innocentius XI., um Ludwig XIV. und Frankreich zu schaden, sehr protestantische Gesinnungen geäußert hätte, die der katholischen Religion höchst nachtheilig wären, und die von dem Kaiser, wenn gleich nicht öffentlich gebilligt, doch auch nicht, wie es einem katholischen Fürsten zukäme, ausdrücklich gemißbilligt würden. Der Geburtsort war zwar einigen Kardinälen anstößig; weil Ottoboni aber doch Kardinal geworden, und besonders, weil er 79 Jahr alt war: so fügten sich alle dem Wunsche Ludwigs XIV. und Ottoboni ward am 6. October 1689 zum Papst erwählt, worauf er den Namen Alexander VIII. annahm. Die Venetianer freuten sich am meisten; nicht nur weil Ottoboni aus ihrer Republik war, sondern weil es zur Gewohnheit geworden war, keinen aus ihrem Staate auf den Stuhl zu erheben. Um seine Erkenntlichkeit gegen den König zu beweisen, ermahnte der Papst die Venetianer sehr nachdrücklich zu einem Kriege gegen die Pforte, zumal da sie jetzt in einem Kriege mit dem Kaiser verwickelt wäre, und er versicherte sie eines so guten Ausgangs, daß er den Frieden hintertrieb, welchen der Kaiser mit den Türken zu schließen in Begriff stand, um seine ganze Macht wider die Franzosen gebrauchen zu können. Die Streitigkeiten des römischen Stuhls mit Frankreich wegen der von der Clerisey im Jahre 1682 entworfenen, vom Papste, dem sie nachtheilig wa=

ren, nicht bestätigten Artikel, schien Alexander VIII. zur Zufriedenheit des Königs beendigen zu wollen. Aber es war ihm damit kein Ernst. Er führte Ludwigs XIV. Gesandten hinters Licht und zeigte kurz vor seinem Tode durch die Bekanntmachung einer Bulle, daß er sie nur aufgezogen hatte. Die Bulle, in der er alles verdammte, was die französische Clerisey im Jahr 1682 zum Nachtheil der päpstlichen Gewalt festgesetzt hatte, war schon am 4. August 1690 ganz fertig; der Papst unterließ aber die Publikation derselben bis zum 30. Januar 1691, da er bei seinem Alter und der täglich zunehmenden Schwäche, seinen Tod in kurzem erwartete. So sehr der Hof und das Volk auf Innocentius XI. geschimpft, und Alexander VIII. gelobt hatten: so kehrten sie es nun um. Alexander VIII. war der undankbarste (Ludwig XIV. hatte ihm Avignon wieder eingeräumt) und zu Betrügereien geneigteste Papst, gegen welchen sein Vorfahr ein aufrichtiger Mann gewesen war.

Wenn man diese Bulle ausnimmt: so hat dieser Papst weder für den Stuhl, noch für den Staat nicht das Geringste gethan. Er dachte nur darauf, seine Verwandten zu befördern und zu bereichern. Er fühlte diese Ungerechtigkeit selbst, und fragte daher einen seiner Bekannten, drei Wochen nach seiner Erhebung, was die Leute von ihm sprächen: und da er zur Antwort erhielt, daß sie weiter nichts sagten, als daß er keine Zeit verlöre, seine Familie

und Verwandte empor zu bringen, so antwortete er, daß er doch drei und zwanzig und eine halbe Stunde nach seiner Besteigung, solches zu thun, erst angefangen habe. Diese Anekdote ist aber zuerst von französischen Scribenten (Menage) ausgebreitet worden, und verdient daher wenig Glauben. Der Papst starb zwei Tage nach Publication der Bulle, nämlich am 1. Februar 1691 im 81sten Jahre.

Innocentius der Zwölfte.

1691.

Antonius Pignatelli aus Neapel gebürtig. Urban VIII. machte ihn zum Vice-Legaten des Herzogthums Urbino. Innocentius der Zehnte erklärte ihn zum Inquisitor von Malta, zum Gouverneur von Viterbo, und zu seinen Nuntius nach Florenz, Warschau und Wien. Innocentius XI. setzte ihm den Kardinalshut auf und am 12. Juli 1691 ward er nach Alexanders des Achten Tode zum Papst erwählt, worüber die Römer ungemein erfreut waren. So bald er den Stuhl bestiegen hatte: so äußerte er, daß er in die Fußstapfen Innocentius X. treten würde. Er

schaffte dem zu Folge im Jahr 1692 den Nepotismus förmlich durch eine Bulle ab. Das Armenwesen in Rom erhielt von ihm eine bessere Einrichtung und mit Frankreich verglich er sich. Der Streit betraf das Regalienrecht, Kraft dessen die Könige von Frankreich die Einkünfte der ledig gewordenen Bisthümer und Erzbisthümer so lange bezogen, ja sogar die Pfründen, über welche die Bischöfe und Erzbischöfe frei verfügten, vergaben, bis die Neubestätigten ihren Eid der Treue geleistet, und diesen Akt bei der Rechnungskammer in Paris hatten einschreiben lassen. In diesen Unterhandlungen ward dem Papst alle Gewalt in weltlichen Dingen abgesprochen, und in der Kirche ward ihm bloß das oberste Lehramt eingeräumt, und zwar so, daß ihm bei seinen Entscheidungen über dogmatische und moralische Gegenstände zwar alle Ehrfurcht der Gläubigen gebühre, aber doch denselben das Gepräge der unfehlbaren Wahrheit erst aufgedrückt werde, wenn der Beifall der ganzen Kirche hinzukäme. Es ward befohlen, daß die Grundsätze dieser in vier Artikeln verfaßten Erklärung öffentlich gelehrt und die Theologen darauf verpflichtet werden sollten, welches jedoch nicht zur Vollziehung kam. Der Papst bestand darauf, seine Confirmationsbulle nicht ertheilen zu wollen, wofern nicht der König die eingezogenen Annaten zurückgäbe und die Erzbischöfe und Bischöfe die unterlassenen Bestätigungen nachholten. Es ward endlich im Namen der Bischöfe ein Brief in zweideutigen Ausdrücken an den Papst

erlassen, in welchem um Verzeihung gebeten ward, wobei Innocentius XII es bewenden ließ. *)

Mit dem Kaiser Leopold hatte er der im påpstlichen Gebiete liegenden Lehne der Investitur wegen, Streitigkeiten. Er schrånkte durch eine Kleiderordnung den mit einigen Bekleidungen getriebenen Luxus ein, fand aber bald, daß die Einschrånkung nicht von Dauer war und so gar den Luxus in andern, noch weniger nothwendigen Dingen, vermehrte. Den Peruquen, får welche besonders sehr viel Geld verschwendet ward, war er ungemein feind, nicht allein aus Politik, weil die kostbarsten aus Frankreich eingeführt und mit 40, 50 und mehreren Thalern bezahlt wurden, sondern auch aus Andacht und Religiositåt. Er stiftete eine Anstalt får zweihundert arme junge Mådchen, in welcher sie in nůtzlichen weiblichen Arbeiten unterrichtet wurden und ihren freien Unterhalt bekamen. Für die Justiz-Kollegien bauete er zur Bequemlichkeit der Römer die Curia Innocenziana in Monte Citorio, die eins von den pråchtigsten Gebåuden in Rom ist und dreihundert und funfzehntausend Scudi Romani gekostet hat. In einem von den untersten Zimmern sind die schönen Worte zu lesen:

---

*) S. Bossuets Lebensgeschichte von Bousset, übersetzt von Fedor. B. II. 232.

Miraris hospes
Astraeam
Tam magnifice habitantem.
Scias
Quod et splendidiores
habet aedes
Animum Principis.

In der Gallerie des ersten Stockwerks gegen den Hofplatz sieht man in Marmor gehauen, wie ein Mann von einem andern geschunden wird. Keyßler bemerkt dabei: er wolle nicht entscheiden, ob es Marsyas sey, der vom Apollo, weil er mit ihm auf der Flöte certiren wollen, geschunden worden, oder ob die Statüe einen armen Klienten darstelle, der ungerechten Richtern und boshaften Advokaten in die Hände gefallen. Da schon zu Horaze's Zeiten eine Säule des Marsyas am Markte stand, bei welcher Streitigkeiten und Wechselgeschäfte abgethan wurden: so ist wahrscheinlich dieser Marsyas gemeint. Den Streit über den Ursprung des Carmeliterordens entschied er dahin, daß beiden Theilen, sowohl denen, welche ihn vom Elias und dem Berge Carmel, als auch denen, die ihm einen jüngern Ursprung gaben, ein Stillschweigen auferlegt ward. Der Papst Benedictus XIII. hat jedoch den Streit nach dem Wunsche der Carmeliter entschieden, und es ist also außer Zweifel, daß ihr Stifter der gen Himmel gefahrne Elias gewesen sey.

Als im Jahr 1700 das Jubiläum sollte eröffnet

werden, hätte er zwar gern die heilige Pforte in der Peterskirche selbst eröffnet, wozu er sich auch einen goldenen Hammer hatte machen lassen; er konnte aber Unpäßlichkeit halber dazu nicht gelangen, sondern mußte es dem Kardinal Bouillon als Vice-Dechant überlassen. So wie die Missionarien aus Japan verjagt wurden: so stand ihnen in Siam ein ähnliches Schicksal bevor, welches die letzten Tage des Papstes sehr verbitterte; indessen nahm die Sache einen bessern Ausgang, als er besorgt hatte.

Nach der im Jahre 1688 erfolgten Ermordung des Kaisers bemächtigte sich Opta Pittacha des Throns von Siam, nachdem er mehrere Prinzen, sogar noch beim Leben des alten Kaisers, hatte umbringen lassen. Pittacha war von der Familie, welcher des ermordeten Kaisers Vater die Krone geraubt hatte. Durch Heuchelei hatte er sich die Zuneigung der Talapoinen (der Priester) erworben, ob er gleich kein öffentliches Amt bekleidete. Aus Klugheit hatte er alle Bedienungen abgeschlagen mit welchen ihn der Kaiser hatte beehren wollen; indessen hatte er doch freien Zutritt zu ihm, und es ward niemals etwas Wichtiges beschlossen, ohne es ihm vorher bekannt gemacht und seine Meinung darüber vernommen zu haben. Er besaß einen durchdringenden Verstand, übersah das Ganze sehr schnell in seinem Umfange und mit seinen Folgen und war daher Staatssachen zu betreiben und große Entwürfe auszuführen, äußerst fähig und geschickt.

Auch als Kaiser ließ er sich sehr gern sprechen und seine Unterhaltung war unterrichtend und angenehm. Sonst hatten sich die Kaiser nur bei gewissen Feierlichkeiten sehen lassen, welches Zwangs sich der von ihm entthronte und umgebrachte Kaiser aber schon entledigt hatte, nachdem ihm die Franzosen erzählt hatten, daß der französische Monarch und alle Fürsten in Europa, sich täglich, sowohl ihren Unterthanen zeigten, als sich auch mit ihnen ohne einem so beschwerlichen Ceremoniel sich zu unterwerfen, mündlich besprächen. Er liebte sein Vaterland und war ein guter Siamer, aber ein heimlicher Feind der Fremden. Er ließ sich nicht leicht hintergehen, war aber selbst weder redlich noch aufrichtig; er war sehr ehrgeizig und verfolgte diejenigen, von welchen er verachtet zu werden argwöhnte. Einige in der Stadt Siam Statt gehabte Excesse, an welchen mehrere Fremde Antheil genommen hatten, veranlaßten den Beschluß, daß alle Fremden die Stadt verlassen sollten. Auf Vorstellung einiger Mandarinen, daß dadurch der Handel sehr leiden würde, indem die Europäer und auch die Perser und Türken viele Faktoreien in der Stadt hätten, ward das Dekret auf die Franzosen, und nachher auf die französischen Missionarien und deren Gesinde und Anhang eingeschränkt, welche unter Vorgehung eines Trommelschlägers und einer brennenden Fackel mit ihrem Haab und Gut aus der Stadt ziehen sollten. Dieser Beschluß ward auch ausgeführt. Die übrigen Fremden blieben mit ih-

ren Missionarien in Ruhe, und nach einiger Zeit fanden sich auch wieder französische Apostel ein, ohne daß sie wären beunruhigt worden.

Man hat ein Gespräch zwischen diesem Kaiser und einem französischen Missionär, worauf die Verweisung aus der Stadt Siam erfolgt seyn soll. Aber ein ganz ähnliches wird dem Kaiser Camhi von China mit einem Jesuiten beigelegt, welches der Vertreibung der Christen aus China vorangegangen seyn soll. Wahrscheinlich sind beide in Europa, und vermuthlich in Frankreich erdichtet worden. Die Unterredung des Kaisers von Siam mit dem Jesuiten Nigot, von dem es heißt, daß er zu den Einfältigen gehört, dergleichen die Gesellschaft nach dem Zeugnisse des Generals der Jesuiten, des Oliva, nicht entrathen könne, weil sie auch Heilige bedürfe, — hebt mit der Frage an, was ihn und seine Helfershelfer bewege ihre Religion andern Völkern zu verkündigen, und auf die Antwort, daß die ihrige die allein wahre und seligmachende wäre, erwiedert der Kaiser, daß alle Religionspartheien das Nämliche von ihrer Religion behaupteten, daß die europäischen Völker noch selbst des Unterrichts bedürften, daß sie also sehr unrecht thäten, daß sie über die beabsichtigte Aufklärung der Fremden, die ihnen näher liegende Erleuchtung ihrer Mitbürger vernachläßigten, daß die Proselytenmacherei dem Völkerrecht zuwider wäre, u. s. w. Der Pater Tachard hat sowohl mit siamischen Priestern, als mit ihren Philosophen öfters disputirt,

sich aber keiner Bekehrungen berühmt, vielmehr gerathen, nach Siam keine Missionarien, wohl aber Seiltänzer, Kapriolenmacher und dergleichen Leute zu schicken, die sich dort in kurzer Zeit bereichern und dann nach Frankreich zurückkehren könnten.

Innocentius XII. starb nach einer langwierigen Krankheit am 27. September 1700 im fünf und achtzigsten Jahre seines Alters.

Der Mandarin Ockmun, der Pater Tachard und der Talapoin Xistoff.

Der Mandarin Ockmun, der bei dem ermordeten Kaiser in großem Ansehn stand, sprach öfters mit dem Pater Tachard über Künste und Wissenschaften. Einmal unterhielt er sich mit ihm über die Tonkunst, für welche der Mandarin ungemein eingenommen war, von welcher Tachard aber wenig oder gar nichts verstand. Der Mandarin hatte eine gute Weile mit dem größesten Enthusiasmus von der Tonkunst gesprochen und seine Lobeserhebungen mit den heftigsten Geberden begleitet, als er merkte, daß Tachard nicht allein ganz kalt und gleichgültig geblieben war, sondern auch die Musik gering schätzte, wie er aus seinen Mienen folgern zu müssen glaubte. Ockmun unterdrückte

zwar die in ihm entstehende Aufwallung über Tachards Gefühllosigkeit; indessen sagte er ihm doch, daß er an den französischen geschmackvollen Hof wohl niemals, auch nicht einmal an andere Höfe gekommen seyn müßte, die, wenn sie gleich keine Opern hätten, doch täglich, sollte es auch nur bei den Mahlzeiten geschehen, sich an der Musik ergötzten und durch sie ihren Geist aufheiterten. *) Hierauf entspann sich folgendes Gespräch.

Tachard.

An den Höfen in Europa wird wenig musicirt. Sonst liebte man die Tafelmusik. Ludwig XIV. hat sie aber nur bei Feierlichkeiten beibehalten, um den Gästen die Langeweile, bei dem lange zu Tische-sitzen zu vertreiben, indem bei dergleichen Festivitäten Niemand spricht als der König, und der, den er anredet. Mir hat man gesagt, daß die Tafelmusik die Langeweile vermehre und die Eßlust vermindere und sie scheint mir etwas Abgeschmacktes zu seyn. Sonst wird überall sehr viel musicirt; — mancher greift nach der Geige um möglichst den Hunger zu vertreiben, oder doch erträglich zu machen. In unsern Tempeln wird, der Gottheit zu

*) Ockmun war aus der Provinz Tanassein, deren Bewohner sich dadurch auszeichnen, daß sie sich in ihren Gesprächen der Tropen, Figuren und Hyperbeln eben so sehr als der Geberdensprache bedienen und daher für die besten Pantomimen in Asien gehalten werden.

Ehren, Instrumental- und Vokal-Musik mit einander verbunden, gehört.

Ockmun.

Die Siamer wollen lieber beten als singen. Für den Gesang sind sie wenig gestimmt; — was sollen sie auch singen, da die Poesie bei uns fast ganz darnieder liegt, indem die Reichen und Vornehmen sich mit persischen und türkischen Singstücken vergnügen, das gemeine Volk, wie gesagt, nicht viel aus dem Singen macht, und wenn es ja singt, sich mit alten, aus dem Persischen übersetzten Volksliedern begnügt. Bei den Begräbnissen haben jedoch die Siamer Musik, und für Schauspiele und Feuerwerke sind sie sehr eingenommen.

Der Talapoin Xistoff, der den beiden sich Unterredenden bekannt war, vermehrte die Gesellschaft, welches dem Missionär nicht unangenehm war, weil er hoffte, beide in einen theologischen oder philosophischen Streit verwickeln, und besonders den Talapoin sich für seine Religion ereifern sehn zu können, welches ihm jedoch in Siam nicht so glückte, als es in Europa vielleicht geschehen seyn würde.

Xistoff.

In Europa singt man lieber — — weil man der Erhörung des Gebets wenig, oder gar nicht versichert ist — in Siam aber betet man gern, weil man der Erhörung völlig versichert ist.

Tachard.

Also, Alles, warum Ihr die Gottheit anflehet, das giebt sie Euch?

Xistoff.

Alles; — wir verlangen aber auch nichts von ihr, als was mit unsern Thaten nothwendig verbunden ist.

Tachard.

Da könntet Ihr das Gebet unterlassen: denn wenn Eure Handlungen die Ursachen sind, von dem warum Ihr bittet, so sehe ich nicht, was das Gebet nützen kann.

Xistoff.

Ihr scheint mir sehr eigennützig zu seyn; — der Gottesdienst der Siamer ist keine Wirkung der Habsucht und der Sklaverei, — sondern der wahren Freiheit und Dankbarkeit, die sich darüber im Gebete auslässt, daß die Gottheit mit einer guten Handlung so gute Folgen nothwendig verbunden hat. Aus diesem Grunde haben sie nur Dankgebete.

Tachard.

Die Christen wissen außer den natürlichen Folgen guter Handlungen, die sie mit den Siamern gemein haben, auch noch von besondern Folgen, die nicht mit der That verbunden sind, sondern von dem Willen, von der Güte Gottes, von der Vorsehung abhangen.

Xistoff.

Wenn die Belohnungen und Strafen des Himmels auch nur so gewiß sind, als die, welche die Bürger von dem Staate zu erwarten haben: so will ich nicht leugnen, daß sie gute Motive zur Uebung der Tugend und zur Unterlassung des Bösen seyn müssen. Wenn sie aber nicht so gewiß sind, wenn der Gottlose oft mehr, als der Fromme mit Wohlthaten von der Gottheit versehen wird, — wenn des Einen Gebet erhört wird, des Andern aber unerhört bleibt — dann kann man nicht allein auf Erhörung gar keine Rechnung machen, sondern die Gottheit selbst erscheint in einem sehr nachtheiligen Lichte, entweder als ungerecht, oder als ohnmächtig, oder als eigensinnig, oder als alles Dreies zusammen.

Tachard.

Die Christen fordern nichts von Gott, als was ihnen nützlich ist, und das erhalten sie. Nur verkennen sie so oft das, was ihnen nützlich ist, und dann sind sie mit der Gottheit unzufrieden.

Xistoff.

Bloße Ausrede! lieber Pater, und weiter nichts; doch worin bestehen diese Belohnungen und Strafen?

Tachard.

Den Tugendhaften wird nach diesem Leben die ewige Seligkeit verheißen oder angewiesen, und den Lasterhaften wird die ewige Höllenpein angedroht.

Xistoff.

Was habt Ihr für Beweise, daß Eure Assignationen honorirt und Eure Lettres de Cachet respectirt werden? Doch ich weiß wohl, daß in Europa so wenig als in Siam jemals einer, weder aus dem Himmel, noch aus der Hölle zurückgekehrt ist, — unsern Sammonocodom ausgenommen, der neunmal in der Hölle gewesen ist, — und daß diese Motive also nur vom Glauben — der ein besonderes Geschenk des Himmels ist, — ihre Stärke erhalten. Dies aber auch alles bei Seite gesetzt, so kann ich doch Euren himmlischen Belohnungen und höllischen Strafen keine besonders wirkende Kraft zutrauen, indem nach Eurer heiligen Schrift (Hesekiel Cap. 18. V. 1. u. f.) der lasterhafteste und böseste Mensch, wenn er sich bessert, wenn es auch erst auf dem Todtbette geschieht, von diesen angedrohten Strafen befreiet wird, und das Blut Jesu Christi den Christen von allen Sünden rein macht. Wenn die Sünden und Verbrechen so leicht abolirt

werden können: so wird man sich eben nicht sehr bemühen die Belohnungen zu verdienen, zumal da man sie ohne alles eigne Verdienst bekommen muß. Vielleicht erhalten diejenigen die ausgezeichnetesten Belohnungen, die sie am wenigsten verdient haben: denn der Pater Loubere hat mir einmal gesagt, daß der Christ den Himmel nicht anders als ein bloßes reines Geschenk, worauf ihm gar kein Recht zusteht, anzusehen habe.

Tachard.

Du hast den Loubere nicht recht verstanden; eine gewisse europäische Sekte, Protestanten genannt, will zwar von den guten Werken nichts wissen und sie zur Erlangung der Seligkeit nicht geeignet, sondern sie nur als Folgen, daß man bei Gott in Gnaden stehe, ansehn; — wir, die Katholiken, wir Rechtgläubige, behaupten aber, daß Gott bei Ertheilung seiner Gnade auch immer ein Auge auf die guten Werke offen halte und nach diesen die Seligkeit ertheile. Schlimm ist es, daß wir darüber noch nicht so recht aufs Reine sind, ob wir ohne Gnade Gottes auch gute Werke thun können, welches einer unserer größesten Kirchenlichter leugnet, und daher alle Handlungen, sie mögen noch so gut seyn, wenn sie nicht aus dem Glauben kommen, der ein Geschenk der Gottheit ist, glänzende Laster, splendida vitia, nennt. Zu diesen guten Werken, welche

zugleich Mittel sind uns im Glauben zu stärken und zu erhalten, gehört auch das Gebet.

Xistoff.

In so fern das Gebet eine Erhebung des Gemüths zur Gottheit ist, halten wir es auch für eine Gott wohlgefällige Uebung, die unsern Geist mit Vertrauen erfüllt und uns auf dem Wege der Tugend zu einer Stärkung dient, ob wir gleich bei Gott dadurch nichts verdienen, und Gaben und Geschenke dafür weder hoffen noch erwarten.

Tachard.

Du sprichst immer nur von einem Gott, vom Sammonocodom, und doch höre ich die Siamer öfters noch von einem andern Gott reden, welches mich in Eurer Gottesgelahrtheit ganz irre macht.

Xistoff.

Wir verstehen unter dem Worte Gott ein höchstes Wesen, das aus Leib und Seele besteht, dessen Eigenschaft ist, den Menschen zu helfen, das heißt, ihnen ein Gesetz zu geben und sie die wahre Religion zu lehren, nebst andern, ihnen nöthigen Künsten und Wissenschaften. Die Vollkommenheiten, die wir ihm zueignen, sind der Besitz aller Tugenden und zwar im allerhöchsten Grade. Die Siamer glauben, er sey so hurtig,

daß er in einem Augenblick hinkommen könne, wohin er wolle, — daß er nach eigenem Belieben sichtbar und unsichtbar seyn könne; daß er alle Dinge wisse und alle Menschen unterrichte; daß er in der Zeit hervorgebracht worden, und nicht immer bleibe; daß er ein Gott worden sey, nachdem er eine im höchsten Grade vollkommene Tugend in verschiedenen Leibern erhalten, und endlich seinen Leib von allen menschlichen Leidenschaften durch sehr viele Seelenwanderungen befreiet habe. Zu seiner höchsten Glückseligkeit gelangt er, wenn er stirbt. Dieser Tod muß von der ewigen Ruhe verstanden werden, welche dieser Gott im Himmel genießet, nach einer gewissen Anzahl von Jahren, binnen welcher er die Zahl seiner Auserwählten, die er in den Stand der Heiligen bringen wollen, voll gemacht hat. Hierauf bekleidet ein anderer Gott seine Stelle, welcher die Welt regiert. Dieser andere Gott ist ein vollkommener Mensch, welcher durch seine gute Werke verdient hat, Gott zu werden, und zu dem höchsten Grad der Heiligkeit zu gelangen. Diejenigen, welche hier auf Erden fromm gelebt, werden Heilige, nachdem sie viele Tugenden erlangt, und durch viele Leiber gegangen, worinnen sie von allen Lastern gereinigt worden. Ein Gott aber zu werden, dazu wird eine ganz unvergleichliche Heiligkeit erfordert, so daß auch nicht der geringste Mangel gefunden werden muß. Sie glauben ein Paradies und eine Hölle; sie halten aber dafür,

daß weder die Freude des Paradieses, noch die Qual der Hölle ewig dauern werde. Sie bilden sich ein, daß eine ewige Freude, deren man sich nicht entziehen kann, ein wahres Uebel seyn würde; und eine ewige Pein für den, der sie auflegte, noch abscheulicher wäre, als für den, der sie litte. So wohl im Himmel giebt es Grade der Seligkeit, als auch dergleichen für die Pein in der Hölle vorhanden sind.

Was insonderheit den jetzigen Gott, den sie eigentlich so aussprechen: Sommonok-Hodom, anlangt, so ist sein Bruder Thevathat auf ihn böse geworden und hat ihn bekriegt. Weil er aber nicht mächtig genug war, ihn seiner Gottheit zu berauben, so hat er eine neue Religion erdacht, aus welcher sehr viele Sekten entstanden sind. Dieser Thevathat soll Jesus Christus seyn, welcher in der Hölle bestraft wird, weil er seinen Bruder Sommonok-Hodom verfolgt hat. Dies ist aber bloß eine Meinung einiger Theologen, wodurch sie die Siamer von der christlichen Religion abschrecken wollen. Die Talapoins sind die wahren Nachfolger ihres Gottes. Die Welt, oder wie wir sagen, Himmel und Erde, halten wir für ewig, weil wir uns nicht vorstellen können, daß die Welt jemals einen Anfang gehabt noch ein Ende nehmen werde. Die Erde soll nach der Meinung einiger unserer Theologen mit einer starken und sehr hohen Mauer umgeben seyn, an welcher alle Geheimnisse der Natur mit großen Charakteren eingegraben sind. Mitten in der Welt soll ein sehr hoher Berg seyn, um welchen die Sonne

und der Mond immerfort herumlaufen, wodurch Tag und Nacht gemacht wird. *) Mit Theologen disputire ich darüber nicht, und unsere Physiker lehren und urtheilen ganz anders.

Tachard.

Von Eurer Physik nichts zu sagen, so kann ich mein Erstaunen über die Ungereimtheiten und Widersprüche Eurer Theologie nicht verbergen.

Ockmun.

Unsere Theologie hat noch handgreiflichere Widersprüche, welche die Talapoinen Geheimnisse nennen und für die sichersten Kennzeichen der Göttlichkeit des Sommonok-Hodomismus gehalten werden, und keine Widersprüche, sondern göttliche Wahrheiten und höher als alle Vernunft, folglich der Beurtheilung gar nicht unterworfen seyn sollen.

Tachard.

Diese Behauptung scheint mir ein Kniff der Talapoinen oder Theologen zu seyn, wodurch sie ihre Abgeschmacktheiten und Widersprüche in der Theologie der Untersuchung entziehen wollen.

Ockmun.

Kann wohl seyn, doch — —

---

*) Chaumont Ambassade de Siam. Vol. 1. p. 314.

Xistoff.

Meinst Du Tachard, daß uns Talapoinen Deine Gotteslehre anders erscheint? Euer Gott, der einen Sohn gleiches Wesens mit ihm gezeugt, und von Ewigkeit her einem heiligen Geist sein Wesen mitgetheilt hat, die alle drei ihrem Wesen, und nicht etwa ihrem Namen nach, verschieden und also drei Wesen oder Substanzen sind, die Ihr aber schlechterdings nur ein Wesen zu seyn Euch einbilden wollt; — dieser Gott scheint uns eben so ungereimt und mit sich selbst in Widerspruch zu seyn, als Euch der Sommonok=Hodom nur immer vorkommen mag.

Tachard.

Wir lehren aber ausdrücklich, daß dieses Dogma von der Dreieinigkeit ein Geheimniß sey, welches also gar kein Gegenstand der Untersuchung für die Vernunft seyn kann, weil hier nichts zu beurtheilen ist, indem ihr weder der Gegenstand selbst, noch ein Begriff davon gegeben werden kann.

Xistoff.

Ihr macht Euch also wirklich der von Ockmun uns beigelegten Ausflucht schuldig und versteckt Euch hinter Behauptungen, die Du eben Kniffe genannt hast. Könnt Ihr Christen es uns wehren, wenn wir behaupten, daß unsere Lehre von Sommonok=Hodom auch ein Geheimniß ist und also sogleich aller

Untersuchung entzogen wird? Ihr wollt Euch außerdem mit Unwahrheiten helfen, wenn Ihr sagt, daß der Vernunft nur das Urtheilen zukomme, die Gegenstände aber anders woher erhalten müsse, und wenn sie selbige nicht bekomme, sie auch nicht urtheilen könne. In Eurem Geheimnisse, daß Eins drei, und Drei Eins seyn sollen, ist der Vernunft genug gegeben, ihr Amt zu verwalten und ihr Urtheil zu sprechen, daß das Etwas unmögliches sey.

Tachard.

Es würde uns zu weit führen, wenn ich Dir zeigen wollte wie unsere Theologen diese dunkle Lehre aufgehellt und von allen Widersprüchen befreiet haben, die auf den ersten Blick in ihr zu liegen scheinen. Es ist auch nicht von der Religion Jesu, sondern von der Lehre des Sommonok-Hodoms die Rede. Dieser ist, wie Ihr sagt, gestorben und befindet sich jetzt in einem Stande der Ruhe; Ihr sagt aber auch zugleich, daß Euer Gott, eigentlich zu reden, nirgends sey, — daß er nicht der geringsten Glückseligkeit genieße, daß er keine Gewalt habe und den Menschen weder Gutes noch Böses thun könne. Das Wort Nireupan, welches den Zustand anzeigen soll, in welchem er sich befindet, bedeutet Vernichtung. Er ist also gar nicht vorhanden; und demohnerachtet halten ihn die Siamer für selig. Er hat keine Ohren, kann nicht hören, denn er ist todt, und dennoch beten ihn die Siamer an.

Kann irgend Etwas mit sich selbst so im Widerspruche stehn, als der Gott der Siamer?

Xistoff.

Kann irgend Etwas mit sich selbst so im Widerspruche stehn, als der Gott der Christen, der aus dreien verschiedenen Substanzen bestehen und doch nur eine Substanz seyn soll?

Ockmun.

Eure Gegenbeschuldigungen scheinen mir von beiden Seiten gleich gut gegründet zu seyn — so wie Ihr auch beide eine gleiche Entschuldigung für Eure sich widersprechenden Lehren anführen könnt. Die Begriffe und Vorstellungen der Menschen sind von ihren Empfindungen oft ganz verschieden; und nicht von jenen sondern von diesen hängt ihre Religion ab. Die Siamer rufen den Sommonok-Hodom nicht an, in so fern sie glauben, daß er keine Macht hat, oder gar nicht vorhanden ist, sondern in so fern sie ein gewisses Vergnügen empfinden, ihm eine Existenz und eine Gewalt beizulegen, und sich darüber freuen, daß sie einem Wesen, ob es gleich eine bloße Phantasie ist, als ihren Beschützer, als ihren Freund, als ihren Vater betrachten können. Ein jeder Verliebter verschönert und vergrößert den Gegenstand seiner Liebe, und er ist am vergnügtesten, wenn er ihn gleichsam über alle Schranken erhoben hat. Diese Verliebten glauben einen gewissen Gegenstand ihrer Liebe zu haben; —

es giebt aber auch welche, die keinen äußern Gegenstand sich einbilden, sondern die in ihre Phantasie verliebt sind, die sie verehren und als ihre Gottheit anbeten. Sind diese Menschen deshalb unglücklich? Keinesweges. Ihre Liebe und ihr Vergnügen ist so dauerhaft als ihre Phantasie; und länger als diese, dauert die Liebe auch nicht bei wirklichen Gegenständen: Denn was man nach erkalteter Phantasie, Liebe nennt, das ist Gewohnheit. Hiernach ist es sehr natürlich, daß wenn der Gott der Siamer auch ein unmögliches, sich selbst widersprechendes Ding wäre, und die Theologen lehrten, daß er sich um nichts bekümmerte, daß er die Gebete nicht hörte — die Siamer sich doch aus Bedürfniß mit ihm unterhalten, ihn verehren und gute Handlungen, aus Liebe gegen ihn, üben könnten. Die meisten Menschen bedürfen eines solchen Gottes, als ihnen ihre Einbildungen schaffen, — sehr wenige haben ihre Phantasie so in ihrer Gewalt, daß sie der Vernunft weichen muß; und es ist also auch ganz gewiß, so sehr es sich auch die Gottesleugner angelegen seyn lassen mögen, ihre Lehre zu verbreiten und die Götter als eitele Phantomen darzustellen — daß die Menschen niemals sich von ihren sie ergötzenden Phantasien, so widersprechend sie an und für sich und der Vernunft seyn mögen, lossagen werden. Es mag immerhin seyn, daß Alles, was dem Menschen begegnet, ihm nothwendig begegnen muß; er wird doch allezeit ein Vergnügen dabei empfinden, wenn er diese Nothwen-

digkeit personificiren, sie zu Etwas machen kann, das ihm ähnlich ist und das sich mit ihm eben sowohl, als er sich mit ihm beschäftigt. Die menschliche Eitelkeit findet in der Religion viel zu viel Nahrung, als daß jemals die Atheisterei sich weiter als über einige spekulativische Köpfe verbreiten könnte.

Schreibfehler.

Statt Sappho lies: Corinna.
Statt Uriel a Costa lies: Orobio.

bigkeit perſonificiren, ſie zu Etwas machen kann, was ihm ähnlich iſt und daß ſich mit ihm eben ſo macht, als er ſich mit ihm beſchäftigt. Die menſchliche Wiſſenſchaft findet in der Religion weit zu viel Nahrung, als daß jemals die Atheiſterei ſich weiter als über einige ſyſtematiſche Köpfe verbreiten konnte.

Gedruckt bei J. F. Flick in Rathenow.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Paalzow, Christian Ludwig, 1753-1824

Das Theater der Reformation oder der Papst und die Reformation

Bd.: 2. Die Polemik des 17. Jahrhunderts. - 384 S.

Berlin 1824

Polem. 2036 n-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10775517-0